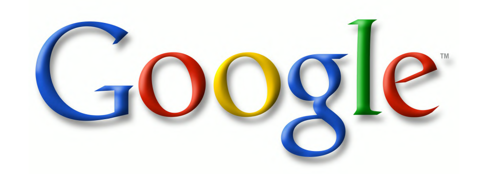
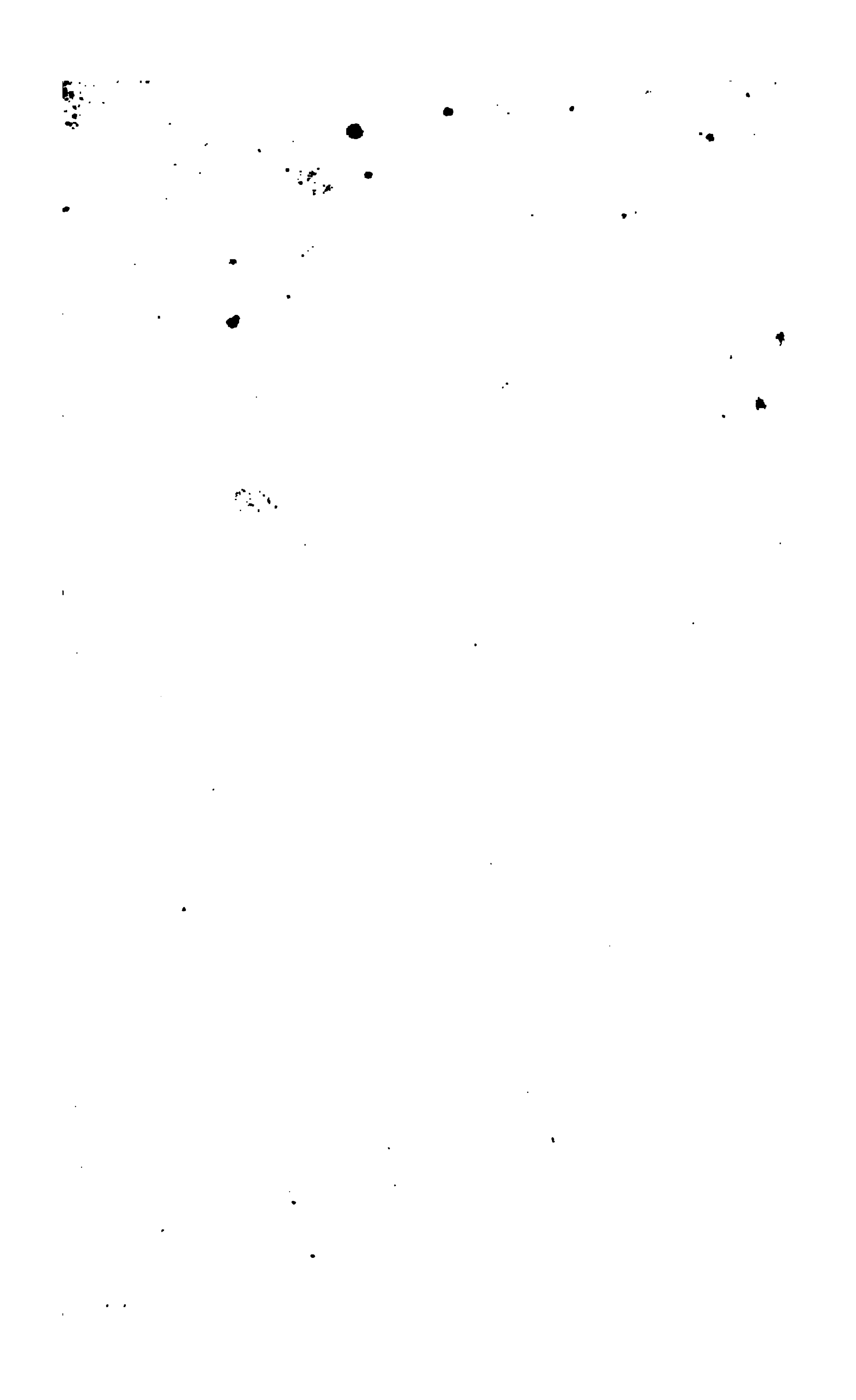
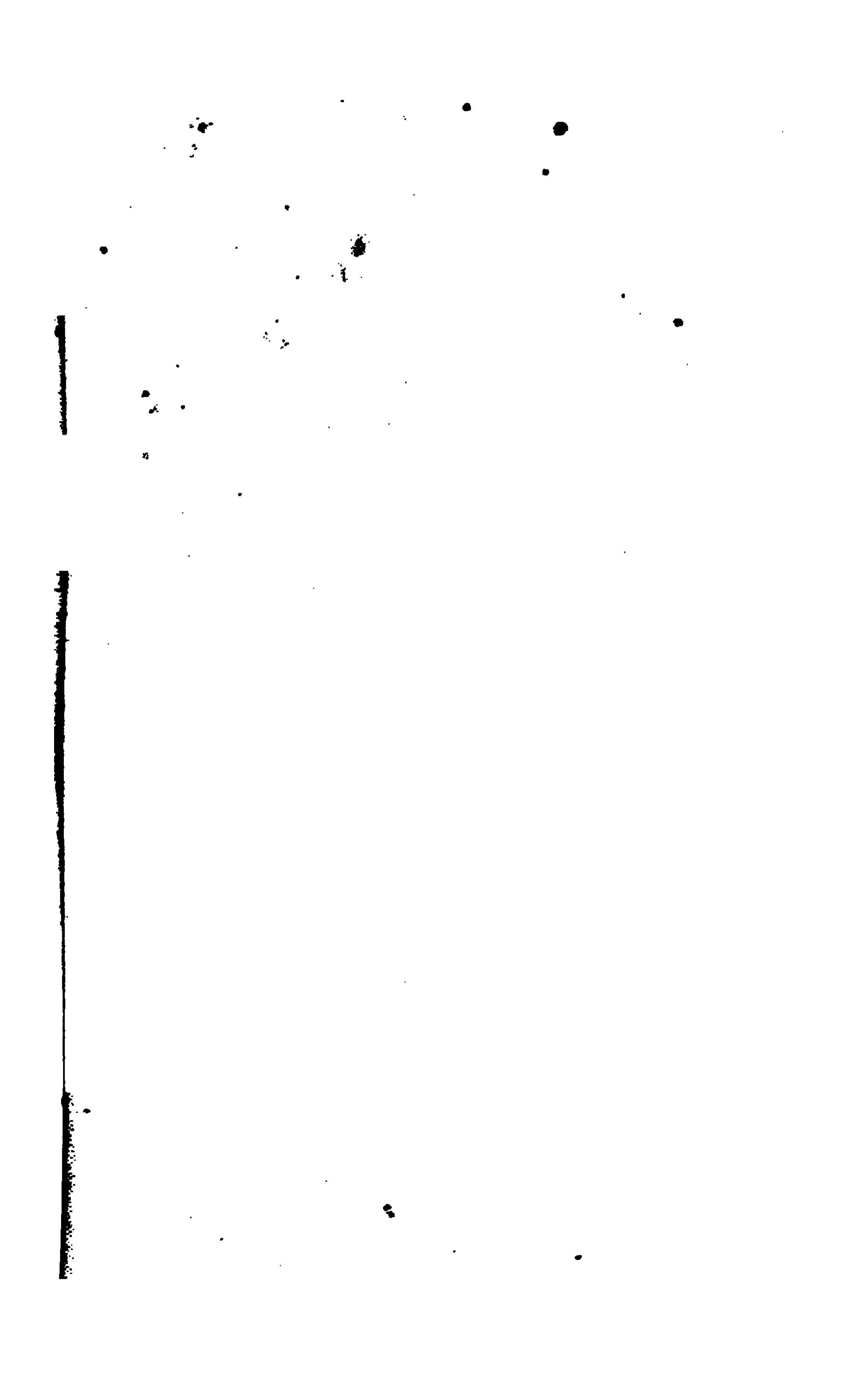
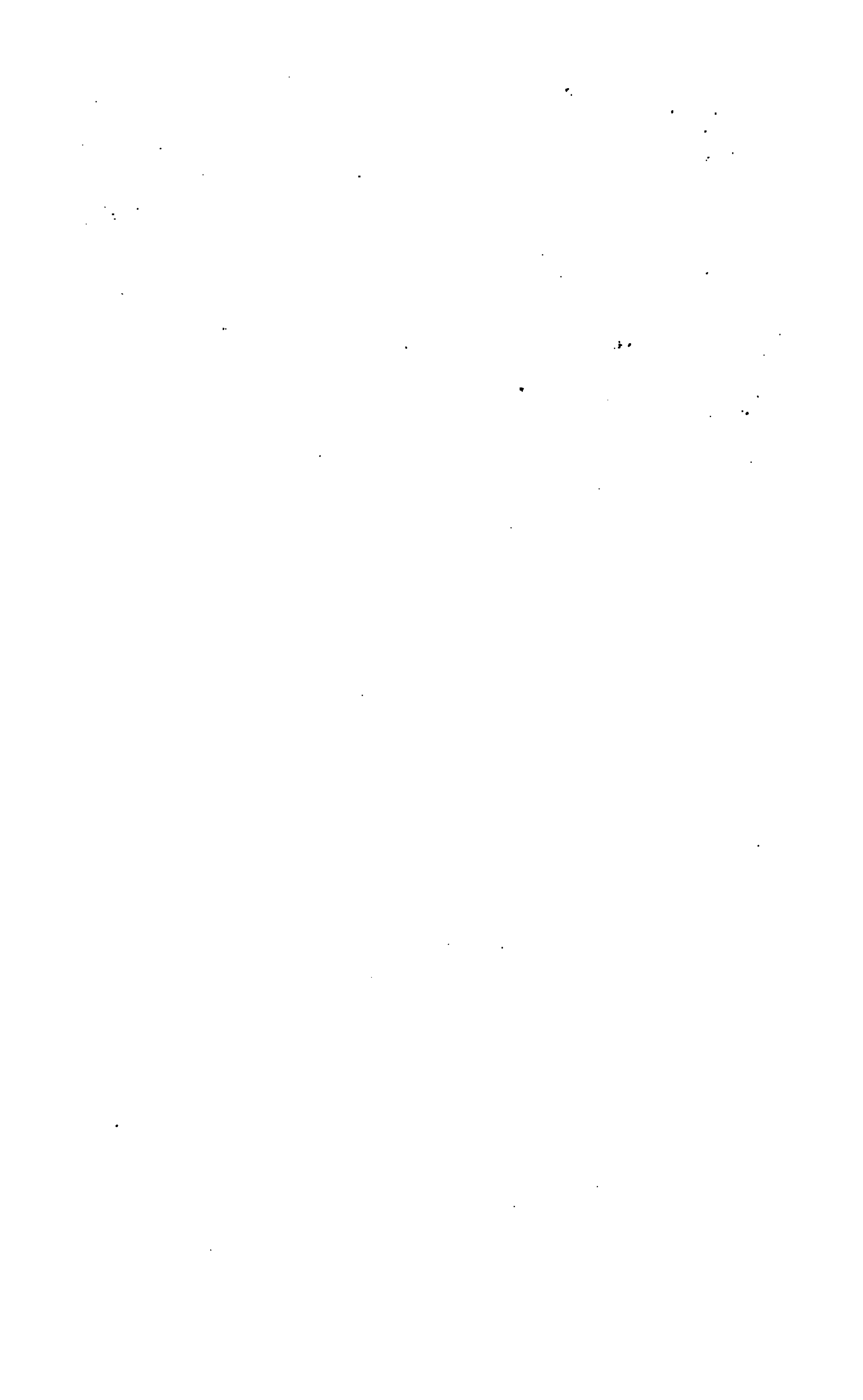
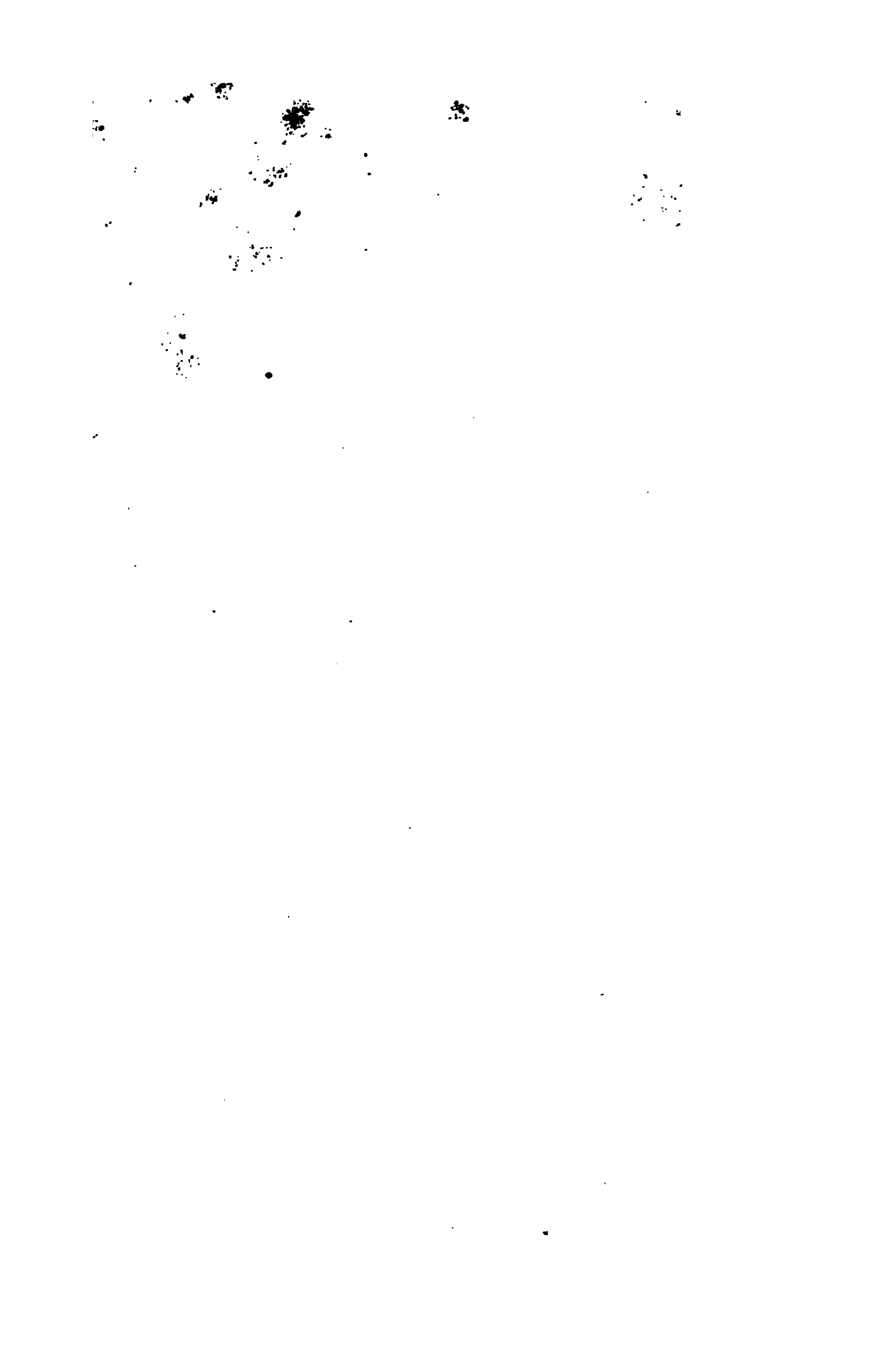


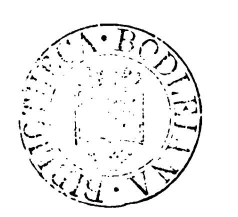













Gerard pinx.
Druck v. F. Kargl in Wien.

Erinnerungen

aus dem

Kriegerleben eines 82jährigen Veteranen

der österreichischen Armee,

mit besonderer Bezugnahme auf die Feldzüge der Jahre
1805, 1809, 1813, 1814, 1815;

nebst einem Anhange

die Politik Oesterreichs vom Jahre 1809 bis 1814 betreffend,

von

Maximilian Ritter von Thielen

k. k. Major, Ritter des österr. Leopold- und mehrerer anderer militärischer Verdienst-Orden,
Besitzer mehrerer Medaillen für Wissenschaft und Kunst, Ehrenbürger der Gemeinde
Wiesmath in Nieder-Oesterreich.

Mit dem Porträt des Feldmarschalls Fürsten Carl zu Schwarzenberg.



WIEN, 1863.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hofbuchhändler.

Vorwort.

Indem ich es wage, hier in dem vorliegenden Werke die Erinnerungen eines langen Soldatenlebens der Oeffentlichkeit zu übergeben, in welchem ich bald 60 Jahre der österreichischen Armee angehöre, weiss ich mich sehr gut zu bescheiden, dass die Ereignisse, die sich für meine Person an dies Leben knüpfen, kaum auf nur gewöhnliches Interesse Anspruch machen können; allein die Zeit in der ich gelebt, die Begebenheiten, die sich mit ihr vermählten die Männer, die ich gesehen, die ich gekannt, mit denen ich gelebt, und mit, und unter denen ich gedient, sind es, deren Erwähnung in meiner Arbeit auf die Theilnahme der Leser wird rechnen dürfen.

Kein geborner Oesterreicher erblickte ich dennoch das Licht der Welt unter dem Scepter eines erlauchten Sprossen des erhabenen Stammes Habsburg, dem Erzherzog Maximilian Franz Churfürsten und Erzbischofe von Köln, Bruder des unvergesslichen Kaiser Joseph II., und schon von Kindesbeinen an ererbte ich von meinen Eltern die innigste Liebe für Oesterreich, die angeborne Anhänglichkeit an seinen durchlauchtigsten Herrscherstamm. Also durch und durch, mit Leib und Seele Oesterreicher, jetzt um so mehr, als mein allergnädigster Kaiser und Herr, kürzlich durch meine Erhebung in den Ritterstand des österreichischen Kaiserstaats diesem glühenden Gefühle allergnädigst die Weihe zu ertheilen geruhten, können sich meine Erinnerungen hauptsächlich nur auf mein gegen-

wärtiges theueres Vaterland, auf Personen beziehen, die ihm angehören; meine eigenen kleinen Erlebnisse dienen mir dann nur zum Faden, an denen sich die Begebenheiten einer denkwürdigen Zeit abspinnen.

Rechne ich dann die Zeit des Befreiungskrieges, die Jahre 1813 und 1814 als jene, welche die schönsten Erinnerungen meines militärischen Lebens in sich fasst, um so mehr als ich diese beiden Feldzüge in der nächsten Umgebung des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg zu dienen, und des Fürsten besonderer Rücksicht mich zu erfreuen das Glück hatte, so würde es mir dennoch nicht in den Sinn gekommen sein, die unbedeutenden eigenen Erlebnisse der Oeffentlichkeit zu übergeben, wenn nicht der heisse Drang, jenen rücksichtslos perfiden Schriften, in so weit sie zu meiner Kenntniss gekommen, kühn entgegen zu treten, welche die Ehre Oesterreichs, seines Kaisers, seines Feldherrn und seines Heeres, auf eine nie dagewesene Weise angreifen, mir die Feder in die Hand gedrückt hätte, um Schriften zu antworten, die oft mit einer an Infamie grenzenden Unverschämtheit die Wahrheit, die Thatsachen entstellen, verdrehen, läugnen, und durch Lügen ersetzen wollen.

Habe ich früher schon als getreuer Unterthan meines Kaisers, als Mitglied der tapfern Armee in Zeitblättern das Amt des Vertheidigers von Recht und Wahrheit für mein Vaterland geübt, so gilt das freilich nur für die Zeitgenossen, unsere Nachkommen werden von diesen Blättern nicht erreicht werden; dagegen werden die in den perfiden selbstständigen Werken enthaltenen Lügen und Verläumdungen auch von unsern Nachkommen gelesen, und unwidersprochen als wirkliche Thatsachen angenommen werden.

Dies zu verhüten, so weit es in meinen schwachen Kräften steht, habe ich hier meine frühern Urtheile über jene Schriften, zu denen ich mich als Zeitgenosse, Augenzeuge und Mitkämpfer berechtigt, ja verpflichtet hielt, in ein eigenes Werk zusammen gestellt, das, wenn es auch

der gewöhnlichen Anziehungskraft, des Scandals, der Verdächtigungen, Verläumdungen und Lügen entbehrt, der Wahrheit wegen, mit der es geschrieben, und der noch von Niemanden mit gerechtem Grunde widersprochen worden ist, an Dauer jenen perfiden Schriften gleich kommen dürfte, wobei vorauszusetzen, dass der gerechte Geschichtsforscher der Zukunft dasselbe nicht unbeachtet liegen lassen wird.

Dass ich in meiner Arbeit dem vielverläumdeten und meist verkannten Feldmarschall Fürst Schwarzenberg, als Hauptträger des Ganzen der beiden Feldzüge, und dem zumeist angegriffenen, eine ganz vorzügliche Rücksicht zu widmen mich verpflichtet fühlte, wird wohl Niemand beanstanden.

Sagt Herr von Prokesch in dem Vorworte zur neuen Ausgabe seiner Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls: „Es konnte wie natürlich, einem so hochgestellten und hervorleuchtenden Manne, an Missgunst grosser und kleiner Leute nicht fehlen; es musste nach der Macht und Glanzperiode der gemeinsamen Abwehr und des gemeinsamen Sieges, die Rückkehr Deutschlands zu seiner lockern Gestaltung und seinen innern Gegensätzen, auch über den Feldherrn der grossen Epoche das Abbild und den Ausdruck finden; es mussten die Unwissenheit, die halbe Kenntniss, der Dünkel, die berechnende Lästerung, die politische Eifersucht und wie sie alle heissen mögen, die dem Menschen anklebenden Schwächen, sich gegen ihn breit machen. Das ist wohl zu beklagen, aber nicht zu hindern, noch durch Widerlegung wieder gut zu machen; es fällt im Laufe der Zeit von selbst wieder ab, wie Anwurf und Tünche;“ so erlaube ich mir damit nicht ganz einverstanden zu sein. Denn wenn in der Lüge und Verläumdung die Schriftsteller mehrerer Nationen sich vereinigen, vielleicht dadurch nur übereinstimmen, weil Einer den Andern abschreibt, so scheint es um so mehr geboten, noch bei Zeiten mit der Wahrheit ihnen entgegen zu treten.

Wenn nun nach der fernern Meinung des Herrn von Prokesch: „für das geschichtliche Verständniss und für die vollendete Darstellung des innern Menschen, keine Quelle reiner und lauterer wäre, als die Briefe des Fürsten an seine Gemalin, einer der begabtesten und edelsten Frauen nicht blos unserer Zeiten;“ so muss ich es als eine Gunst des Geschickes ansehen, das meinem Streben in dieser Hinsicht zu Hilfe kommt, indem die Huld des ältesten Sohnes des Feldmarschalls, des Fürsten Friedrich zu Schwarzenberg, mir die unschätzbare Befugniss ertheilte, den Briefwechsel seines erlauchten Vaters mit seiner Gemalinn, von dem Zeitpunkte der Schlacht von Leipzig bis zum Marsche der alliirten Armeen nach Paris, in meine Arbeit aufzunehmen.

„Menschen und Ereignisse erscheinen in diesen Briefen“, sagt Herr von Prokesch, „in ihrer wirklichen wahren Gestalt; auf viele für die Geschichte dunkle Stellen fällt der sichere Strahl des Tages, alle geben gleichzeitig Zeugenschaft in Worten voll Seele von den schönsten Gefühlen, die ein menschliches Herz bewegen können.

Ist nun eigentlich die Vertheidigung des erlauchten Feldherrn gegen perfide Anmaassung fremdländischer Schriftsteller das Hauptziel dieser Arbeit, so möge die Kritik mir verzeihen, dass ich die grossen Ereignisse einer unvergesslichen Zeit hier mit den geringfügigen Erlebnissen eines einfachen Officiers in Verbindung bringe; als Augenzeuge und Mitstreiter in dem grossen Weltkampfe, habe ich die angenommene Form als die mir leichteste erkannt, und bin ihr deshalb gefolgt.

Mag dann das Urtheil über die Arbeit noch so streng ausfallen, so werde ich Beruhigung in dem Gedanken finden, dass die Idee zu derselben aus dem tiefen Gefühle für die Ehre Oesterreichs, für den Ruhm seiner tapfern Armee entsprungen ist.

Der Verfasser.

INHALT.

Erster Abschnitt.

1805 und 1809.

Wenn ein alter Soldat hier im Begriff steht, die Erinnerungen eines langen Lebens aufzuzeichnen, in welchem er bis jetzt 58 Jahre der österreichischen Armee angehört, so werden diese Aufzeichnungen wohl wenig Anspruch haben durch das, was mich persönlich betrifft, ein allgemeines Interesse zu erregen, weil ich keine Armeen commandirt, keine Festungen erobert habe, da ich frühzeitig körperlich invalid geworden, es in etwas mehr als 31 Dienstjahren nur zum Major ad honores gebracht habe.

Demungeachtet bietet ein Zeitraum von 60 Jahren, der die denkwürdigsten Weltbegebenheiten in sich schliesst, wie vorzüglich die ersten 15 Jahre dieses Jahrhunderts sie lieferten, dem Zeitgenossen manches Bemerkenswerthe dar, und dem Veteranen, der in fünf Feldzügen zwanzig Schlachten und Treffen beigewohnt hat, wird man es auf's Wort glauben, dass er Vieles erlebt und gesehen, das, wenn es wenig oder gar nicht bekannt geworden, doch verdient hätte es zu werden, und dass er im Stande sein dürfte, manche Begebenheit, Oesterreich, seine Armee und seine Feldherrn berührend, den wahren Thatsachen gemäss anders darzustellen, als die Welt sie bisher, verführt durch fremdländische, verdächtigende und verläumderische Schriftsteller zu kennen glaubte.

Glücklicherweise bin ich übrigens nicht zugleich geistig invalid geworden, und glaube von dem Zeitpunkte, wo ich das Schwert nicht mehr zu führen hatte, auf eine andere Weise meinem geliebten Adoptiv-Vaterlande, vorzüglich der tapfern österreichischen Armee gute Dienste geleistet zu haben, Dienste, die mein allergnädigster Kaiser und Herr im Verein mit den früher als Soldat geleisteten auf eine ausgezeichnete Weise in meinem hohen Alter allergnädigst über Verdienst anzuerkennen geruhte.

Dem lesenden Publikum kann es wohl ziemlich gleichgiltig sein zu wissen, wo ein Schriftsteller geboren, da ich aber Oesterreich mein Adoptiv-Vaterland genannt, so glaube ich auch mein Geburtsland nennen zu sollen. Und so ward ich am 8. Jänner 1781 zu Bonn am Rhein im ehemaligen Kurfürstenthum Köln, — jetzt Grossherzogthum Niederrhein in Preussen — geboren, und erblickte somit das Licht der Welt in einem Zeitpunkte, der als der Vorläufer jener grossen welterschütternden Bewegung angesehen werden kann, die neun Jahre später begann, hervorgerufen in Frankreich durch den Druck einer ungeheuern Steuerlast, als Folge der unverantwortlichen Verschwendung und der unerhörten Maitressenwirthschaft der vorletzten Könige des XIV. und XV. Ludwig; eine Bewegung, die im Laufe von 25 Jahren alte Throne umstürzte und Republiken schuf, dann diese wieder zerstörte und neue Throne zum Nachtheile der rechtmässigen Besitzer errichtete; bis der Arm der göttlichen Gerechtigkeit, die bisherige Langmuth vergessend — O! möge er diese im gegenwärtigen Zeitpunkt noch einmal verläugnen — die unterdrückten Völker ermannte ihr Recht wieder zu erobern, und den noch nie dagewesenen Anmassungen eines aus dieser Bewegung hervorgegangenen glücklichen Soldaten das Ziel zu stecken.

Nach einer in unserer Familie erhaltenen Tradition stammen wir aus einem deutschen Rittergeschlechte, welches im fünfzehnten Jahrhundert noch im Nassauischen blühte,

von dem der letzte Sprosse im Beginn des 16. Jahrhunderts in Holland Kriegsdienste nahm, dem alle seine männlichen Nachkommen in der nämlichen Richtung folgten, bis auf meinen Vater, der sich der diplomatischen Laufbahn widmete, und im Jahre 1778 als Legations-Secretär bei der holländischen Gesandtschaft stand, die bei den drei geistlichen Kurfürsten beglaubigt war, und in Bonn am Rhein ihren Sitz hatte.

Meine Mutter stammte aus dem Patrizier-Geschlechte der Formann in Antwerpen von ihrer Mutter Seite, aus welcher Familie Rubens zweite Gattin Helene geboren war. Ihre ausgezeichnete Schönheit, die an das Bild von Rubens Gattin mahnte, vereint mit ihrer ungewöhnlichen Geistesbildung, veranlasste meinen Vater sich um sie zu bewerben. Er verliess den holländischen Dienst, heirathete meine Mutter und trat in jenen des Kurfürsten von Köln, in welchem er zur Zeit, als die Franzosen das linke Rheinufer besezten, den Rang eines Hofkammerrathes bekleidete.

Von neun Kindern dieser Ehe blieben als Erwachsene nur fünf übrig, vier Söhne und eine Tochter, die nach dem Ausspruche des Malers Schnorr von Karolsfeld, nachmaligen Custos der Gemäldegallerie im Belvedere in Wien, 1810 wo sie sechszehn Jahre alt war, ganz dem Bilde von Rubens zweiter Gattin „la Pellice" genannt, ähnlich sah.

Wir vier Brüder, von denen ich allein noch übrig bin, verliessen, ehe uns die französische Conscription erreichte, nach und nach unser Geburtsland und traten in die österreichische Armee. Der jüngste, 18 Jahre alt, blieb als Cadet bei Hohenzollern Chevauxlegers 1812 auf dem Schlachtfelde bei Podubny, der nächste an ihm, Cadet-Feldwebel bei Vukassovich Infanterie hatte sich 1809 vor Sandomir die silberne Tapferkeits-Medaille erworben und starb 1810 an den Folgen einer damals erhaltenen Schusswunde, der älteste nach mir, Oberlieutenant bei Kaiser Husaren, quittirte 1815 wegen schwerer, schon 1809 und 1814 erhaltener Wunden, und trat in den Civildienst, er starb

1838. Was mich betrifft, so war ich von frühester Jugend zum geistlichen Stande bestimmt, welcher Vorsatz meiner Eltern dadurch Nahrung erhielt, dass mir unser Landesherr Kurfürst Maximilian Franz von Köln nach der Krönnung Kaiser Leopolds II. eine Präcistenstelle in dem Collegiatstifte zu St. Gereon in Köln ertheilte, zu deren Antritt ich 1794 die Tonsur nehmen musste. Ich selbst hatte wohl wenig Sinn für den geistlichen Stand und würde seiner Zeit die Präbende an einen meiner Brüder abgetreten haben. Allein die Franzosen spielten das Prävenire, indem 1800 alle geistlichen Stifter auf dem linken Rheinufer aufgehoben, ihre Güter und Capitalien für die Republik in Beschlag genommen wurden, die wirklichen Mitglieder erhielten Pensionen, ich aber als Canonicus *in spe* fiel dabei durch. Statt der Theologie, widmete ich mich dem Rechtsstudium und hatte, bevor ich in die österreischische Armee trat, auf der Universität zu Münster in Westphalen die Rechte absolvirt, war nach Wien im Jahre 1802 gereist, mit dem Wunsche in den österreichischen Staatsdienst zu treten, was ohne auf einer österreichischen Universität durch 2 Jahre zu repetiren, damals nicht möglich war. Durch Empfehlung erhielt ich die Secretairstelle bei dem unter dem Namen Graf Strengschwerdt bekannten politischen Schriftsteller Grafen Kolbielsky, der später als Staatsgefangener, wiewohl mit allem Comfort von der Staatsregierung behandelt, in der Festung Leopoldstadt bewahrt wurde, und dort als ein Greis von 80 Jahren 1829 starb. Bei diesem ausgezeichnet talentvollen höchstunterrichteten Manne war wohl viel zu lernen, allein die häuslichen Verhältnisse des Grafen waren nicht geeignet mir viel Geschmack abzugewinnen *). Während ich mich dann um eine andere

*) Hormaier in seinen Lebensbildern nennt Kolbielsky einen berühmten Abenteurer, der 1809 in einem Complott gegen Napoleon verwickelt gewesen, an dem französische Officiere Theil gehabt, unter denen er den Oberst Meriage, Adjutant Andreossi's, Gouverneur von Wien, und den Platz-Oberstlieutenant Schweitzer nennt. Ein Vertrauter

Stelle umsah, traf das Herzog Albert Cürassier-Regiment im September 1803 im Lager bei Münchendorf unweit von Wien ein, in welchem Regimente mein zunächst nach mir folgender Bruder als Cadet stand.

Ich besuchte ihn, und während ich mit ihm durch's Lager ging, begegnete uns der Oberst des Regiments Graf Radetzky; er hielt uns an und fragte wer ich sei. Als mein Bruder mich ihm vorgestellt hatte, nahm er mich unter den Arm und spazierte ein paarmal vor seinem Zelte mit mir auf und ab, mich genau examinirend über meine Verhältnisse. Als ich ihn dann von meiner augenblicklichen Verlegenheit um eine andere Stelle unterrichtete, sagte er: „Ei was, werfen Sie die Feder weg und greifen Sie zum Schwert, es wird so bald wieder losgehen, und dann wird es Ihnen nicht fehlen.“

Hatten mich früher die Einwürfe meines Vaters über das Geld, welches meine Studien gekostet, von der Erfüllung meiner Wünsche, die mich zum Soldatenstande hinzogen, abgehalten, so fasste ich jetzt, angespornt durch die Aufforderung des Grafen Radetzky, schnell den Entschluss meinen Vater um seine Einwilligung zu bestürmen. Er ertheilte sie mir unter der Bedingung keinen weitern Schritt zu thun, bis ich nicht wieder Nachricht von ihm erhalten habe. Diese kam und mit ihr ein Schreiben an den Erzherzog Karl, damals Kriegspräsident. Hieher gehört eine Erläuterung, wie es bei meinem Vater dazu kam, diesem höchstverehrten erhabenen Helden schreiben zu dürfen.

---

jenes Obersten Guesniard, mehrere Subaltern-Officiere und Commissärs seien deshalb auf der Schmelz erschossen worden. Dem Kolbielsky habe Meriage nach Presburg durchgeholfen, von wo er nach Totis entkommen; bald nach Napoleon's Vermählung mit der Erzherzogin Marie Louise sei er plötzlich vorhaftet worden; er fügt hinzu: Kolbielsky habe von seinem Aufenthalt in Wien und in des Kaisers Hoflager zu Totis im September und October 1809, wie der unglückliche Dichter der Liebe sagen können: *Cur aliquid vidi? cur noxia lumina feci?* — Kolbielsky wusste zu viel! — Im Jahre 1823 wollte ich ihn in Leopoldstadt besuchen, wurde aber nicht zu ihm gelassen. D. V.

Im Jahre 1792 hatten die unheilvollen Folgen der mit Unrecht abgebrochenen Schlacht von Jemappes am 6. November den ersten Verlust der Niederlande nach sich gezogen. Das österreichische Heer unter dem Prinzen Koburg hatte im Laufe des Winters von 1792 auf 1793 Stellung hinter der Roer genommen. Der Herzog Albert von Sachsen-Teschen, Gouverneur der Niederlande, und mit ihm der Erzherzog Karl hatten ihr Hauptquartier zu Münster in Westphalen gewählt, wo der Erzherzog Maximilian Kurfürst von Köln, als Bischof von Münster, welcher Würde er auch vorstand, ein sehr schönes Schloss besass, erbaut von einem seiner Vorgänger dem Kurfürsten Clemens August Herzog von Baiern, einem prachtliebenden Fürsten.

Zur Aufnahme der beiden Prinzen in dem Schlosse die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, war mein Vater als kurfürstlicher Commissär voraus nach Münster geschickt worden. Dieser Auftrag brachte ihn daher beinahe 5 Monate hindurch fast täglich in Berührung mit dem Erzherzog Karl, was ihm Gelegenheit gab, sich dessen Wohlwollen zu erwerben, und hierauf gründete sich sein Schreiben an den Erzherzog, der mich bei der Ueberreichung desselben höchst gnädig aufnahm, mir Glück zu meinem neuen Stande wünschte, und mich fragte, welche Waffe ich mir gewählt. Als ich dann bei einem Cavallerie-Regimente eingetheilt zu werden wünschte, äusserte der Erzherzog, dass er als Stellvertreter der Proprietairsrechte des Kronprinzen, mich in dessen eben in Wien stehendem Cürassier-Regimente eintheilen werde. Er befahl mir, mich am andern Tage bei seinem Generaladjutanten Grafen Bubna zu melden, von dem ich das Weitere erfahren würde. Von diesem erhielt ich dann ein Schreiben des Erzherzogs an den Regiments-Commandanten Obersten von Bicking von Kronprinz Cürassier, welches den Befehl enthielt mich als Cadet *ex propriis* zu assentiren, und dem ein mehr als hinreichender Betrag zu meiner Equipirung und die Zulage auf ein Jahr mit 25 fl. monatlich beigeschlossen war.

Von dem Obersten sehr gut aufgenommen, hatte ich mich, wie sich zeigen wird, auch fortan des Wohlwollens dieses biedern Mannes zu erfreuen, bis er zum Generalen befördert, 1808 das Regiment verliess.

Ein fester Reiter zu werden, war jetzt mein erstes Ziel, ich ritt täglich 5 bis 6 Pferde auf der gedeckten Reitschule in der Josefstädter Kaserne, und wurde sobald ich adjustirt war, in die Adjutantenkanzlei commandirt, um den schriftlichen Regimentsdienst kennen zu lernen.

Im Mai, nachdem ich vier Monate Soldat war, wurde das Regiment in Wien abgelöst und marschirte nach Ungarn, wo der Regimentsstab sein Quartier in Theresianopel im Bacser Comitat erhielt.

Ich spreche nicht von unserm Marsch, der verbunden mit einem Rasttag nach drei Marschtägen höchst langweilig gewesen wäre, wenn nicht der Reiz der Neuheit mir manchen Genuss gewährt hätte. Ich kann heute nach mehr als einem halben Jahrhundert nur mit Vergnügen der freundlichen Aufnahme mich erinnern, die dem Officiers-Corps überall von den ungarischen Edelleuten wurde, wo uns eine Nachtstation irgend zu solchen führte; ich sage uns, denn die Gunst des Obersten, bei dessen Division ich stand, so wie das Wohlwollen der übrigen Officiere der Division gestattete mir Theil zu nehmen an Allem was dem Officiers-Corps geboten wurde; wozu meine Eintheilung zum Regimente durch den Erzherzog Karl auch das Ihrige mag beigetragen haben. Mit jedem Schritte von Wien vorwärts gegen Ungarn änderte sich Sitte und Sprache des Volkes, das uns jedoch mit Gutmüthigkeit entgegen kam, diese änderte sich auch nicht als wir bei Ofen und Pesth die Donau überschritten hatten, und die grosse ungarische Ebene das Reich der Betyaren, Csikosen und Gulyasen durchritten. Für einen Deutschen gewährt diese grosse ungarische baumlose Ebene einen traurigen, durch die unordentlich zusammengeworfenen ungeheuer weit von einander liegenden Dörfer von 10 bis 12.000 Einwohnern,

mit ihren entweder im Pelze auch im Sommer oder in Hemd und Gatye sich zeigenden männlichen rohen, jedoch schönen Gestalten, wenig verschönerten Anblick.

Dagegen ist der Unterschied zwischen einem ungarischen und einem deutschen Dorfe in Ungarn ebenso auffallend wie der letztere wohlthuend. Die Bauart der ungarischen Dörfer kennt keine Symmetrie, keine Eintheilung in Gassen, keine Gärten, ja keinen Baum; dagegen sind die deutschen von regelmässigen Strassen durchschnitten, die Häuser, die in den ungarischen Dörfern aus Mauern von gestampfter Erde aufgeführt und mit Stroh gedeckt, sind bei den Deutschen, nach vaterländischer Sitte, aus Riegelwänden erbaut, mit Rohr gedeckt, von Aussen höchst rein und zierlich gehalten, und liegen rechts und links von ihren Nachbarn durch Obst- und Gemüsegärten getrennt, während ein kleinerer Blumengarten die Fronte des Hauses begleitet; tritt man ins Haus, so strahlt einem die höchste Reinlichkeit an Frau, Mann und Kindern entgegen.

Theresianopel, unsere Stabsstation, ein solcher Ort von 10 bis 12.000 Einwohnern, ist von lauter Raizen oder Rumänen bewohnt, die noch um einen ziemlichen Grad hinter den Ungarn stehen, die wenigstens ihren Nationalstolz auch bei dem lezten Bauer vor jenen voraus haben. Aber oft trifft es sich auch, dass der Vorspannsbauer ein Edelmann ist; mir kündigte sich einmal einer als solcher an, der, als ich ihm, weil er mit guten Pferden sehr schlecht fuhr, und ich Eile hatte, mit der Reitpeitsche drohte, fast empört sagte: „Herr, schlagen Sie mich nicht, Sie möchten es sehr bereuen, denn ich bin ein Edelmann.“ Theresianopel ist übrigens eine Stadt, zu welchem Rang sie von der unvergesslichen Kaiserin Maria Theresia erhoben worden, wie ihr Name zeigt, der ungarisch Szabadka heisst, und ist der Wohnsitz vieler und der reichsten Edelleute des Bacser Comitats, von denen die Männer zu jener Zeit ausser im Winter die ganze Woche hindurch auf ihren Puszten in ihrer Tanya hausten, und noch so ziemlich roh

und unbeholfen waren, wogegen die Frauen, grösstentheils in den ersten Erziehungs-Instituten für das schöne Geschlecht in der österreichischen Monarchie, erzogen, in ihrer Bildung, ihrem Anstand und Benehmen wenig zu wünschen übrig liessen.

Der Sommer, nach dessen Ende eine grosse Truppenversammlung im Lager bei Pesth bevorstand, ging im Regimente unter den thätigsten Vorbereitungen, dazu im Exerciren hin.

Mit dem 1. September marschirte das Regiment ins Lager, wo sich mir in dem Zusammenfluss der höchsten Personen des Kaiserhauses wie der Armee, das glänzendste Schauspiel darstellte, das sich denken lässt. Die militärischen Uebungen einer Armee von 30.000 Mann aller Waffengattungen gaben ein kleines Vorspiel für das kommende Jahr, für den Feldzug des Jahres 1805. Waren die Fatiguen in den beinahe drei Wochen, durch welche das Lager dauerte, für den Unterofficier, welche Charge ich schon seit dem 1. März bekleidete, nicht gering, so war das Ganze doch ein hoher Genuss, für den jungen Soldaten, der für seinen Stand glühte, der bei mir noch dadurch gewann, dass ich zweimal auf Ordonnanz zu Sr. Majestät dem Kaiser und bei den Feldmanövern immer ebenso zum commandirenden Generalen commandirt wurde, welches mir eine überraschende Uebersicht des Ganzen gewährte.

Mit Ende September zogen wir wieder zurück in unsere Standquartiere, wo es sich ereignete, dass der Regimentsadjutant Oberlieutenant Sartori, auf längere Zeit beurlaubt, ins Reich zu seinen Verwandten ging, und mir die Ehre ward, von ihm dem Obersten als seinen Stellvertreter während seiner Abwesenheit vorgeschlagen zu werden.

Durch sieben Monate versah ich diesen Dienst, da Sartori's Urlaub Krankheitswegen verlängert worden war, eine Zeit, die sich tief in mein Gedächtniss eingeprägt hat, weil ich nie das Wohlwollen vergessen werde, mit welchem

ich sowohl von meinem Obersten, wie von seiner höchst liebenswürdigen Familie beinahe als ein Glied derselben angesehen und behandelt wurde. Ich muss hier eines Umstandes erwähnen, der den Beweis liefert, welche Kraft der Geist über körperliche Kräfte auszuüben im Stande ist. Noch auf dem Marsche aus dem Lager hatte mich das ungarische Fieber überfallen, das als ein viertägiges sich immer nur in der vierten Nacht einstellte, daher keinen so starken Eindruck auf mich machte, dass ich mich krank gemeldet hätte; und um keinen Preis hätte ich die mir zugedachte Stelle deshalb ausgeschlagen. Das Fieber dauerte durch die ganzen sieben Monate, immer in der vierten Nacht wiederkehrend und bei Tage versah ich meinen Dienst wie ein Gesunder, beobachtete durchaus keine Diät, bei einer sehr guten Kost am Tische meines Obersten, was mich vielleicht bei Kräften erhielt.

Gleich nach meiner Ablösung aber, nachdem ich mehr Ruhe hatte, erschien das Fieber täglich, bald stellte sich auch die Wassersucht ein, und ich hätte in's Spital wandern müssen, wenn nicht der Regimentsarzt, dessen Freundschaft ich mir während der Dauer meiner Anwesenheit beim Stab erworben hatte, mich zu sich in seine Wohnung genommen hätte. Unter seiner und seiner Familie Pflege genas ich bald, und war wieder vollkommen erstarkt, als das Regiment in der Hälfte des Monats Juli den Befehl zum Marsch nach Oesterreich erhielt, dem dann der Krieg von 1805 folgte.

Ehe ich weiter gehe, muss ich einen Vorfall erzählen, der mir während meiner Führung der Adjutantur begegnete. Die Abnahme der beschwerten Postbriefe gehörte in den Ressort des Regiments-Adjutanten. Als ich seine Stelle übernahm, machte der Regiments-Rechnungsführer die Bemerkung, dass, nachdem ich noch nicht Officier, es wohl nicht gerathen wäre, mir dies Geschäft anzuvertrauen,

und so wurde es ihm übertragen, was er nur eigentlich wollte.

Das Kronprinz Cürassier-Regiment recrutirte sich damals in Oberösterreich, und es standen viele reiche Bauernsöhne im Regimente, die monatliche Zulagen oft zu zehn Gulden von ihren Angehörigen erhielten. Nach den ersten Monaten meiner Dienstleistung als Adjutant, kamen mir Anfragen der manipulirenden Wachtmeister von den Eskadronen zu, ob keine beschwerten Briefe für ihre Leute eingetroffen seien, meine Erkundigung beim Rechnungsführer wurden mit Nein beantwortet. Da sich die Anfragen von den Eskadronen wiederholten, so wollte ich beim Rechnungsführer wieder anfragen; ich ging zufällig zur Mittagszeit in die Rechnungskanzlei, wo die Fouriere nicht zugegen, und traf den Rechnungsführer eben in der Arbeit des Briefaufschneidens, von denen schon mehrere auf seinem Schreibtische aufgeschnitten und daneben die herausgenommenen Banknoten lagen.

Sein Erschrecken bei meinem Eintritt zeigte mir wie die Sachen standen; er wollte mich zwar glauben machen es seien die ersten angekommenen Briefe. Ich glaubte aber die Sache nicht für mich behalten zu dürfen; um aber dennoch nicht anzustossen, vertraute ich sie zuerst dem Feldpater, der mich an den Auditor wies, der es dann übernahm, dem Obersten davon die Anzeige zu machen. Der Rechnungsführer wurde in Untersuchung gezogen, und da entdeckten sich dann solche Betrügereien in seiner Rechnungs-Manipulation, dass er nach vollendetem Processe, der einige Jahre dauerte, zu 10jähriger Festungsarbeit auf der Festung Munkács verurtheilt wurde, dabei aber so glücklich war, auf dem Wege dahin zu entrinnen. Der Feldpater des Regiments war dann kurz nach der Verhaftung des Rechnungsführers, als Seelsorger in das Invalidenhaus zu Wien übersetzt worden, und im Jahre 1821 fand ich ihn als Feldsuperior in Wien, wo er mir gelegentlich einmal erzählte, dass dieser Rechnungsführer die Kühn-

heit gehabt, sich im Invalidenhause als Fourier anwerben zu lassen, dass er ihn wohl erkannt, aber als Geistlicher sich nicht für verpflichtet gehalten habe, ihn anzuzeigen, auch wäre es wohl umsonst gewesen, nachdem er bald darauf gestorben. Der gute Oberst zahlte jedoch das in seinen Rechnungsführer gesetzte Vertrauen mit einem langjährigen Abzuge des Drittels seiner Gage, als Schadenersatz an das Aerar von einer bedeutenden Summe, die der Rechnungsführer veruntreut hatte, und für die der Oberst verantwortlich war. Es ist dies eine Lehre für alle Obersten, immer ein scharfes Auge auf ihre Rechnungsführer zu haben.

Am 1. September ward ich in der Marschstation Perschling als der Erste mit noch sechs andern Cadeten und Wachtmeistern zu Lieutenants befördert, wobei es sich traf, dass mein schon erwähnter jüngerer Bruder, Cadet bei Albert Cürassier, am nämlichen Tage ebenfalls zum Lieutenant in seinem Regimente avancirt war; als Pensionär des Inhabers des Herzogs Albert, erhielt er den Betrag sich zu equipiren von diesem. Da ich aber bei der weiten Entfernung von meinem Vater, der noch in Bonn auf dem linken Rheinufer lebte, augenblicklich die Mittel nicht hatte, mich als Officier zu equipiren, auch den Muth nicht hatte den Erzherzog Karl darum anzugehen, so wurde ich zur Reserve-Eskadron eingetheilt, mit welcher ich wieder in unser voriges Standquartier in Maria-Theresianopel zurück marschierte.

Wenn mir dieser Umstand im ersten Augenblicke sehr schmerzlich fiel, den Krieg nicht mitmachen zu sollen, so hatte ich nach der Hand Ursache der Vorsehung zu danken, die mich vom Regimente scheiden liess, indem dasselbe, nachdem es sich aus Deutschland nach den Unglücksfällen von welchen die österreichische Armee dort betroffen worden, unter seinem General-Brigardier dem tapfern Prinzen Viktor Rohan durch Tyrol gegen das Venezianische durchgeschlagen, bei dem 1859 berühmt gewordenen Villa franca

von feindlicher Uebermacht gezwungen wurde, freilich schon beinahe auf die Hälfte reducirt, die Waffen zu strecken und abzusitzen; wobei die Officiere jedoch auf Ehrenwort entlassen wurden.

Auf dem Rückmarsche vom Regiment zur Reserve-Eskadron stellte ich mich in Wien dem Erzherzog Karl vor, um ihm, als Inhaber-Stellvertreter für meine Beförderung zu danken. Sehr gnädig aufgenommen, liess mir der Erzherzog ungebeten durch den Grafen Bubna den Betrag von 500 Gulden zu meiner Equipirung auszahlen, wodurch ich einer grossen Verlegenheit entrissen, und in den Stand gesetzt wurde, mich nothdürftig auch für den Krieg zu rüsten, und dienstbar für jedes Ereigniss da zu stehen.

Dies liess nun nicht lange auf sich warten, denn kaum seit einigen Wochen in Theresiopel angekommen, erhielt die Reserve-Eskadron den Auftrag, alle berittene Mannschaft unter dem Befehl eines Officiers und mit den nöthigen Unterofficieren gegen die westliche Grenze von Ungarn zu senden, und an den in Steinamanger stehenden Generalen Baron Gorrup anzuweisen.

Obwohl der jüngste Offizier der Eskadron, wurde ich zum Commandanten dieses Detachementes bestimmt.

Der Stamm der gedienten Mannschaft bei der Eskadron betrug ohne die Unterofficiere 40 Mann; allein unterwegs hatten wir einen Recruten-Transport von 80 Mann und einen Remonten-Transport von 100 Pferden übernommen.

Bei der Mannschaft war hier nun mehr abzurichten als bei den Pferden, welche aus Böhmen kommend hand- und sattelfromm waren.

Das Detachement wurde aus 60 Mann, ein Drittel alter Mannschaft und zwei Drittel Recruten zusammengesetzt, die vor 14 Tagen erst das Pferd bestiegen hatten, und ihm drei Unterofficiere beigegeben, indem für mehr Mannschaft keine Rüstungen vorhanden waren.

Die Zeit des Marsches musste hier zugleich für die Abrichtung gewonnen werden, und ich war glücklich genug in der Hälfte des Novembers mit meiner Abtheilung, mit Rasttägen an jedem 4. Tag, ohne nöthig zu haben eine Strafe zu verhängen, und ohne nur ein gedrücktes Pferd zu haben, Steinamanger zu erreichen.

Schon am folgenden Tage musste ich mit meiner Truppe nach Güns abrücken, und Posten zwischen St. Michaeli und Pinkafeld gegen Friedberg ausstellen. Diese waren wohl nur als Aviso-Posten zu betrachten, die beim Erscheinen eines Feindes nur schnell auf ihren Rückzug bedacht sein mussten.

Diese meine erste Vorrückung gegen einen Feind, den wir nicht gesehen, ward, nachdem wir beinahe 14 Tage ruhig dort gestanden, auf einmal aufgehoben.

Am 6. December war der Erzherzog Karl mit der Armee aus Italien in Körmend angekommen. Er hatte nach der dreitägigen siegreichen Schlacht am 29., 30. und 31. October 1805 bei Caldiero, gezwungen durch die Nachricht von den Unglücksfällen der Armee in Deutschland, statt den geschlagenen Feind zu verfolgen, am 1. November den Rückzug in der Richtung Wiens angetreten. Nachdem er die Angriffe des dann ihm wieder folgenden Feindes an der Sile, an der Piave, am Tagliamento, bei Görz, Czernizza und Santa Croce kräftig zurückgeschlagen, hatte er ohne ferner beunruhigt zu werden, seinen Marsch bis Windischgrätz fortgesetzt, wo er sich mit dem aus Tyrol kommenden Erzherzog Johann vereinigte, und nun mit einer Armee von wieder 80.000 Mann in forcirten Märschen gegen Wien zog. In Körmend jedoch erhielt er am 7. December, durch den nachmaligen Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg, die Nachricht von der am 6. bei Austerlitz verlorenen Schlacht, und dem nach dieser abgeschlossenen Waffenstillstand. Der Fürst hatte mit der äussersten Lebensgefahr bei Presburg die dicht mit Eis bedeckte Donau übersetzt, um dem Erzherzog diese traurige Nach-

richt zu überbringen. In dem Waffenstillstands-Vertrag war unter andern festgesetzt, dass die beiderseitigen Truppen während der Dauer des Waffenstillstandes, auch ferner jene Orte besetzt halten sollten, wo die Nachricht des abgeschlossenen Waffenstillstandes sie treffen würde. Dem Erzherzog schien nun daran gelegen zu sein, zu wissen, ob Wiener-Neustadt vom Feinde besetzt sei oder nicht, der ohne dem Erzherzog, wie gesagt, zu folgen, von Klagenfurt über Graz, mit ihm ein gleiches Ziel hatte, nämlich Wien zu erreichen. Wäre Wiener-Neustadt von den österreichischen Truppen besetzt gewesen, so war dem Feinde dadurch von dieser Seite der gerade Weg nach Wien versperrt.

In der Nacht vom 7. auf den 8. December erhielt ich nun von dem Generalen Gorrup den Befehl, ohne Verzug aufzubrechen, über Güns und Oedenburg nach Wiener Neustadt zu marschieren, und wenn die Stadt noch frei vom Feinde sei, selbe zu besetzen, dann erst später den Waffenstillstand zu publiziren.

Schnell zog ich meine Posten ein, setzte mich in Marsch und erreichte am 8. um zehn Uhr Abends mit meinem Detachement die Leithabrücke unweit Wiener-Neustadt. Während ich abfüttern liess erkundigte ich mich bei dem Mautheinnehmer an der Leithabrücke über die Verhältnisse in der Stadt; ich erfuhr, dass sie von den Franzosen nicht besetzt sei, die an diesem Tage in Mürzzuschlag oder Schottwien erwartet würden, dass aber Tags vorher die Garnison von Kufstein, welche capitulirt hatte, unter der Eskorte einer Abtheilung Baiern in Neustadt eingetroffen und heute den 8. dort Rasttag gehalten hätte. Dieser Beamte war ein intelligenter Mann, der an dem Tage in der Stadt gewesen, wo er erfahren hatte, dass dieser Garnison ihre Waffen nachgeführt würden, und dass die Truppen gemäss der Capitulation, auf dem ersten österreichischen Posten frei und waffenfähig seien. Ich machte jetzt meinen Plan und freute mich schon im Geiste, Neustadt für uns

zu erhalten. Ich dictirte dem Beamten einen Befehl als wenn er vom General Gorrup an mich gerichtet wäre, in welchem er mir den Abschluss des Waffenstillstandes und die erwähnte Bedingung bekannt giebt. Als ich dann gegen Mitternacht aufbrach, liess ich den Corporal, den ich als den intelligentesten dazu bestimmt hatte, mit dem Befehl an der Brücke zurück, um nach einer Stunde mir zu folgen, in Trab und Galop als Courier in die Stadt einzureiten, und mich auf dem Rathhause aufzusuchen.

Bei dem Ungarthor angekommen, fand ich dasselbe verrammelt, wir ritten um die Stadt zum Wienerthor, welches wir offen fanden, und es schlug gerade Mitternacht auf dem Kirchthurme, als wir in die Stadt einritten, in der alle Fenster der obern Stockwerke erleuchtet waren. „Grüss euch Gott! Kaiserliche“ schallte es uns von allen Fenstern entgegen. Vor dem Rathhause angekommen, fand ich die Väter der Stadt dort noch versammelt, um über den morgigen Empfang der Franzosen zu berathschlagen. Ich fand die Aussagen des Mauthbeamten in Bezug auf die Garnison von Kufstein bestätigt, und eilte das südliche und westliche Thor durch meine Leute zu besetzen, indem ich zugleich befahl das Ungarthor zu öffnen. Zurückgekommen auf das Rathhaus erklärte ich den Herren, dass ich Besitz genommen von der Stadt im Namen des Kaisers. Inzwischen war halb Neustadt herbeigeeilt, um meinen Leuten Erfrischungen zu bringen, die bei den Neulingen leider bald das Uebermass erreichten.

Endlich traf auch mein Courier ein mit der Botschaft des Waffenstillstandes, dessen Bekanntgabe alle mit Jubel begrüssten, weil der Vertragspunkt ihnen die Aussicht öffnete, für die Dauer des Waffenstillstandes von einer feindlichen Besatzung befreit zu bleiben. In der Ungewissheit der Dinge, die da kommen würden, liess ich meine Leute nicht einquartieren, weil ich gehört hatte, Officiere der Garnison von Kufstein wären in Conflict gekommen mit dem französischen Commissär-Ordonateur, der die öster-

reichischen Truppen nach Neustadt geführt, es hiess, sie hätten ihn misshandelt, und er wäre noch in der Nacht gegen die anrückenden französischen Truppen davon gefahren.

Als es vollends Tag geworden, begab ich mich in das Akademie-Gebäude, wo die Garnison von Kufstein mit den Officieren untergebracht war.

Ich stellte mich dem Festungs-Commandanten, dem Oberstlieutenant Ujházy vom Genie-Corps, einem schon sehr alten Herrn vor, setzte ihn von dem Waffenstillstande und der erwähnten Bedingung in Kenntniss, und hoffte er würde seine Capitulationsbedingniss in Anspruch nehmen, sich mit seiner Truppe frei erklären und das Stadt-Commando übernehmen. Aber weit gefehlt! Keine Vorstellung, kein Bitten konnte ihn zu diesem Entschlusse bewegen, aus Furcht, wie er sagte, er könne seine Capitulation verlieren. Der Commandant der Truppen, der Major Graf Christian Kinsky, wäre gleich dazu bereit gewesen, allein hier war es die Subordination, welche die wahrscheinliche Schuld trug, dass den Franzosen auch von dieser Seite der Weg nach Wien geöffnet, und Wr. Neustadt dem Drucke und allen jenen Plagen unterzogen wurde, welche eine französische Besatzung mit sich führte.

Unter diesen Umständen war es vorauszusehen, dass die Franzosen meine Besitzergreifung von Neustadt nicht respectiren würden, da liess mir der Korporal, den ich mit meinem Fernrohr auf den Pfarrthurm geschickt hatte, melden, dass dunkle Massen von Truppen, von Schwarzau her, sich der Stadt näherten. Bestürmt von dem Magistrate, der ein Strassengefecht und Mord und Brand fürchten mochte, mich zu entfernen, zog ich die Thorposten ein, um mich mit meiner Abtheilung wieder über die Leitha zurück zu ziehen; da trat dann noch der fatale Umstand ein, dass die Liberalität der Neustädter einen Theil meiner Leute unzurechnungsfähig gemacht, und ich mit meinen Unterofficieren Mühe hatte sie aus der Stadt zu bringen, als ich

der letzte das Ungarthor verliess, hörte ich schon die feind lichen Trompeten auf der entgegengesetzten Seite; wa hätte ich übrigens auch mit meinen 60 Mann gegen ei ganzes feindliches Regiment ausführen können.

Kurz hinter Neustadt traf ich nun auf die Avantgard der italienischen Armee, die Brigade Radetzky, die zweit Majors-Division des Erzherzog Karl Uhlanen-Regiment unter dem Major Wilgenhain, dem ich Bericht erstattet über die Lage der Dinge in der Neustadt, als sich ein Abtheilung französischer Husaren vom 6. Regiment, di beinahe aussahen wie unsere Kaiser-Husaren, herwärt vor der Stadt aufstellte, denen Major Wilgenhain eine Rittmeister als Parlamentär mit der Nachricht des abge schlossenen Waffenstillstandes entgegen sandte, wo es dan bei der Besetzung Neustadt's durch die Franzosen blieb Und noch wäre Neustadt in unsern Händen geblieben wenn das Erzherzog Karl Uhlanen-Regiment, statt be der Leithabrücke abzufüttern, gerade nach Neustadt ge zogen wäre; rechnet man, gering gerechnet, eine Stund für das Füttern, so wäre das Regiment rechtzeitig in Neu stadt angekommen, um sich vor der Stadt aufstellen un dort die feindlichen Truppen mit der Nachricht von den Waffenstillstande erwarten zu können, wenn nicht dies Stunde durch's Füttern verloren gegangen wäre.

Ein Sprichwort in der Handelswelt sagt: Zeit ist Geld Wenn das wahr ist, und es ist so, dann kostete dies Stunde den Neustädtern viel Geld.

Noch bei der Leithabrücke erhielt ich vom Generale Gorrup den Befehl, mit meinem Detachement nach Oeden burg zu ihm einzurücken.

Die Armee des Erzherzogs Karl bezog nun ausge dehnte Cantonirungs-Quartiere in Ungarn bis an de Plattensee; General Gorrup wurde angewiesen, sein Quar tier in Karlsburg zu nehmen, und von dem unterhabende Detachement die Vorposten gegen die österreichisch Grenze bestreiten zu lassen. Nach dem Friedensschluss

wurde dem Generalen aufgetragen, das Cürassier-Detachement zur Reserve-Eskadron einrücken zu lassen, die jetzt, nach der Gefangennahme des Regiments, den ganzen Stamm desselben ausmachte, das ein besseres Schicksal verdient gehabt hätte.

Das Officiers-Corps des Regiments wurde zu dessen neuer Formirung nach Theresiopel zur Reserve-Eskadron gewiesen, und einem Officier wurde mein Detachement übergeben, um es an seine Bestimmung zurück zu führen, während ich als Adjutant beim General Gorrup zurückblieb, der in Erwartung seiner zukünftigen Anstellung, sein Quartier in Raab nahm, wo wir in der Vorstadt Meyerhöfen einquartiert wurden.

Die aus Italien gekommene Armee des Erzherzogs Karl war, wie gesagt, in Ungarn zwischen dem Neusiedler- und Plattensee verlegt worden, aber kaum war nach den forcirten Märschen derselben Ruhe eingetreten, da brach die Ruhr unter der Mannschaft aus, und verbreitete sich mit einer unglaublichen Schnelligkeit. In Raab, ungefähr in der Mitte zwischen den beiden Flügeln der Armee, war nur ein gewöhnliches Militärspital auf 400 Mann eingerichtet, und in Zeit von acht Tagen waren bis 2000 Kranke dahin gebracht worden. Ein Auftrag meines Generals hatte mich am andern Tage nach unserm Eintreffen in Raab in die Stadt geführt; hier begegneten mir am Thore schon bei 20 Leiterwägen mit Kranken. Es war mir ein neues aber ein fürchterliches, herzerschütterndes Schauspiel, diese armen Menschen zu sehen, wie ihrer 5 bis 6 auf einem kaum mit dem nöthigen Stroh bedeckten Leiterwagen theils lagen, theils hingen; man kann sich keinen traurigeren Anblick denken. Mein Erstes war, in der Stadt das Militär-Spital aufzusuchen. Noch schaudert mir die Haut, wenn ich an das Elend denke, das mir aus den Localen entgegen sah, wo die Kranken untergebracht waren. Da das Spital schon am ersten Tage der Transporte nicht genügte, so hatte man zuerst die Klöster zur Aufnahme der Kranken

bestimmt, und was sah ich da? In der Kälte des Januars lagen hier die armen Menschen in den mit Stein gepflasterten Kreuzgängen, auf Stroh neben einander geschichtet, ohne Pflege, ohne Wartung, denn es fehlte an Allem, an Aerzten und Krankenwärtern, und ich weiche gewiss nicht weit von der Thatsache, wenn nicht der fünfte Mann ein Todter oder ein Sterbender war, denn wagenweis wurden die Todten zur Beerdigung geführt. Aber auch keine Aufsicht, kein höherer Beamter von militärischer Seite war vorhanden, der bei einem so ausserordentlichen Falle auf ausserordentliche Mittel gedacht hätte. Ich hatte genug gesehen, um aufs tiefste erschüttert zu sein; der im ganzen Klostergebäude vorherrschende Todtengeruch trieb mich hinaus, und auf meinen Auftrag vergessend, eilte ich zu Hause, um meinem Generalen Meldung zu erstatten, von dem was ich gesehen.

General Baron Gorrup war ein äusserst intelligenter, dienstbeflissener Mann, streng in seinen Dienstes-Ansichten, oft etwas pedantisch nach dem Motto: „*a quo dato*“, aber sonst auch gut und menschenfreundlich; denn ich hatte noch nicht ausgeredet, als er schon Säbel und Hut nahm, und sich mit mir in die Stadt begab. Nachdem er meine Angaben durch das was er erblickte, noch weit übertroffen fand, eilte er auf den Magistrat, ordnete an, dass auf der Stelle andere passendere Locale ausgesucht, alle Aerzte der Stadt und der Umgebung in Requisition gesetzt, eine nöthige Anzahl Krankenwärter bestimmt, und vor Allem die Kranken mit kräftigen Suppen versehen werden sollten, und machte überhaupt die Stadtverordneten streng dafür verantwortlich, dass Alles geschehe, um das Elend zu mildern und so viel möglich ihm abzuhelfen.

Zu Hause gekommen, dictirte er mir den Bericht über diesen Gegenstand an den Kaiser, den er mittels eines Unterofficiers in das kaiserliche Hoflager sandte. Als Antwort auf denselben erhielt er von Seiner Majestät die Ernennung zum Inspector aller Spitäler im Bereiche der

Dislocation der Armee, und zugleich die Anweisung an die Kriegskasse zu den nöthigen Geldbeträgen.

General Gorrup entledigte sich dieses Auftrages ganz mit jener Energie, die sein gewohnter Diensteifer, aber auch sein menschenfreundliches Herz ihm einflösste. Mehrere grössere leer stehende Gebäude wurden schnell zu Spitälern hergerichtet, andere dazu von ihren Einwohnern geleert, und fürs Erste die Kranken aus den Kreuzgängen der Klöster entfernt; auch bin ich der Stadt Raab das Zeugniss schuldig, dass sowohl von dem Magistrate wie von den Einwohnern Alles aufgeboten wurde, durch Hergabe von Betten, Versorgung mit Suppen und passenden Lebensmitteln den armen Leidenden zu helfen.

Der Krankenstand war dann in Zeit von noch fernern 8 bis 10 Tagen auf 4000 Mann angewachsen, von denen in den ersten Tagen 100 bis 150 starben, dann nahm bei einer bessern ärztlichen und materiellen Pflege die Sterblichkeit schnell ab, aber dennoch mag die Hälfte der angegebenen Zahl zu Grunde gegangen sein.

Seinem Auftrage gemäss bereiste der General, nachdem in Raab das Mögliche geschehen, jetzt die übrigen Spitäler von Raab aus über Oedenburg, Güns, Steinamanger, Körmend, Szalaegerszeg bis Gross-Kanischa. Ich begleitete ihn auf dieser Reise, aber was wir da sahen überstieg alle unsere Erwartung. Die Seuche hatte sich jetzt auch den Landbewohnern mitgetheilt; wer die damaligen Landesverhältnisse Ungarns kennt, wird wissen, wie weit dies so reiche Land in Allem, was auf Civilisation und Humanität Bezug hat, gegen andere Länder zurück war, wie es dies auch theilweis jetzt noch eben so sein mag, dazu gehörte vorzüglich der Mangel an Aerzten auf dem Lande. Die ungarischen Bauern an Branntwein gewohnt, glaubten durch grössere Dosen dieses Getränkes der Seuche zu steuern, und gerade dies war es, was die Krankheit steigerte, indem dadurch die rothe Ruhr entstand. Wenn ich an jene Zeit zurück denke, so kömmt es mir beinahe

wie ein Wunder vor, dass mein General und ich der Seuche entgingen. Waren die Dörfer, die wir durchzogen, theilweis ausgestorben, so waren auch die Wirthshäuser nicht verschont geblieben; die Unterkunft in ihnen, die in ihrer Einrichtung ohnehin in jener Zeit unter aller Kritik waren, blieb immer gefährlich, daher wir die Nächte im Wagen zubrachten. Aeusserst schwer war es, die nöthige Vorspann zu erhalten, um weiterreisen zu können; beim Suchen nach Pferden kam ich in ein Haus, wo drei Leichen lagen, und fünf Kinder weinend und jammernd um ihre sterbende Mutter standen. Es ist grässlich daran zu denken, und mein General, der in den Comitats-Sitzen alles aufbot, die Behörden zur Thätigkeit anzuspornen, dem Landvolke Hülfe zu bringen, so wie ich, der die Sache in Anregung gebracht hatte, konnten es nur als den Lohn der Vorsehung ansehen für den guten Willen, wo es möglich war, zu helfen, dass uns die Seuche nicht ergriff. Ein Glück war es, dass die Frau Generalin, die mir gleichwol die bittersten Vorwürfe gemacht, dass ich die Schuld trage, dass ihr Herr Gemal einen so gefahrvollen Auftrag erhalten hatte, uns für einige Tage mit kalten Lebensmitteln versehen hatte, wobei die streng gehaltene Diät um länger damit auszulangen, wohl auch von Nutzen war; unser einziges Präservativ war das Kauen von Wachholderbeeren, und öfter des Tages, vorzüglich beim Einfahren in die Dörfer, der Genuss von einigen geistigen Tropfen, die über derlei Beeren gezogen waren.

Am 4. Tage Abends erreichten wir Körmend, nachdem wir den ganzen Tag gehungert hatten, wo wir dann so glücklich waren, von dem dort anwesenden Fürsten Batthyani sehr freundlich aufgenommen und fürstlich bewirthet zu werden.

Es war gerade die Zeit des Goûter als wir die Gemächer des Fürsten betraten, was sich durch das aufgetragene Theeservice zeigte, wozu wir natürlich eingeladen wurden, und man mag sich denken, dass die für zwei

Personen, den Fürsten und seine Freundin, aufgetragenen Gegenstände kaum zur Hälfte genügt haben würden, den wüthenden Hunger eines jungen ausgehungerten Magens zu stillen; nichts desto weniger musste ich mich *par honneur* mit einem vierten Theile begnügen. Der Fürst, seine Freundin und mein General setzten sich dann zum l'Hombre-Tische, und mich beglückte der Schlaf auf einem Sopha, bis endlich um 11 Uhr Nachts die Flügelthüren zum Tafelzimmer sich öffneten und die Stentorstimme des fürstlichen Haushofmeisters durch sein: *Messieurs! Vous êtes servi* mich der bisher genossenen Wohlthat entriss, und ich Gelegenheit hatte, an einer brillanten zweiten, wohlbesetzten Tafel Theil zu nehmen. Der Morgen des andern Tages rief uns wieder zu unserm Dienst, und nachdem die Freundinn des Fürsten uns wieder mit Vorräthen hatte versorgen lassen, setzten wir unsere Reise nach Szalaegerszeg und Gross-Kanischa fort, von wo sich links gewendet und über Keszthely, Sümeg, Wessprim nach 12 Tagen Raab wieder erreicht wurde.

Ueberall war noch viel Elend gefunden worden, jedoch weiterhin weniger als im Raaber, Wieselburger und Eisenburger Comitat; aber überall hin brachte mein General Ordnung und so viel möglich Hülfe für die Truppen, dem dann auch die Comitatenser nicht nachstehen wollten, und ebenfalls Linderung des Jammers ihrer *misera plebs* zu bringen suchten.

In vier Wochen war die Seuche beinahe verschwunden. Auf seinen Bericht über das Ganze an den Kaiser, erhielt der General als Antwort den Ausdruck der Allerhöchsten Zufriedenheit, und die Weisung, die Brigade von Savoyen-Dragoner in Wessprim zu übernehmen.

Mit Ende Januar waren wir in Wessprim angekommen, und durch die später im April vorgenommene Bereisung des Regiments mit meinem Generalen hatte ich Gelegenheit eines der schönsten Cavallerie-Regimenter und ein treffliches Officiercorps kennen zu lernen. Das Regiment

hatte seit dem letzten Türkenkriege 1789 sein Standquartier Siebenbürgen nicht verlassen, war daher schön, grösstentheils mit siebenbürgischen Pferden, dem dauerhaftesten Schlag Pferde der Monarchie, wenn sie nicht zu früh angeritten werden, beritten; es fanden sich Pferde von 28 bis 30 Jahren im Regiment, deren Figur und Haltung nach, man ihnen ihr Alter nicht ansah, wiewohl sie für grosse Fatiguen nicht mehr geeignet sein mochten.

Ich muss hier eines Ereignisses erwähnen, welches mir bald nach unserem Eintreffen in Wessprim begegnete, und sprechend die damaligen Zustände Ungarns bezeichnet. Mein General schickte mich nämlich anfangs Februar nach Raab zurück, um bei der dortigen Kriegskasse seine Gebühren und den Ersatz der Auslagen zu fassen, welche seine Inspectionsreise veranlasst hatte. Ich machte die Reise wie gewöhnlich mit Vorspann, im Wagen des Generalen, und hatte von Zirz über Romand den berühmten Bakonyer Wald zu passiren. Auf der Hinreise bei Tag fiel mir nichts auf, was die bekannte Renommée des Bakonyer Waldes bestätigt hätte; in Raab hatte ich Vormittags am Tage meiner Ankunft mein Geschäft vollendet, und wollte Nachmittags wieder zurückreisen. Gute Bekannte von früher wollten mich wegen der bekannten Unsicherheit des Waldes zurückhalten; allein beruhigt durch meine anstandslose Herreise, liess ich mich um so weniger abhalten, als gerade Vollmond und das schönste Wetter war, ich mich auch auf meine guten Pistolen verliess. Es war schon Nacht geworden, als ich nach gewechselten Pferden, das von Deutschen bewohnte Dorf Romand verliess und nicht lange, so war mein Diener, wie ich, fest eingeschlafen, worin uns das schnelle Fahren nicht störte, als die Pferde auf einmal in den Schritt einfielen und langsam fortzogen, was mich aufweckte. Aus dem Wagen hinausschauend, um zu sehen weshalb wir langsam fuhren, erblickte ich rechts und links neben dem Wagen ein halb Dutzend verdächtige Figuren, die theils unter sich

theils mit dem Fuhrmanne ein Gespräch führten. Ich setzte schnell meinen Helm auf, der im Mondenschein glänzte, um meinen Begleitern zu zeigen, dass sie es mit einem Soldaten zu thun hätten, und rief auf den Fuhrmann, warum wir so langsam führen: „Nu Herr!“ sagte er „bergauf kann man nicht schnell fahren.“ Die den Wagen begleitenden abenteuerlichen Gestalten in ihren breiten runden Hüten, mit ihren langen auf die Bunda's herabfallenden schwarzen, von Fett glänzenden Locken, sahen sich wohl um, nahmen aber weiter keine Notiz von mir. Ich theilte meine Pistolen mit meinem Diener, und wartete in den Wagen zurückgelegt, ruhig ab, was kommen würde. Wir fuhren noch eine Weile langsam fort, als auf einmal die Pferde anhielten, der Fuhrmann abstieg, und sich mit seinen Pferden beschäftigte, denen er nach ungarischer Sitte den Haarschopf an der Stirne zog. Hatte ich geglaubt nun würde es los gehen, und bog den Kopf zum Wagen hinaus um zu sehen, da waren die Szegény legény's verschwunden. Ich fragte nun den Bauer was das gewesen sei, und er sagte, es seien Kanászen — Schweinhirten — gewesen, deren im Bakonyer-Walde viele Hunderte grosse Heerden hüten. „Ja Herr!“ fügte er hinzu, „wären Sie kein Soldat, sondern ein Geistlicher oder ein Jud, so wären Sie so nicht durchgekommen.“ Hätten nun die Menschen eine Ahnung haben können, dass ich einige Tausend Gulden mit mir führte, so wäre es wohl um mich geschehen gewesen. Ich dankte Gott, so durchgekommen zu sein, weil die Verantwortung des allfälligen Geldverlustes sicher auf mich gefallen wäre, weil ich nicht den Tag zu meiner Fahrt abgewartet hatte.

Uebrigens waren die Kanászen nicht immer so rücksichtsvoll gegen Militärpersonen; denn der Erzherzog Ferdinand von Este, commandirender General in Ungarn, wurde auf seiner Tour einmal am hellen Tage von 20 bis 30 dieser Kanászen im Walde gestellt, und ihm seine Baarschaft abverlangt. Als dieser ihnen erklärte, wer er sei,

antworteten sie, dass gerade desswegen sie auf ihrer Forderung beständen, einen Lieutenant, der kein Geld habe, würden sie ruhig ziehen lassen. Als der Erzherzog sich dann durch ein paar Tausend Gulden mit ihnen abgefunden, durfte er seine Reise fortsetzen. Die Folge davon war dann freilich, dass der Erzherzog ein paar Bataillone auf Streifung in den Wald sandte, die Räuber von ihren eigenen Kameraden, die an dem Raube keinen Theil gehabt, ihrer künftigen eigenen Sicherheit wegen, verrathen, gefangen wurden, von denen die Rädelsführer ihren Frevel am Galgen büssten.

Im September 1806 wurde General Gorrup aus Ungarn nach Kärnthen übersetzt und übernahm das Brigade-Commando in Laibach.

Nach dem System sind die Generale, die nicht Regimentsinhaber sind, nicht befugt, ihre Adjutanten anders woher, als aus ihren Brigaden und Divisionen zu nehmen. Dass ich bei Gorrup blieb, ohne dass mein Regiment in seiner Brigade stand, war eine ausnahmsweise Bewilligung des ungarischen General-Commando. Jetzt, wo er unter ein anderes General-Commando versetzt wurde, musste ich ihn verlassen und zu meinem Regimente einrücken, welches damals mit dem Stab in Gyöngyös stand.

Der Abschied von einem Manne und von einer Familie, in der ich in einem höchst angenehmen freundlichen Verhältnisse lebte, in welchem mir der Dienst nie drückend, und der Unterschied des Ranges nie fühlbar gemacht wurde, that mir wehe; und den Generalen sah ich erst 1813 nach der Schlacht von Kulm in Teplitz wieder, wo er das General-Commando im schreibenden Hauptquartier führte; von dort aber in der nämlichen Eigenschaft zur Armee in Italien übersetzt wurde.

Meine Eintheilung im Regimente traf mich zur Majors-Division in der 2. Schwadron, welche in Jazygien stand; von meinem gütigen Oberst Biking mit dem frühern Wohlwollen, vom Officiers-Corps freundlich aufgenommen, rückte

ich zu meinem Zug ein, der in Jászapáthi stand, und freute mich jetzt als Officier in der Linie zu dienen. Der Oberst hatte mich mehrere Tage beim Stab behalten, wo ich Gelegenheit hatte, einige reiche Edelleute aus meiner Nachbarschaft im Heveser Comitat kennen zu lernen, bei denen ich in der kurzen Zeit, während welcher das Regiment in dem Gyöngyöser Regiments-Nummero stand, manche dienstfreie Stunde angenehm zubrachte, unter diesen muss ich vor Allen den Obersten von der Insurrection Grafen Almásy und die Familien Tarodi und Tahy nennen.

In jener Zeit, wo überall in Ungarn eine ausgezeichnete Gastfreundschaft blühte, war jeder Officier willkommen; zeichnete er sich durch Bildung, gesellschaftliche Talente, z. B. Musik aus, so wurde er auf den Händen getragen, und der edle Ungar, so stolz er auch sonst sein mag, setzt auf seinen Landsitzen diesen Stolz in die überaus freundliche Bewirthung seiner Gäste, und hierin steht auch der erste Magnat nicht zurück. Anders aber war es mit diesen letzten Herren, wenn man mit ihnen in der kaiserlichen Residenz in Wien zusammen traf, dort ist es am besten sich gar nicht zu zeigen, denn da sind die Verhältnisse ganz anders; in Wien sind sie unter ihres Gleichen und um Gesellschaft nicht verlegen; auf ihren Landsitzen sind sie froh, ihr einförmiges Leben durch Besuch gehoben zu sehen, und haben dabei noch das Vergnügen ihren Reichthum glänzen zu lassen, der in Wien oft vor jenem anderer eklypsirt.

Ich habe schon gesagt, dass das Kronprinz Cürassier-Regiment 1805 das Unglück hatte, nach der kräftigsten Gegenwehr gezwungen zu sein, absitzen zu müssen, und die Mannschaft in die Gefangenschaft gerieth, daher es bis auf das Officiers-Corps, welches dabei auf Ehrenwort mit Waffen entlassen worden, neu errichtet werden musste. Bei der Mannschaft war das leichter, die theils aus den aus der Gefangenschaft zurückgekehrten Leuten, theils aus neu zugewachsener Mannschaft bestand, von denen der

grössere Theil schon bei der Reserve in der Abrichtung gewesen war. Der Stand der Pferde dagegen zeigte nur Remonten, meistens ausländische Pferde, ein schöner grosser Cürassierschlag.

Die Abrichtung der Pferde, wenigstens unter seiner strengsten Aufsicht, ist die erste Pflicht des Cavallerie-Subaltern-Officiers, und ein sehr lohnendes Geschäft, sobald der Officier sich demselben mit Kenntniss und mit Neigung zum Pferde unterzieht.

General Gorrup war ein sehr guter und kenntnissreicher Cavallerist, bei ihm, als sein Adjutant, hatte ich Zeit und Gelegenheit benützt, mir manche theoretische Kenntnisse in der Reitkunst, vorzüglich in der Beurtheilung des Pferdes zu erwerben, die ich durch Lectüre zu erweitern beflissen war.

Das Pferd ist unter allen Hausthieren das edelste, das begabteste, und wenn man die Künste betrachtet, zu denen Pferde schon abgerichtet worden sind, so kann man menschenähnlichen Verstand dem Pferde nicht absprechen. Das Pferd kann, je nachdem es von seinem Reiter behandelt wird, zu diesem eine solche Zuneigung fassen, die der Treue des Hundes beinahe nichts nachgiebt. Mein Bestreben, soweit mein Wirkungskreis ging, war dem gemeinen Reiter Liebe zu seinem Pferde, und die Ueberzeugung beizubringen, dass mit Geduld und Sanftmuth beim Pferde Alles zu richten ist; zugleich aber auch, wenn die gute Behandlung seines Pferdes seine Schuldigkeit ist, dies ebenso zu seinem Vortheil gereicht; denn wie oft nicht dankt der Reiter seinem gut abgerichteten Pferde, Leben und Freiheit, wie ich davon selbst einigemal die Erfahrung hatte.

Wirklich von Natur bösartige Pferde gibt es wenige; sie werden es gewöhnlich durch die Behandlung, die sie erfahren. Auch die wild in freien Gestüten oder in Ungarn auf den Puszten aufgewachsenen Pferde, werden viel eher durch Geduld und Sanftmuth, als durch Brutalität

gezähmt, wobei es das Erste ist, dass der Reiter das Vertrauen seines Pferdes zu gewinnen sucht. Ein mit Gewalt gezähmtes Pferd wird gewöhnlich tückisch, und sucht immer seinem Bezwinger etwas anzuhängen; das Beissen lernen die Pferde nur durchs Necken, und mancher Reiter ist dadurch schon zum Krüppel geworden. Ein ungarischer Edelmann gab mir einmal ein sonderbares Mittel an, einem Pferde das Beissen abzugewöhnen. Man solle einem solchen Pferde eine frisch gebratene Schöpsen- oder Kalbskeule, so wie sie vom Feuer kömmt, vorhalten. Beisst es hinein, so verbrennt es sich Lippen und Zunge, dadurch gewarnt, würde es in Zukunft das Beissen lassen. Ich habe das Mittel aber für viel zu unzuverlässig gehalten, um es zu versuchen, weil das Pferd dadurch leicht Schaden an seiner Zunge nehmen könnte.

Ohne gedeckte Reitschule lässt sich im Winter in der Abrichtung der Pferde kein grosser Fortschritt machen, die Wartung war in dieser Zeit die Hauptsache, nebenbei wurden meine Pferde im Stalle an Sattel und Zaum gewöhnt; im Frühjahr hatte ich dann bei dem ersten Zusammenrücken der Schwadron die Genugthuung, dass mein Zug am besten aussah.

Ich muss hier ein nicht ganz uninteressantes kleines Ereigniss anführen, das wahrscheinlich oder vielmehr gewiss die Veranlassung zu meinem ersten und letzten Hausarreste gab.

Ich habe der Familie Tahy als einer unserer Nachbarschaften erwähnt; in diesem Hause befanden sich drei Fräuleins, mit einem von ihnen hatte der älteste Oberlieutenant der Schwadron, ein Ungar, eine nähere Bekanntschaft gemacht, die bald zu einer Heirath führte. Die Vermählung fand statt und das ganze Officierscorps der Schwadron war dazu eingeladen, ebenso die Gemahlin unseres Divisions-Commandanten Major Martin, der vor dem Feldzug 1805 nach Irland, sein Vaterland, auf Urlaub gegangen und bis zu dem damaligen Zeitpunkte — aus lauter Drang

zu Thaten — im Februar 1806 beim Regimente noch nicht wieder eingerückt war. Diese Dame, auch eine geborne ungarische Edle, war im ganzen Regiment wegen ihres masslosen Stolzes und der Herzlosigkeit bekannt, mit der die reiche Frau ihren vermögenslosen, auf seine Gage beschränkten Gatten tyrannisirte, und oft auf eine gemeine Weise öffentlich beschämte.

Als wir nun nach der kirchlichen Verbindung, die Vormittags stattfand, das Mittagessen erwartend, im Gesellschaftszimmer versammelt waren, und nur die Unterhaltung der anwesenden jungen Damen Leben in die Gesellschaft brachte, warf die Frau Majorin die Frage auf, womit wir uns wohl Nachmittags unterhalten werden. „Tanzen werden wir, Euer Gnaden", sagte ich, „tanzen". Ich war freilich mit 26 Jahren der jüngste Officier der Schwadron, aber auch die andern, den Schwadrons-Commandanten ausgenommen, noch rüstige tanzfähige Männer von 30 und einigen Jahren. „Wer wird denn tanzen" fragte jetzt die Majorin. „Wir Alle," antwortete ich. Da sagte die Dame: „Geht, geht, bei der Major-Division ist ja überhaupt nur der Ausschuss der Officiere des Regiments." Ein harter Spruch der Dame war das, aber keiner der übrigen Officiere rührte sich, ihr gegen dies Urtheil über das Officiers-Corps der Division ihres Mannes zu antworten. Da Alle schwiegen, glaubte ich, wenn auch der Jüngste, mich der Ehre unseres Officiers-Corps annehmen zu sollen; ich sagte daher der ungnädigen Gnädigen: „Es ist das ein hartes Urtheil, welches Euer Gnaden über das Officiers-Corps der Majors-Division eben gefällt; jedoch wenn es wahr wäre, müsste unser Trost darin liegen, dass ihr Herr Gemahl unser Chef ist." Sie schwieg zwar, allein dass sie die Pointe gefühlt und nicht vergessen, erfuhr ich einige Monate später.

Im Februar 1807 feierte der Erzbischof Baron Fischer seine Installation in Erlau, eine der imposantesten Feierlichkeiten, die in keinem Lande mit einem solchen Pompe und solcher Pracht begangen werden dürften, wie in dem

reichen Ungarn. Da Erlau mit zu unserm Regiments-Rayon gehörte, so hatte Baron Fischer das ganze Officiers-Corps des Regiments dazu eingeladen. Der Oberst gab diese Einladung durch Regimentsbefehl bekannt, mit dem Zusatze, dass alle Officiere, die nicht durch ein besonderes Dienstverhältniss verhindert seien, von dieser Einladung Gebrauch machen dürften.

Inzwischen war einige Tage vorher, ehe diese Einladung eingetroffen, der Major von seinem Urlaub aus Irland in seiner Station Jászberény zum Regimente eingerückt, und hatte meinem Rittmeister, der sich ihm vorgestellt hatte, den Auftrag ertheilt, den Officieren der Schwadron, die von der Einladung des Erzbischofs Gebrauch machen wollten zu sagen, dass sie sich früher schriftlich bei ihm zu melden hätten; mir aber steckte mein Rittmeister, mit dem ich das nämliche Haus bewohnte, im Vertrauen, dass der Major mir diese Reise nach Erlau verbieten würde, indem er mich merken liess, dass meine Aeusserung gegen die Frau Majorin auf der Hochzeit in Alatyan daran Schuld sein könne.

Nun war die Zeit zu kurz, dass ich auf meine Meldung eine Antwort von Jászberény hätte erhalten können; der Befehl der Meldung auch nur darauf berechnet sein konnte, um zu wissen, welcher Officier nach Erlau gehe, denn verbieten konnte der Major mir diese Reise nicht, da ich keinen Dienst hatte und mein Rittmeister in der Station zurückblieb; ich schrieb daher meine Meldung, gab sie mit der einen Hand der Ordonnanz, die damit hinüber zum Major reiten sollte, mit der andern schwang ich mich in den Schlitten und fuhr nach Erlau.

Die Feste in Erlau hätten acht Tage dauern sollen, allein schon am zweiten Tage wurden wir an der Theilnahme gestört, indem dem Obersten der Befehl zukam, in Zeit von 24 Stunden mit dem Regimente aufzubrechen, und in das Biharer Comitat mit dem Stab nach Grosswardein zu marschiren. Auf der Stelle ging noch von Erlau

aus der Befehl an die Divisionen zum Aufbruch an ihre Sammelplätze. Mir befahl der Oberst mit ihm nach Gyöngyös zu fahren, um die Vorspannsgelder für die Division mit mir zu nehmen. Meine Einwendung, dass meine Schwadron schon würde abmarschiert sein ehe ich meine Station erreichte, beschwichtigte mein Oberst damit, dass mein Rittmeister für meine Pferde und Bagage schon sorgen würde. Und so rückte ich erst zu meiner Schwadron ein, als die Division sich in der Station des Majors schon versammelt hatte.

Der Major hielt eben Rapport mit seinen beiden Schwadrons-Commandanten, als ich mich bei ihm zu melden kam. Mir antwortete er kein Wort, sondern wandte sich mit den Worten an meinen Schwadrons-Commandanten: „Nehmen Sie den Herrn Lieutenant in Arrest, sobald wir in das neue Standquartier kommen.“

Da war wohl nichts anderes als mit Walter Scott zu sagen: „Es ist ein weiter Ruf bis Lochow!“ dauerte der Marsch doch wenigstens drei Wochen, und ich hatte ja nichts verbrochen. Während des Marsches war weiter keine Rede mehr von der Sache, und als wir unser Standquartier erreichten, wurde der zweiten Schwadron, bei der ich stand, Glogowacz, eine kaiserliche Herrschaft, als Station angewiesen, 2 Stunden von Arad, wo der Major sein Quartier hatte. Glogowacz, ein schöner deutscher Ort, war der Sitz zahlreicher kaiserlicher Beamten, von denen schon einer beim Einrücken der Schwadron uns entgegen kam, mit der Einladung des Oberbeamten zum Mittagessen und auf den Abend zum Ball.

Mein Rittmeister erinnerte sich wohl des in Jászberény vom Major erhaltenen Befehls, meinte aber, da schon mehr als drei Wochen seit dem vorüber gegangen, es auf 24 Stunden länger oder kürzer nicht ankommen würde.

Die Unterhaltung, von der der Rittmeister, der verheirathet war, sich noch vor Mitternacht zurückzog, dauerte bis Anbruch des andern Tages, wo dann ein jeder, auch

ich die Ruhe suchte. Gegen Mittag wurde ich durch ein heftiges Klopfen an meiner Thür aus dem Schlafe gerissen und mein Rittmeister trat herein. Noch in der Nacht hatte ihn ein Befehl des Majors mit dem frühen Morgen zu ihm nach Arad citirt, der Rechenschaft von ihm forderte, warum er die Meldung nicht erhalten, dass ich in Arrest sei. Es hatte dabei nicht viel gefehlt, dass er den Rittmeister nicht auch in Arrest geschickt dieses Versäumnisses wegen; dieser kündigte mir an, dass ich bis auf Weiteres zu Hause zu bleiben habe. Die Sache dauerte acht Tage, wo ich dann entlassen wurde, mit dem Befehl zum Stab zu kommen.

Die Geschichte der langen Dauer meines Arrestes war folgende. Der Major hatte dem Obersten gemeldet, ich sei wegen Subordinations-Verbrechen in Arrest, und sich angefragt was mit mir zu geschehen habe, darauf folgte der Befehl mich zum Stab zu schicken. Der Major der trotz seiner Gnädigen wohl fühlen mochte, dass mein Verbrechen, wie er es nannte, nicht von der Art sei, einen Officier 7 Stationen weit als Arrestant führen lassen zu können, fragte sich beim Obersten an, ob ich unter Arrest, oder als entlassen zum Stab zu gehen habe. Aus dieser Anfrage des Majors sah der Oberst wohl ein, wie viel es geschlagen, er befahl meine Entlassung und mich nur einfach zum Stab zu senden. Die Distanz zwischen Arad und Grosswardein, und das doppelte Anfragen bei dem noch nicht völlig eingerichteten Ordonnanzcurse, dehnte die Sache auf acht Tage aus, während welchen ich das Zimmer hütete.

Sobald ich den Befehl erhalten, säumte ich keinen Augenblick mich auf den Weg zu machen. Wiewohl es der vielen Wölfe wegen, welche die Gegend unsicher machten, sehr gefährlich war bei der Nacht, über den noch hoch liegenden Schnee zu reisen, so lag mir doch daran, meine Reise so viel möglich zu beschleunigen, um eben so schnell wieder zurück zu kommen. Ich verliess Glogowacz früh morgens um 8 Uhr, versehen mit einem guten

Doppelgewehr und ein Paar guten Pistolen, begünstigt durch hellen Mondenschein und schönes heiteres Wetter, und traf die Nacht durchfahrend, um 10 Uhr Vormittags in Grosswardein ein. Als ich mich bei meinem sonst gegen mich so gütigen Obersten meldete, empfing er mich ernst, hielt mir eine kurze Strafpredigt über den Gehorsam, mit dem Refrain: „Sie gehen zum Profossen". Als ich dann um Erlaubniss bat auch sprechen zu dürfen, glaubte ich hervorheben zu müssen, dass der Major durchaus keine dienstliche Ursache gehabt habe, mir die Reise nach Erlau zu verwehren, um so weniger als mein Rittmeister in der Station zurückblieb, wo mein Zug allein bequartiert war; ich äusserte dann, dass es vielleicht eine Privatursache sei, die mir den Arrest zugezogen, wobei die angegebene nur ein Vorwand sei, und erzählte dem Obersten den Vorfall mit der Majorin in Alatyan. Der Oberst konnte ein Lächeln nicht verbergen, allein der Schluss war wieder: „Sie gehen zum Profossen."

Ich war wie vom Schlage gerührt; aber was war zu machen? Doch der Profoss schickte sich eben an, dem Regiments-Adjutanten meinen Säbel zu überbringen, als dieser selbst eintrat, mir meine Entlassung ankündigte, und mir zugleich die Einladung des Obersten zum Mittagessen brachte. Der Oberst hatte dem Major wenigstens einen Schein von Genugthuung geben wollen für ein Vergehen, was beim Lichte betrachtet keines war, auch durch den achttägigen Hausarrest mehr als gesühnt war.

Von der Familie des Obersten ganz in der frühern Weise empfangen, herrschte beim Tisch wieder vollkommen der freundliche Ton von jener Zeit, wo ich die Regiments-Adjutantenstelle vertreten hatte. Ueber die Hochzeitsgeschichte wurde viel gelacht, und meine Antwort an die Majorin erhielt den vollkommensten Beifall der Damen. Auch die frühere Freundlichkeit meines guten Obersten hatte wieder das alte Geleis gewonnen; als ich mich dann nach dem Essen um die ferneren Befehle anfragte, sagte er

mir: „Sie werden doch nicht die letzten Faschingstage auf der Strasse zubringen wollen? Bleiben Sie diese Tage hier, wir haben noch zwei Bälle, tanzen Sie sich aus.“

So gern ich nun den Antrag angenommen hätte, so war mir doch sehr daran gelegen, so schnell wie möglich wieder vor meinem Major zu erscheinen, um ihn wenigstens durch meine schnelle Rückkunft sein Unrecht fühlen zu lassen. Ich dankte dem Obersten für seine gütige Einladung, indem ich um Entschuldigung bat, dieselbe nicht annehmen zu können, da ich unsern neuen Freunden in Glogowacz versprochen habe, die letzten drei Tage mit ihnen zuzubringen. Der Oberst hatte mich wohl durchschaut, darum nahm er keinen Anstand in meine alsogleiche Abreise zu willigen.

Am andern Tage gegen Abend meldete ich dem Major in Arad, dass ich von Grosswardein zurück gekommen sei. Seine kurze Antwort war: „Es ist gut“, — wie man bei uns gewöhnlich einen Unterofficier oder Gemeinen abfertigt — „rücken Sie zu Ihrer Abtheilung ein.“

Einige Tage später langten drei eigenhändige Briefe des Obersten bei der Major-Division an; einer an mich, väterlich freundliche Lehren meines Obersten für mich enthaltend, einer an meinen Schwadrons-Commandanten, der ihm den Auftrag ertheilte, jede Collision zwischen mir und dem Major zu verhüten und mich deshalb nicht nach Arad gehen zu lassen; den dritten an den Major — hat Niemand von uns gelesen. — Beim Ausmarsch 1808 waren wir so glücklich, den Mann durch Uebersetzung zu einem andern Regiment zu verlieren, und es war wohl Niemand im Regiment, der das bedauerte.

In die Zeit wo das Kronprinz Cürassier-Regiment in dem Gyöngyöser Rayon stationirte, wozu auch Hatvan gehörte, zählt eine kleine Geschichte, die ich nicht gerne mit Stillschweigen übergehe, weil sie ein Beweis kameradschaftlicher Liebe hätte sein sollen, allein weit darüber hinausgriff, und für den Träger die schlechtesten Folgen

hätte haben können, vielmehr müssen, wenn er nicht der Sohn eines ausgezeichneten Stabsofficiers des Regiments gewesen und dabei nicht viel Glück gehabt hätte. Die Sache ist folgende. Bei dem Marsche des Regiments 1804 von Wien in das Bácser Comitat, war auf dem Durchmarsche durch Kecskemét Feuer ausgekommen, welches, wie nachher gerichtlich constatirt wurde mit Unrecht den Cürassieren zugeschrieben worden; welches aber eine Erregung der Bauern hervorbrachte, die einen kurzen Conflict zwischen ihnen und den Cürassieren zur Folge hatte, in welchem jene, da eine ganze Division des Regiments im Orte lag, bald zur Vernunft gebracht wurden, dennoch war ein Oberlieutenant des Regiments durch den Wurf eines Hackels schwer an der rechten Hand verwundet worden, und hatte deshalb im Sommer 1806 das Ofner Bad gebraucht, von wo er im September zum Regiment zurück kehrte. Ich muss hier bemerken, dass dieser Oberlieutenant ein Italiener, ganz den Typus seiner Nationalität trug, dabei auch recht fremdartig schlecht deutsch sprach.

Auf seiner Reise zum Regiment die mit Vorspann geschah, erreichte er Nachmittags die letzte Station von Hatvan, deren Name mir nicht beifällt, und hielt in dem Augenblicke vor dem Gemeindehause der Station, wo der Ortsrichter mit seinen zwei Geschworenen vor der Thüre standen und eifrig eine Schrift lasen. Der Oberlieutenant reiste, wie das damals gestattet war, im Civilkleide.

Es war damals die Zeit, so wie auch jetzt wieder, dass französische und italienische Emissaire die österreichischen Provinzen überschwemmten. Die Schrift nun, welche der Ortsrichter so emsig buchstabirte, war ein Circular, welches eben die Personsbeschreibung eines solchen Emissärs enthielt. Den Angekommenen kaum erblickend und recht angesehen, warfen sie einander bedeutende Blicke zu; freundlich zum Wagen tretend, entschuldigten sie sich, dass im Augenblicke keine Vorspannspferde zu Hause, die auf der Weide seien, sie luden ihn ein auszu-

steigen und auf ein Glas Wein einzutreten. Diese guten Leute, die in dem Oberlieutenant ganz das Bild der eben erhaltenen Personsbeschreibung zu erkennen glaubten, dachten einen guten Fang zu machen. Der Reisende stieg ab vom Wagen und begab sich arglos und zufrieden über die Freundlichkeit dieser Leute in das geöffnete Zimmer, das Buch — französisch oder italienisch — in welchem er gelesen, in der Hand haltend, was den Verdacht dieser Leute noch vermehrte, auch wurde er nur vom Richter begleitet, während die beiden Andern sich entfernt hatten. Es wurde Wein gebracht, den der Fremde aber verschmähte, weil er kein Weintrinker sei; der Richter erschöpfte sich in Zureden, als auf einmal die beiden Geschworenen mit zwei Panduren ins Zimmer traten. Jetzt erklärte der Richter dem Oberlieutenant er sei sein Gefangener, denn er sei der in dem Circular bezeichnete Spion, und er solle nur gutwillig zum Stuhlrichter im Orte folgen, sonst würden sie ihn gebunden hinführen. Empört durch diese Behandlung, wollte der Officier sich Bahn brechen, um zu seinem Säbel zu kommen; da fassten ihn die Bauern und die Panduren, banden ihm die Hände auf den Rücken, und führten ihn gegen alles Protestiren, dass er ein kaiserlicher Officier sei, und sie nur im Wagen um seinen Helm und Säbel nachsehen sollten, zum Stuhlrichter, der am äussersten Ende des Ortes wohnte.

Eingetreten in dessen Zimmer, rief dieser, den Gefangenen erkennend: „Um Gottes Willen, Herr Oberlieutenant, was ist geschehen, wie kommen Sie in diesen Zustand?“ Dieser fing jetzt laut an zu lachen, und erzählte, während er schnell seiner Stricke entledigt wurde, die saubere Geschichte. Dass der Stuhlrichter die Leute gehörig zu Recht wies, die jetzt auf den Knien vor dem Officier um Verzeihung baten, ist sehr natürlich, und um den Fehler der Leute wenigstens eines Theils wieder gut zu machen, liess er den Oberlieutenant, den er einige Wochen vorher ebenfalls das Bad brauchend, in Ofen kennen gelernt und

manche Stunde mit ihm zugebracht hatte, mit seiner eigenen Equipage nach Hatvan fahren, wo derselbe Abends im Gasthause den anwesenden Kameraden lachend sein Abenteuer erzählte. Kaum hatte er ausgeredet, als sich einer der Officiere entfernte, dieser hatte die drei Corporale seines Zuges genommen, und war mit ihnen in die Station geritten, wo die Geschichte vorgefallen. Hier liess er unter irgend einem Vorwande den Richter vor den Ort herausholen, ihn niederlegen, und ihm zur Sühne, wie er glaubte, für das Attentat auf einen Officier, seinen Kameraden, 25 Stockstreiche *ad posteriora* geben, worauf sie *quasi re bene gesta* sich wieder entfernten.

Allein die Folgen dieser höchst unüberlegten That blieben nicht aus. Die Klage über die Gewaltthat kam zum Comitat, das eben in der General-Congregation versammelt, und dessen Obergespann der Erzherzog Karl Ambros, Primas von Ungarn war, und dies war das Glück des unüberlegten Excedenten. Dieser legte die Sache in Berücksichtigung der Jugend des Officiers, und seines Vaters eines tapfern Theresien-Ritters damit bei, dass derselbe dem Beschädigten ein Schmerzensgeld von 500 fl. zahlen solle. Das war wohl sehr schön, allein der junge Herr Lieutenant hatte gewöhnlich einige Tage nach dem 26. nicht über 500 Kreuzer zu gebieten; auf seine Bitte half auch hier der Erzherzog aus und zahlte die Strafe für ihn. Allein die Sache war dennoch nicht ganz zu Ende. Der Oberst war beurlaubt, und statt seiner führte der Oberstlieutenant, der Vater des jungen Officiers, das Regiments-Commando; da kömmt der Rittmeister Graf Mercandin von Wien vom Urlaub. Nachdem das Dienstgespräch zwischen beiden zu Ende, fragte der Oberstlieutenant um Neuigkeiten von Wien. „Ich weiss nichts Besonderes; Ihnen gratulirt man, dass die Sache mit ihrem Sohn Philipp einen so guten Ausgang genommen.“ Was Sache, was Sohn Philipp, fuhr dieser den Grafen an, dieser konnte nun nicht umhin, die ganze Geschichte zu erzählen, und der

Schlussact des Dramas war, dass der zeitweilige Regiments-Commandant den Herrn Lieutenant auf acht Tage zum Profossen sandte; dieser lebt als pensionirter Feldmarschallieutenant noch in Oberösterreich.

Das Regiment blieb in dieser Dislocation bis zum Juni des Jahres 1808. Von der Zwischenzeit bis dahin habe ich nichts Bemerkenswerthes zu berichten, wenn nicht, dass bei der ersten Visitation der Schwadron durch unsern Brigadier den tapfern General Wolfskehl, dieser den ältesten Oberlieutenant der Schwadron und mich als Reiter den übrigen Officieren zum Muster vorstellte.

Anfangs Juni marschirte das Regiment in das Lager bei Kittsee diesseits der Donau gegenüber von Presburg, wohin wir mit dem Regimente Hohenzollern-Cürassier zur Aufwartung bei der Krönung Ihrer Majestät der Kaiserin Ludovika zur Königin von Ungarn in Presburg commandirt waren.

Diese erhabene Feierlichkeit und die damit verbundenen Feste, wo der Hof seine ganze Pracht entwickelte, und die ungarischen Magnaten ihren ganzen Reichthum zur Schau trugen, gingen unter einer Menge Paraden und Productionen, wohl mit Beschwerden verbunden, für mich dennoch nicht unangenehm vorüber, indem ich, abgesehen von dem Reize der Neuheit, die die imposanten Schauspiele gewährten, manche alte interessante ungarische Bekanntschaft erneuerte und neue machte.

Den Winter auf 1809 brachte das Regiment in der Insel Schütt zu, einer grossen, stark bevölkerten Ebene, welche gegen Süden von der grossen Donau, und gegen Westen, Norden und Osten von einem kleinen Arme derselben umflossen ist, der sich bei Guta mit der Waag vereinigt und mit dieser unterhalb Komorn wieder in die grosse Donau fällt.

Der Winter ging unter Besuchen in der Nachbarschaft und in dem nahen Presburg ziemlich angenehm vorüber, erhoben durch die Hoffnung auf einen baldigen Krieg mit

Frankreich, eine Hoffnung die uns auch nicht täuschte, indem am 20. Februar 1809 die Armee auf Kriegsfuss gesetzt wurde, und wir täglich den Befehl zum Ausmarsch erwarteten; allein bevor dieser Befehl eintraf, brachte der Witterungswechsel zwischen Winter und Frühjahr dem Regimente grosse Gefahr.

Es war nichts Neues, dass die Insel Schütt im Frühjahr beim Eisgange der Donau theilweis überschwemmt wurde, wie dies im Jahre 1862 wieder im grössten Maassstabe der Fall war, allein einer Ueberschwemmung, wie wir sie in den ersten Tagen des März 1809 dort erlebten, erinnerte sich seit Menschengedenken damals Niemand.

Mit Ende Februar trat Thauwetter ein; am 1. März Früh Morgens, als eben mein Zug, mit welchem ich in Alsó-Janyok lag, sich zum Spazierenreiten stellte, ward ich durch meinen Hauswirth, der eine fürchterliche Angst zeigte, auf ein Schauspiel aufmerksam gemacht, wie ich ein grässlich-schöneres nie gesehen habe, grässlich, weil es uns Allen den Untergang drohte, schön, weil so weit das Auge rechts und links reichte, sich von Presburg her eine ungeheuere Wassermasse gegen uns wälzte, die von der eben aufgegangenen Sonne beleuchtet einen solchen Glanz verbreitete, dass das Auge vor dem Anblick erblindete.

In der Betrachtung dieses Schauspiels ward ich durch das Heranfliegen einer in Trab und Galop nahenden Ordonnanz gestört, welche mir den Regimentsbefehl brachte, dass jeder Abtheilungs-Commandant in den tief gelegenen Stationen mit seinen Leuten auf jenen erhöhten Punkt der Insel sich zu retten suchen sollte, wo er Hoffnung habe, von den Fluthen der Ueberschwemmung nicht erreicht zu werden.

Schnell liess ich satteln und packen, um, da meine Station eine der am tiefsten liegenden war, den zunächst gelegenen aber dennoch bei einer halben Stunde Wegs entfernten Höhenpunkt Szerdahely zu erreichen. Mochten

wir uns auch noch so gesputet haben, und Anfangs in Trab und Galop geritten sein, so legte das Wasser uns bald einen Hemmschuh an, und zwang uns Schritt zu reiten; bis wir Szerdahely erreichten ging das Wasser unsern grossen Cürassier-Pferden schon bis über die Knie, nur um 10 Minuten später aufgebrochen, würden wir Alle weggeschwemmt worden sein.

Das Dorf Szerdahely liegt mit seinem der Familie Condé gehörenden Castelle so hoch, dass das Wasser noch um 5 bis 6 Schuhe hätte steigen müssen, um uns zu schaden; allein rund um uns herum, so weit das Auge sah, war nur ein See, und im jammervollsten Zustande sassen an vielen Orten die armen Bauern mit ihren ganzen Familien auf den Hausböden und Dächern, viel Vieh war zu Grunde gegangen, und nur die höher gelegenen Ortschaften, von denen manche gar keines, andere nur wenig Wasser hatten, blieben vor grossem Schaden bewahrt; meine gewesene Station war eine der am härtesten betroffenen, indem die Bauern beinahe all ihr Vieh verloren hatten. Zum Glücke verlief sich das Wasser beinahe so schnell, als es gekommen war, und blieb nur noch in den Niederungen stehen.

Von der Familie Condé, den Besitzern von Szerdahely, die ihren Ursprung aus Frankreich leiten wollte, und der ich schon früher bekannt geworden war, daher freundschaftlich aufgenommen, blieb ich jetzt, da meine frühere Station nicht mehr zu beziehen war, bis zum Ausmarsch zum Feldzug 1809, wozu der Befehl am 15. März erschien, mit meinem Zug in Szerdahely.

Ich kann hier nicht umhin eines Ereignisses zu erwähnen, das mich an dem nämlichen Tage, wo ich der Wassergefahr in meiner Station entging, in eine zweite beinahe grössere brachte, die aber auch zugleich den Beweis für den richtigen Instinct der Thiere liefert. Der junge Condé, Sohn meiner Wirthe, ein grosser Freund der in den ungarischen Ebenen so beliebten Jagd auf Hasen

mit Windhunden, von denen er ein paar Prachtexemplare besass, lud mich am Tage meines Eintreffens ein, nach dem Essen eine Partie der Art mit ihm zu machen. Unweit des herrschaftlichen Schlosses war ein etwas höher liegendes ausgedehntes Fruchtfeld, das jetzt rundum vom Wasser eingeschlossen war, hieher hatten sich die Hasen der tiefer liegenden Gründe gerettet, wo man sie in grosser Anzahl herumhüpfen sah. Auf dieses Terrain war aber nur mittels eines Kahnes zu kommen, der, der Ueberschwemmung wegen, der man beinahe jedes Jahr mehr oder weniger entgegen sehen muss, unweit des Schlosses bereit lag. Ich war von der Partie, und wir gingen mit den Hunden zum Wasser. Diese, sonst die folgsamsten Thiere der Welt, weigerten sich jetzt den Kahn zu betreten, wir trugen sie daher in denselben, aber kaum war dieser vom Lande abgestossen, als beide Hunde, *uni sono* gleichsam, aufs Land sprangen. Zu gleicher Zeit riss die scharfe Strömung, die wir nicht beachtet, den Kahn fort. Das Angstgeschrei des jungen Condé machte mich aufmerksam auf eine Gefahr, die ich nicht ahnte, welche die Hunde aber gewittert haben mussten. Allein sie jetzt schnell erkennend, und am Sitzbrette am Hintertheil des Kahns stehend, hatte ich die Besonnenheit nicht verloren, und umfasste den nächsten Baum mit beiden Armen, während ich mich mit beiden Füssen an das Sitzbrett klammerte. Der Nachen jetzt zum Stillstehen gekommen, ward dadurch mit seinem untern Theile vom Strome rechts gewendet, und kam somit aus der Strömung; ich liess jetzt den Baum los, und nun konnte mein Schicksalsgefährte die Ruder anwenden, und wir standen bald auf dem Trockenen. Jetzt erklärte er mir erst seinen Angstschrei, hätte uns der Strom nur um zwei oder drei Kahnlängen weiter fortgezogen, so wären wir über eine wenigstens zwei Klafter hohe Böschung hinabgestürzt und sicher verloren gewesen. Die Jagd war vom Anfang an zu Ende, jetzt war nun die Frage, wie wir wieder zu Hause kommen könnten. Nach kurzem

Ueberlegen blieb uns jetzt nichts übrig, als den Kahn einige tausend Schritte weiter aufwärts zu ziehen, wo der Strom breiter und die Strömung nicht so heftig war, wir dann mit den Rudern den Kahn in unserer Gewalt hatten; nach einiger Anstrengung erreichten wir jetzt wieder das Schloss, wo uns die Hunde freudig entgegen sprangen, auch das diesseitige Ufer nicht eher verlassen hatten, bis sie uns auf dem Trocknen sahen.

Das Resultat, als Anerkennung, der Todesangst, die wenigstens mein Gefährte ausgestanden hatte, war, dass wir von der übrigen Familie als Jäger ohne Wild derb ausgelacht wurden.

Am 16. März brach das Regiment aus der Insel Schütt auf, unser Marsch ging am linken Donauufer gegen Linz wo wir auf der dortigen Schiffbrücke, die in diesem Feldzuge verhängnissvoll werden sollte, den Strom passirten, und gegen Braunau zogen.

In Linz traf mich eine grosse freudige Ueberraschung auf dem Durchmarsche. Als wir im dichten Schneegestöber durch die Stadt defilirten, sah ich einen Civilisten an den Reihen des Regiments hinabgehen, und hie und da anhalten, als wenn er sich um etwas erkundige; endlich bei mir angekommen, fragte er um meinen Namen. Als ich mich nannte, sagte er, Herr Lieutenant! gestern war ihr Herr Vater hier, vielleicht ist er es noch, er ist im „Stuck“ abgestiegen. Ich flog an die Tête der Colonne mir die Erlaubniss zu erbitten, einige Stunden in Linz zurück zu bleiben um meinen Vater zu sehen, ich erhielt sie; und die Freude meinen alten Vater zu umarmen, war um so grösser als wir uns schon seit dem Jahre 1802 nicht gesehen und unser Zusammentreffen so unerwartet gekommen war. Er kam von Bonn, wo das Zutrauen seines frühern Landesherrn, des Erzherzogs Maximilian Kurfürsten von Köln, beim Verlassen seiner Staaten ihn mit dem Auftrage zurückgelassen hatte, die Sorge für sein dortiges Privatvermögen zu führen. Jetzt endlich seines Auftrages ledig, eilte er

nach Wien dem hohen Erben, dem Erzherzog Maximilian von Este, Rechenschaft abzulegen. Die paar Stunden, die mir bei ihm zu weilen gestattet waren, verflogen wie Minuten, wir schieden mit einer herzlichen Umarmung beide in Thränen, weil keiner voraus wissen konnte, ob er je den Andern wieder sehen würde.

Schon beim Ausmarsche aus dem Grosswardeiner Dislocations-Rayon hatte das Regiment seinen alten hochverehrten Obersten von Biking verloren, der zum Generalen befördert, eine anderweitige Bestimmung erhielt. An seine Stelle trat der bisherige Oberstlieutenant und Theresienritter Freiherr von Bechtold, von Geburt ein Hesse, der vom gemeinen Reiter sich durch seine Tapferkeit zu diesem Range empor geschwungen, dem der Ruf grosser Strenge voran ging.

Am 27. März hatte der Kaiser von Oesterreich Frankreich den Krieg erklärt, und am 10. April setzte die Brigade Baron Lederer — dieser gestorben als Feldmarschall — Kronprinz- und Hohenzollern-Cürassier, bei Braunau über den Inn. Ich kann hier wohl nicht dem Gange der Begebenheiten dieses Feldzugs folgen, der durch das eigennützige Treiben Englands gegen die Meinung des Erzherzogs Karl als zu früh unternommen, auch die frühere Ansicht dieses Feldherrn in seinen Erfolgen bestätigte, weil es nicht an mir ist die Geschichte dieses Feldzuges. zu schreiben, der, wenn auch in Deutschland unglücklich endend, dennoch die Stirne des Feldherrn wie die Fahnen des Heeres mit den schönsten Lorbeeren schmückte.

Oesterreich auf sich selbst angewiesen, stand ganz allein da; alle Völker, auf die man rechnen zu können glaubte, standen entweder in den Reihen seines Feindes, oder hielten sich wie Preussen, nach früher gegebner Hoffnung zur Mithilfe, neutral; Napoleon, den man durch die Engländer in Spanien festgehalten glaubte, erschien schneller bei seinem Heere, als vorauszusetzen war, beides veränderte sehr die Lage der Dinge. Der linke Flügel der

österreichischen Armee wurde am 19. April bei Thann, am 20. bei Abensberg geschlagen, von der Mitte getrennt, erlitt er am 21. bei Landshut noch eine Niederlage. Am 22. kam mein Regiment, das beim Reserve-Corps stand, und ich mit ihm herwärts Obertraubling zum ersten Mal ins Feuer, es litt unendlich durch die feindliche Artillerie, die so gestellt war, dass ein Angriff auf sie erfolglos schien. Auf einmal wurde dasselbe auf beiden Flügeln mit Uebermacht von der feindlichen schweren Cavallerie angefallen und gegen die Mitte aufgerollt, dadurch zum Rückzuge gezwungen, auf welchem der Oberst Baron Bechtold schwer verwundet wurde. An seiner Stelle übernahm der zweite Oberst Prinz Gustav von Hessen-Homburg das Regiments-Commando; die Divisions-Commandanten hatten inzwischen ihre Divisionen wieder gesammelt, und ein kräftiger Angriff auf den verfolgenden Feind warf diesen in der Art zurück, dass er seine fernere Verfolgung aufgab, und das Regiment bezog den Bivouac auf dem Kampfplatze, da ohnehin die Nacht schon hereingebrochen war.

Indessen war vom Erzherzog der Rückzug über Regensburg befohlen worden; der Cavallerie war dabei für den 23. die Aufgabe gestellt, den Feind so lange aufzuhalten, bis die Artillerie und Infanterie sowohl die steinerne Brücke bei der Stadt, als die unterhalb derselben geschlagene Pontonsbrücke überschritten haben würde.

Kronprinz Ferdinand-Cürassiere hatten an diesem Tage die Arrieregarde und machten fünf erfolgreiche Attaken auf die nachdrängende feindliche Cavallerie, wo bei jeder eine Menge Beutepferde gemacht wurden. Hier muss ich es der Mannschaft zum Ruhme nachsagen, dass jeder Cürassier, der ein Pferd in der frühern Attake erbeutet, es willig fahren liess, um sich an die nächste wieder anzuschliessen. In der ersten Attake war der jetzige Regiments-Adjutant Oberlieutenant Merk geblieben, als ältester Lieutenant wurde ich zum Oberlieutenant befördert, und mir vom

jetzigen Obersten die Regiments-Adjutantenstelle übertragen.

Die Haltung des Regiments flösste dem Feinde eine solche Achtung ein, dass es zuletzt, nachdem bisher Alles über die untere Brücke defilirt und diese abgebrochen war, unangefochten über die steinerne Brücke in Regensburg einziehen konnte, welches von dem 2. (Kollowrat) Armee-Corps besetzt war.

Der Armee-Befehl des Erzherzogs Karl vom 24. April sagt vom 23.: „Die österreichische Cavallerie hat an diesem Tage ihren alten Namen bewährt, Kronprinz Ferdinand Cürassier-Regiment hat sich mit Ruhm bedeckt, noch sind mir die Tapfern nicht bekannt, die sich um die Dankbarkeit des Vaterlandes verdient gemacht.“

Eine fernere moralische Auszeichnung, die sich das Officiers-Corps des Regiments erwarb, lag darin, dass es mit Bezug auf den erwähnten Armeebefehl auf Alles für sich verzichtend, für seinen Obersten den Prinzen Gustav Hessen-Homburg, der bei jedem Angriff an diesem Tage sich an der Spitze des Regiments fand, um das Theresienkreuz einschritt; ebenso leisteten alle jene der Mannschaft, welche zu einer der Tapferkeitsmedaillen angetragen waren mit der Bitte darauf Verzicht, dass es Sr. Majestät dem Kaiser allergnädigst gefallen möge, dem Regimente eine Auszeichnung an die Standarte der Oberst-Division zu gewähren.

Das an das Corps-Commando (Feldmarschall Fürst Johann Liechtenstein) gerichtete erste Gesuch wurde mit dem beantwortet, dass diese Angelegenheit einer späteren Zeit (dem Ordenscapitel) vorbehalten bleiben müsse; auf das zweite Gesuch, in Bezug der Auszeichnung an die Standarte der Oberst-Division, lautete der Bescheid: „die Erfolge dieses Tages seien nicht von der Art, sie durch ein Andenken dieser Gattung zu verewigen, jene Leute daher, welche sich Ansprüche auf die Tapferkeits-Medaille erworben, seien dem Armee-Commando anzuzeigen, wo

sodann das Weitere erfolgen würde. Und so erhielten 3 Unterofficiere und 2 Gemeine die goldene, und 5 Unterofficiere und 17 Gemeine die silberne Tapferkeits-Medaille.

Die Armee des Erzherzogs marschirte nun unaufgehalten nach Cham, wo sie sich mit dem rechten Flügel unter Bellegarde vereinigte, und ohne Rasttag über Klattau nach Budweis zog, wo sie am 3. Mai eintraf, mit dem Vorsatze bei Linz wieder über die Donau zu gehen, um dem Feinde den Weg nach Wien zu verlegen. Die verhängnissvolle Nachricht jedoch, dass die Brücke bei Linz durch Hiller zerstört sei, veranlasste den Erzherzog, nun seine Richtung nach Wien auf dem linken Donauufer über Zwettel und Horn zu nehmen. Er hoffte Wien noch zu erreichen, ehe es vom Feinde besetzt sei. Die unerwartet schnelle Uebergabe der Hauptstadt vereitelte auch diese Hoffnung. Der Erzherzog führte daher die noch 78.000 Streiter zählende Armee an den Bisamberg, wo sie am 16. eintraf und theils am Russbach, theils im Marchfelde verlegt, einige Tage der so sehr verdienten Ruhe genoss, dabei im Vertrauen auf ihren erhabenen Führer, den kommenden Ereignissen muthvoll entgegen sah.

Napoleon hatte indessen schon von der Lobau aus, den Uebergang über die Donau auf das linke Ufer ausgeführt und zwischen den Dörfern Aspern und Esslingen eine treffliche Stellung genommen. Der Erzherzog, in dem festen Entschlusse, die vom Feinde gebotene Schlacht anzunehmen, hatte den Uebergang derselben nicht gehindert, eine Recognoscirung am 20. überzeugte ihn, dass die folgenden Tage entscheidende sein würden; er liess daher am Morgen des 21. Mai — am Pfingstsonntage — die Armee unter die Waffen treten und in Schlachtordnung aufmarschiren; die Gewehre wurden in Pyramiden gestellt, abgekocht und abgefüttert, und mit dem ersten Schlage der Mittagsglocke rückte das Heer zum Angriffe vor. Die Beschreibung der Schlacht, wo Freund und Feind, an Muth und Tapferkeit einander überbietend, um den Kranz

des Sieges rangen, und deren Ausgang endlich den Zauber brach, der den Sieg bisher um die französischen Adler gewunden, in welcher der Feldherr, der bisher nie besiegte, mit sammt seinem Heere bei Nacht und Nebel die Wahlstatt räumen musste, gehört nicht hieher; ich kann nur von meinem Regimente sprechen und sagen, dass es auch hier seinen alten Ruhm behauptete. Das Regiment gehörte, wie schon gesagt, zum Reserve-Corps unter dem Befehle des Feldmarschalls Fürsten Liechtenstein, bekannt durch seine bewährte Tapferkeit, es kam nur zweimal zu einer prächtigen Attake in beiden Schlachttagen, wo es die französische Cavallerie kernhaft warf, allein es verlor dennoch viel Leute durch das feindliche Geschützfeuer. Die Schlacht von Aspern wurde eigentlich durch die Infanterie und Artillerie entschieden, und die feindliche Cavallerie litt am meisten durch die Standhaftigkeit der erstern. Ich habe sie gesehen die 3000 Cürasse, die vor der Fronte der Regimenter Sztaray und Hiller aufgehäuft lagen, deren Träger durch die Standhaftigkeit, mit welcher diese beiden Regimenter die Eisenmänner bis auf 20 Schritte an sich ankommen liessen, im nächsten Kernschusse den Tod fanden. Einen herben Verlust hatte ich zu beklagen in meinem Freunde dem Oberlieutenant Sartory, dem frühern Regiments-Adjutanten, als ich ins Regiment trat; sein Tod erfolgte auf nachstehende Weise. Am 22. Nachmittags war das Regiment zur Deckung der Grenadiere aufgestellt, welche bestimmt waren den Schüttkasten von Esslingen zu stürmen, wodurch es die Zielscheibe der feindlichen Artillerie wurde. Schon mancher Mann, manches Pferd war gefallen, dem Oberstlieutenant Harnach hatte eine Kanonkugel den Arm zerschmettert, dem Major Horváth wurde das Pferd unter dem Leibe getödtet, und er durch den Sturz so schwer verletzt, dass er weggetragen werden musste, als er eben zum Obersten vorgeritten war, um ihn, der vor dem ersten Treffen stand, auf die unnöthigen Verluste aufmerksam zu machen, die dadurch entstanden,

dass das Regiment zu weit zurück stand, da die französische Artillerie damals immer überschoss, es daher sicherer war, ihr näher, als entfernter zu stehen.

Da die Majors-Division im dritten Treffen stand, sandte mich der Oberst, den älteren Schwadrons-Commandanten der Division, Rittmeister Beraun, zu benachrichtigen, dass er, statt des Majors Horváth, das Divisions-Commando zu übernehmen habe. Bei dieser Schwadron war Sartory im Stande; als ältester Oberlieutenant hatte er seine Stelle hinter der Front zwischen dem 2. und 4. Zug. Im Vorbeireiten an der Front, um zum ältern Schwadrons-Commandanten zu kommen, rief ich Sartory zu, an den linken Flügel der Division zu reiten, um das Commando der zweiten Schwadron zu übernehmen. Sartory ritt ein sehr schönes sechsjähriges Pferd, Goldfuchsstute mit 3 weissen Füssen und Stern, das ich mit einem Remonten-Transport früher zum Regiment gebracht, und das von einer edlen Race war. Ich hatte es auf dem Transporte geritten und sehr gelehrig und sehr folgsam gefunden. Als er es jetzt links wenden wollte, um auf den Flügel der Division zu reiten, weigerte das Pferd gänzlich den Gehorsam, weder dem Sporn noch der flachen Klinge, die Sartory erbittert nicht sparte, wich das Pferd, bis der nächststehende Corporal den Stecken zu Hülfe nahm. Empört durch diese Behandlung rannte jetzt das edle Thier in einer Lanzade nach der andern links fort; allein auf dem Punkte angekommen, wohin sein Reiter es führte, wo es den Kopf herabbeugte, seinen Unmuth in der Stange verbeissend, fährt eine Kanonenkugel an mir vorbei, der ich noch von meinem Auftrag an den Schwadrons-Commandanten vor der Front stand, reisst dem Pferde den Kopf weg, und trifft meinen Freund Sartory unter der Hüfte in den rechten Schenkel, den sie ihm zerschmetterte. Ich glaubte vergehen zu müssen, als vier Cürassiere den Besinnungslosen auf seinem Mantel auf den Verbandplatz trugen; gerne

wäre ich ihm gefolgt, allein meine Pflicht rief mich wieder zu meinem Obersten.

Er überstand die Amputation nicht, sondern verschied während der Operation. War es doch als wenn das Pferd sein und seines Herrn Schicksal geahnet hätte?

Da es gegen Abend ging, die Schlacht überall schon gewonnen war, so nahm der Generalissimus, um theueres Blut zu schonen, den Befehl, den Schüttkasten von Esslingen zu stürmen, zurück, die Grenadiere wie die Cürassiere wurden weiter zurück gezogen, und nur die Artillerie beschoss fortan die feindlichen, in der Nähe des Schüttkastens aufgeführten Geschütze bis in die Nacht hinein, in der dann Napoleon, der durch das Halten dieses Punktes seine Brücke zu retten suchte, seinen Rückzug über den linken Arm der Donau auf die Lobau vollzog, da ihm jener auf das rechte Ufer, durch Zerstörung der Brücke mit, vom Major Baron Magdeburg des Generalstabs ausgerüsteten Schiffen, über die grosse Donau abgeschnitten war; um 3 Uhr Früh hatte er auch den Schüttkasten geräumt.

Die zweitägige, ewig für Oesterreich unvergessliche Schlacht von Aspern war siegreich gewonnen, der Nimbus der Unüberwindlichkeit, von dem bisher die Stirne des französischen Imperators sich umkränzt wähnte, war verschwunden, und blieb mit den vielen Tausenden seiner Todten und Verwundeten auf der Wahlstatt zurück.

Ein eigenes, nicht zu beschreibendes Gefühl beschleicht den Menschen, vor Allen den Soldaten bei dem Ritte über ein Schlachtfeld am Tage nach der Schlacht, in welchem bei dem guten Menschen sicher das dankbare Gefühl gegen die Vorsicht vorherrscht, die ihn vor dem Tode, vor Wunden bewahrt hat. Jeder gute Mensch kann nur unter tiefem Bedauern der Dahingeschiedenen, bei denen der Tod vielleicht so manche glückliche Verhältnisse, so viele zärtliche Bande zerriss, so viele Hoffnungen zerstörte, der unglücklichen Verwundeten, die oft der Menschheit und

sich selbst zur Last fallende Krüppel übrig bleiben, bei einem solchen Ritte gedenken, und dabei wird er nur sicher seine Blicke gegen Himmel richten, den heissesten Dank aussprechend gegen die Allmacht, die ihn unversehrt aus tausend Gefahren hervorgehen liess. Wenn der gesinnungsvolle Mensch nur besser aus einer Schlacht hervorzugehen vermag, in der ihn die Vorsehung vor Unglück bewahrte, so mögen doch wenige von denen die in die Schlacht gehen, mit philosophischer Ruhe das bedenken, was ihnen bevorsteht, und es ist sicher ein ganz gewöhnliches Gefühl der Sorge, das jedem Soldaten ahnungsvoll beim Beginn einer Schlacht tiefergreifend nahen mag, von der er voraus weiss, dass es hier siegen oder sterben heisst; es liegt dies in der Natur des Menschen. Hat aber einmal das Getümmel der Schlacht begonnen, ist der Soldat selbst mit fortgerissen in den Bereich des Todes und der Wunden, dann möchte ich den sehen, der nur an sich denkt, wenn er ein Mann ist; dieser wird mitten unter den Schrecknissen der Schlacht jene Ruhe, jene Besonnenheit wieder finden, die es ihm möglich macht, ungeachtet dessen, was um ihn her vorgeht, muthvoll seiner Pflicht zu genügen. Uebrigens glaube ich nicht, dass es eine Sünde ist zu denken, dass wenn einem ein Unglück bestimmt ist, man demselben nicht entgehen kann; ich habe davon zwei Beispiele erlebt; eines bei der Schlacht von Aspern, das andere bei der Schlacht von Wagram.

Am zweiten Schlachttage von Aspern, als das Kronprinz Cürassier-Regiment zur Bedeckung der Grenadiere aufgestellt war, welche die Bestimmung hatten, den Schüttkasten von Esslingen zu stürmen, ward einem Manne das Pferd erschossen, dem die Kanonenkugel der Länge nach durch den Leib gefahren war. Es ist Vorschrift bei der Cavallerie, dass der Reiter die Rüstung des getödeten Pferdes abschnallen und zurücktragen muss. Der betroffene Mann, ein zweijähriger Recrut, befolgte pünktlich den Befehl, und lief jetzt mit dem Sattel auf dem Rücken

hinter der Front zuerst gegen den rechten Flügel der Division, um zu sehen vielleicht ob er dort sicher vor Kugeln zurückgehen könne, allein zurückgeschreckt durch ein paar Kugeln, die ihm hoch über den Kopf flogen, kehrte er um und rannte gegen den linken Flügel, die Kameraden riefen ihm zu: „So geh' doch zurück! geh zurück!“ Aber nein, er lief auch hier bis an's Ende der Division, und ward auch hier wieder von dem Rauschen der Kugeln begrüsst. Auf das wiederholte Zurufen der Kameraden ging er endlich zurück, kaum aber 40 bis 50 Schritte weit gegangen, stürzte er von einer Kanonenkugel getroffen todt nieder.

Es ist viel darüber gestritten worden, warum der Generalissimus dem Feinde nicht auf dem Fusse in die Lobau gefolgt ist. Ob ein Antrag dazu statt gehabt hat, kann ich mit Gewissheit nicht sagen; nur das ist bestimmt wahr, dass ich von meinem Obersten im Auftrag unsers Divisionärs, des F. M. L. Erbprinzen von Hessen-Homburg auf einen erhöhten Punkt mit dem Befehl aufgestellt wurde, um auf 3 Signalschüsse zu achten, die in der Nacht fallen würden; wenn ich jedoch dieselben bis um Mitternacht nicht wahrnehmen würde, so dürfte ich wieder einrücken, weil es ein Zeichen wäre, dass die Operation des Uebergangs nicht stattfinden würde. Ich erinnere mich wohl, auf dem mir angewiesenen Orte angekommen zu sein, ich weiss jedoch nur so viel, dass ich am andern Morgen mit anbrechendem Tage von einer Cavallerie-Abtheilung, die zum Russbach in die Tränke ritt, tief schlafend die Zügel meines neben mir liegenden Pferdes in der Hand haltend gefunden und nur mit Mühe erweckt wurde.

Die 3 Signalschüsse waren wohl nicht gefallen, und über dem Horchen hatte mich der Schlaf übermannt, während ich, um ihm auszuweichen, mit meinem Pferde, die Zügel um die Hand gewunden, auf und abgegangen war, bis die Thurmuhr des nächsten Dorfes Mitternacht geschlagen.

Die Armee bezog am 23. das Erholungslager im Marchfelde; die Brigade Lederer, Kronprinz- und Hohenzollern-Cürassiere stand vor Süssenbrunn; im dortigen Schlosse hatte der Commandirende General des Reserve-Corps, der Feldmarschall Fürst Johann Liechtenstein, sein Quartier genommen. Mein Oberst, Baron Bechtold, der von seiner Wunde kaum hergestellt, schon am 19. Mai bei der Armee wieder eingerückt, vom Erzherzog Karl aber ins Hauptquartier des Kaisers gewiesen worden war, weil seine Wunde kaum verharrscht war, hatte am 23. das Regiments-Commando wieder übernommen, und sich beim Verwalter des Schlosses einquartirt; ich hatte meine Kanzlei im nächstbesten Bauernhause aufgeschlagen.

Hatte nun während der zweitägigen Schlacht der Hunger über jeden von uns seine Rechte geltend gemacht, so war es jetzt, nachdem dieser ergiebig gestillt war, Abends der Schlaf, der die seinigen verlangte.

Zwei Bedürfnisse sind es, die sich unter gewissen Verhältnissen in der Natur des Menschen den Rang streitig machen: die Befriedigung des Magens und der Schlaf; und es ist vielleicht noch unentschieden, welcher von beiden die meiste Gewalt über ihn erringt. Oft habe ich in den fünf Feldzügen von 1805 bis 1815, denen ich beigewohnt, und in deren jedem der Hunger dann und wann seine Rolle gespielt, die eigene Erfahrung gemacht, dass der Schlaf strengeres Recht an mir geübt als Hunger und Durst, und wem von uns kann es wohl entgangen sein, dass nach forcirten Märschen, nach mühe- und beschwerdevollen Schlachttagen, dem Manne der Schlaf oft lieber war als Essen und Trinken; versagt doch das Pferd das Futter nach grosser Uebermüdung, und erst wenn es ausgerastet hat, frisst es wieder mit der gewohnten Begierde.

Aber auch der Bemerkung kann schwerlich widersprochen werden, dass das Gefühl der Pflicht, der Geist bei dem wahren Soldaten, der in einem strengen Dienstverhältnisse steht und sich dieses ernstlich angelegen sein

lässt, die Unthätigkeit des Körpers überwindet, wenn letzterem, durch äussere Umstände dem tiefen Schlafe entzogen, ein Geschäft oder eine Handlung zugemuthet wird, die seinen Dienst betrifft. Es ist in einer Art von Somnambulismus, Schlafwachen, in welchem er das ihm zugemuthete Geschäft verrichtet, und so wie der Somnambüle bei seinem Erwachen aus seinem natürlichen Schlaf, in den er vom somnambülen übergegangen, durchaus nicht im Stande ist sich selbst Rechenschaft von dem zu geben, was er im Zustande des Schlafwachens gethan oder gesprochen; ebenso wird auch der dem tiefsten Schlafe entrissene todtmüde Soldat, wenn er gleich seinem frühern Schlafe nach vollendetem Geschäfte wieder anheim fällt, nicht das mindeste von dem wissen, was mit ihm vorgefallen.

Es sind mir hierüber zwei Beispiele bekannt, die ich hier anführen will, von denen ich das eine an mir selbst erlebte, das andere mir von einem Gewährsmann erzählt wurde, dessen Glaubwürdigkeit wohl Niemand in Zweifel ziehen wird.

Es war am 23. Mai 1809 nach der Schlacht von Aspern wo wir, wie gesagt, in Süssenbrunn, vor welchem Orte das Regiment im Lager stand, unser Stabsquartier genommen hatten, dass ich höchst ermüdet mich nach der Nachtruhe sehnte, denn man muss wissen was der Dienst eines Regiments-Adjutanten im Felde am Tag der Schlacht, und auch am folgenden ist, wenn er sich diesen angelegen sein lassen will; und dennoch kam ich erst um 10 Uhr Abends zur Ruhe, und genoss meiner Einbildung nach des Schlafes im vollsten Masse, bis ich am andern Morgen um 6 Uhr Früh durch einen Corporalen geweckt wurde, der in voller Rüstung vor meinem Bette stand, nachdem es meinem Diener allein nicht gelungen war mich zu erwecken.

Der Corporal meldete mir dann, als ich munter war, dass er mit einem Commando von 10 Mann vor meinem Quartier halte, und sich anfrage, ob ich noch etwas zu be-

fehlen habe. Da ich von keinem Commando wusste, fragte ich auf wessen Befehl er da sei; er fing an zu lächeln und sagte: „Auf Ihren Befehl, Herr Oberlieutenant!“ Er zog dabei den schriftlichen Befehl — von meiner eigenen Hand — hervor, mit Tag und Datum und der Expeditionsstunde um 1 Uhr nach Mitternacht. Mochte ich mich nun auch bis in den Tod besinnen, es war mir nicht möglich mich zu erinnern, dass ich in der Nacht aufgestanden, und sogar geschrieben habe, und doch gab meine eigene Handschrift den Beweis dafür.

Inzwischen war der Corporal vom Tage mit dem Frührapporte der Standartwache ins Zimmer getreten, dieser erzählte nun, dass um Mitternacht bei der Standartwache ein Laufzettel eingetroffen, welches von jedem Regimente der Brigade einen Corporalen und 10 Mann bestimmte, zur Abfassung von Wein und andern Lebensmitteln für die Mannschaft, die der Kaiser abzugeben angeordnet hatte; er habe mir das Laufzettel gebracht, und in Gemeinschaft mit meinem Diener es möglich gemacht, dass ich aufgestanden, das Laufzettel gelesen, selbes vidirt, dann immer schweigend den Befehl für den Inspections-Rittmeister des Lagers ausgefertigt, beide Stücke ihm übergeben, mich dann ferner ohne ein Wort zu sprechen wieder niedergelegt habe, und auf der Stelle wieder fest eingeschlafen sei. — Mein Zustand in dem Augenblicke wo ich schrieb, war also ein vollkommenes Schlafwachen!

Das zweite Beispiel ist ernsterer Art.

Der in Wien verstorbene General der Cavallerie, Freiherr von Wernhard, der bei Arcis-sur-Aube 1814 sich das Theresienkreuz erwarb, commandirender General in Siebenbürgen, war im Feldzuge 1809 Major und Flügel-Adjutant des Generallissimus Erzherzog Karl; nach dem Frieden als Supernummerair bei Sommariva - Cürassier eingetheilt, stationirte er in Oedenburg beim Regimentsstab, wo ich zu selbiger Zeit als Proprietairs- und Divisions-Adjutant bei dem F. M. L. Graf Fresnel angestellt war. Bei einer

Gelegenheit, wo auch von der Macht des Schlafes die Rede war, erzählte er Folgendes:

Am 22. Mai, am letzten Tage der Schlacht von Aspern, hatten die Franzosen, als das Schlachtfeld von ihnen bis auf den Schüttkasten von Esslingen geleert war, oberhalb Wien eine Demonstration gemacht und versucht, bei der sogenannten schwarzen Lacke, gegenüber von Jedlersee, sich festzusetzen.

Die Meldung darüber war spät Abends im Hauptquartier des Erzherzogs eingetroffen, wo auch ein Jeder nach den beiden beschwerdevollen Tagen sobald es sein konnte die Ruhe gesucht hatte, nur der Erzherzog selbst war noch wach, als die Meldung ankam. Major Wernhard hatte den Dienst beim Erzherzog und war der Einzige von der ganzen höhern Umgebung des Prinzen, der ebenfalls wach sich im Vorzimmer befand.

Der Erzherzog in Kenntniss der Sache gesetzt, fand es unbedingt nöthig, dass der Feind ungesäumt aus der schwarzen Lacke vertrieben werde, ehe er Boden gewonnen, und vielleicht einen Brückenschlag über die Donau dort in's Werk setze. Er befahl daher dem Major Wernhard, den General-Adjutanten des Erzherzogs, den Obersten Grafen Grünne aufzusuchen, und ihm im Namen des Erzherzogs zu sagen, dass er eine Disposition entwerfe und die nächsten Truppen bestimme, welche mit Anbruch des folgenden Tages den Feind aus der schwarzen Lacke zu vertreiben hätten. Dem Major Wernhard befahl der Erzherzog zugleich, dass er die vom Grafen Grünne zu gewärtigende Disposition persönlich zur Ausführung zu bringen habe.

Major Wernhard fand den Grafen Grünne schon fest eingeschlafen im Bette, unendliche Mühe kostete es ihn völlig zu ermuntern. Major Wernhard entledigte sich seines Auftrags. Graf Grünne theilte ihm seine Ansicht mit, über das was hier zu veranlassen sei, mit, bestimmte die Truppen,

und trug dann dem Major auf, das Ganze zu Papier zu bringen, was dann der Graf unterschreiben werde.

Kaum hatte Wernhard sich an den Schreibtisch gesetzt und die Feder in die Hand genommen, als der Graf auch wieder eingeschlafen war. Als der Major geendet, hielt es eben so schwer den Grafen zu ermuntern wie früher; als dies endlich gelungen war, las Wernhard seinen Aufsatz dem Grafen vor; dieser vollkommen damit einverstanden, unterschrieb ihn, und Major Wernhard eilte zu Pferde zu kommen, um auch den zweiten Auftrag des Erzherzogs auszuführen.

Dies hatte den besten Erfolg, indem die Franzosen, schon mit der Morgenröthe des andern Tages angegriffen, der grösste Theil gefangen wurde, der Rest sich mit den Schiffen auf das rechte Ufer der Donau rettete.

Major Wernhand kam um Mittagszeit dieses Tages nach verrichteter Sache wieder in das Hauptquartier nach Deutsch-Wagram zurück, und erstattete dem Erzherzog, bei dem eben auch Graf Grünne zugegen war, Bericht über die Erfüllung seines Auftrags; als er geendet, drückte der Erzherzog ihm seine Zufriedenheit aus, und sich an den Grafen wendend, dankte er ihm für die gute Einleitung der Sache. Dieser, erstaunt über die Worte des Erzherzogs, lehnte bestimmt den Dank ab, indem er von der Sache gar nichts wisse. Man mag sich die Ueberraschung des Erzherzogs und die noch grössere Wernhard's denken; zu seinem Glücke wár die Sache gut ausgefallen, und seine Legitimation blieb immer die Unterschrift des Grafen, die auch dieser nicht verkennen, so wie er sich aber auch durchaus nicht entsinnen konnte, in der Nacht wach geworden zu sein, oder etwas Anderes gethan zu haben als zu schlafen.

Die sechs Wochen von der Schlacht von Aspern bis zu jener von Deutsch-Wagram hindurch, standen die beiden feindlichen Armeen, nur durch die Donau geschieden, einander ruhig gegenüber; aber der Erzherzog konnte mit

Gewissheit voraussetzen, dass das Marchfeld nochmals der Schauplatz wichtiger Ereignisse werden müsse. Er hatte daher noch alle disponibeln Truppen, die Landwehren und von der ungarischen Insurrection das erste Primatial-Husaren-Regiment an sich gezogen, und sah im Vertrauen auf die treue Anhänglichkeit der Armee und ihre erprobte Tapferkeit, den zu erwartenden Ereignissen ruhig entgegen. Aber auch der Kaiser Napoleon hatte nichts versäumt, alle noch möglichen Verstärkungen von seinen deutschen Bundesgenossen an sich zu ziehen.

Auf besondere Anordnung des Kaisers Franz wurde die Armee mit Wein, Fleisch und anderen Gegenständen, die ihr gratis geliefert wurden, aufs beste verpflegt, und es war höchst interessant Abends im Lager zu weilen, denn von allen Seiten erschallten die Banden der Regiments-Musiken, ertönten die Jubellieder der Soldaten auf ihren geliebten Feldherrn. Auch die Officiere hatte der Kaiser nicht vergessen, denen er nach der Schlacht von Aspern eine doppelte Gratisgage verlieh.

Mein Oberst und ich, sein Adjutant, hatten es in der Art gut getroffen, dass wir ein für allemal zur täglichen Tafel unseres Corps-Commandanten, des Feldmarschalls Fürsten Liechtenstein, geladen waren; mit dieser Einladung hatte es jedoch eine eigene Bewandtniss. Der Fürst ritt täglich in die Lager, und die Leutseligkeit selbst, sprach er mit jedem Officier oder General, der ihm aufstiess, und der Refrain des Gesprächs war dann gewöhnlich: „Kommen Sie zu mir zum Essen.“ Diese Einladungen waren dann oft so häufig, dass weder Raum am Tische noch Couverts genug vorhanden waren alle Gäste zu bedienen, die täglichen Gäste dann ehrenthalben oft am Katzentische fürliebnehmen mussten, weil der fürstliche Koch, seinen Herrn kennend, sich selten in dem Betrag der Speisen verrechnet hatte, und Geschirre wo immer hergeborgt wurden. Mein Oberst, ein alter Herr, war dadurch schon in den ersten Tagen genirt, und miethete uns für unsere Kost beim

Schlossverwalter ein, wo wir dann kaum Ursache hatten die fürstliche Tafel zu vermissen.

Mir begegnete in dieser Zeit nichts Besonderes, ausser dass ich einem kriegsrechtlich zum Galgen verurtheilten Fuhrknechte unter dem Galgen den Pardon brachte.

Drei Fuhrknechte hatten in Compagnie einen Handelsjuden ausgeraubt, nach den Kriegsgesetzen stand darauf der Tod, zu diesem wurde auch der Rädelsführer, die beiden andern zu Stockstreichen verurtheilt.

Es war gegen Abend vor dem Tage der bestimmten Hinrichtung, ich befand mich gerade wegen Unterschriften bei meinem Obersten, als die Gattin des Verwalters, eine noch schöne Frau von 28 Jahren, ins Zimmer trat, das jüngste ihrer sieben Kinder auf dem Arm, rechts neben ihr drei Knaben, links drei Mädchen, sich mit Allen vor dem Obersten auf die Knie werfend, um Pardon bat für den zum Tode Verurtheilten und seine Mitschuldigen.

Baron Bechtold war als Soldat rauh und streng, allein ich habe nie wieder einen Mann in einer solchen Verlegenheit gesehen, wie diesen meinen Obersten in diesem Augenblick. Der Anblick der in Thränen zerfliessenden schönen Frau, der weinenden Kinder, rührten ihn in der Art, dass dem rauhen, strengen Theresien-Ritter auch die Thränen in die Augen traten. Er liess die schöne Frau nicht lange knien, hob sie auf, und da der Raub von geringem Betrag, auch zum grössten Theile ersetzt worden war, sagt, er ihr den Pardon zu, jedoch musste sie schwören, vor der Execution Niemand etwas davon zu sagen.

Als die Frau das Zimmer verlassen hatte, wandte der Oberst, streng an der Regel haltend, sich gegen mich: „Sie, Herr Oberlieutenant!“ sagend, „müssen sich jetzt gefallen lassen, die Nacht in diesem Zimmer auf jenem Ruhebett zuzubringen, weil Sie wissen, was Niemand vorher wissen soll; für Nachtmal und Frühstück werde ich sorgen. Morgen früh, wenn die beiden Officiere, welche der Regel nach für den Delinquenten zu bitten haben, bei

mir eingetreten sind, werfen Sie sich auf ihr Pferd, welches unten bereit stehen wird, reiten dem Executions-Commando nach und bringen dem Auditor, nachdem er dem Delinquenten das Urtheil vorgelesen, den schriftlichen Pardon; damit aber der Scharfrichter nicht früher die Hand an ihn legt, rufen Sie das Wort Pardon selbst aus, wie der Auditor mit dem Vorlesen des Urtheils zu Ende ist.“ Und wie der Oberst gesagt, so geschah es. Das Merkwürdigste bei der ganzen Geschichte war die Gleichgiltigkeit, mit welcher der Pardonirte die Erlassung seiner Strafe aufnahm, der Scharfrichter musste ihn sogar erinnern, sich bei dem Führer des Executions-Commando zu bedanken; den beiden Andern hatte der Oberst die Hälfte ihrer Strafe erlassen.

Am 4. Juli zeigten die Bewegungen des Feindes in der Lobau und auf dem rechten Ufer der Donau, dass von ihm wieder etwas zu erwarten sei; am Abend erging der Befehl an die gesammte Cavallerie, zu satteln und zu packen, und das war unser Glück; denn nie in meinem langen Leben habe ich jemals wieder ein solches Gewitter erlebt wie jenes war, welches gegen Mitternacht über das Marchfeld losbrach, keine Kanonade, selbst die nicht von 1813 bei Leipzig, überhallte die Schläge des Donners, gleich als ein Vorbild der zu erwartenden Schlacht, die vereint mit einem Meer von Feuer, auf dem Marchfelde still zu stehen schienen; wenn ich dann sage, dass der Regen in Strömen sich ergoss, so ist das keine Hyperbel, denn es dauerte nicht lange und das Wasser im Lager des Regiments ging den Pferden bis an die Knie; es war daher ein Glück dass gesattelt war, und das Regiment durch's Aufsitzen, sich wenigstens trockene Füsse und Rüstungen bewahrte; doch so schnell das Wasser gekommen, so schnell verlief es sich auch wieder.

Und in dieser fürchterlichen Gewitternacht setzte die französische Armee unter Blitz und Donner, Sturm und Regen über die Donau, kaum war dann der Morgen

angebrochen, als die zweitägige Schlacht begann, die am 5. Juli unentschieden blieb und am 6. mit dem Rückzuge nach Znaim endete, ohne dass die Armee eigentlich geschlagen war. Umstände veranlassten diesen Rückzug, die bisher noch nicht ganz aufgeklärt sind, und deren Erörterung der spätern Zukunft überlassen bleiben muss.

„Dem Feinde blieb das Schlachtfeld", sagt Varnhagen von Ense, „allein der Sieg, den er gewonnen, war keine Niederlage der Oesterreicher, und alle Anstrengungen der französischen Befehlshaber und ihrer selbsteifrigen Truppen brachten die Weichenden nicht zur Verwirrung und Flucht. Der Kaiser Napoleon bewunderte die strenge Ordnung der vor seinen Augen langsam sich entfernenden Truppentheile und versagte dem Erzherzog Generalissimus das Lob nicht, welches ein so hartnäckiger Widerstand und eine so feste Führung auch im Feinde erweckte."

Die Leser verlangen auch hier von mir wohl keine Beschreibung dieser blutigen Schlacht, da es nur meine eigenen Erlebnisse sind, die ich hier aufzeichne, die in diesen beiden Schlachttagen folgende waren.

Das Kronprinz Cürassier-Regiment stand auf dem äussersten rechten Flügel der Armee, als Reserve hinter der Infanterie, und führte an diesem Tage wieder zwei erfolgreiche Attaken gegen jene feindliche Cavallerie aus, welche es zweimal versuchte, unsere Infanterie in ihrer rechten Flanke zu umgehen und ihr in den Rücken zu kommen, wobei wir nur geringe Verluste erlitten, und bei der zweiten zwei Officiere und 27 Mann zu Gefangenen machten, die abgeschnitten wurden; übrigens hielt dieser Flügel den ganzen Tag hindurch mehr oder weniger seinen Standpunkt fest, und behauptete abends die am Morgen inne gehabte Stellung.

Ueber die Nacht hindurch stand die ganze Brigade auf der äussersten Linie gegen den Feind, wo um Mitternacht ein Allarm auf den Vorposten entstand, der wohl das ganze Regiment zum Aufsitzen brachte, aber nicht

von der feindlichen Seite herkam, sondern es handelte sich nur um entlaufenes Schlachtvieh, die Ordnung war bald wieder hergestellt.

Am 6. Morgens gegen 10 Uhr erhielt das Regiment den Befehl, die gegenüber demselben im Anzug begriffene französische Gardeinfanterie anzugreifen. Die Attake geschah von der Oberst- und Oberstlieutenants-Division, und — was wohl voraus zu sehen, da die Infanterie nicht früher durch die Artillerie gelichtet worden war — die Divisionen wurden geworfen, und verloren, durch das Gewehrfeuer der Stand haltenden Infanterie, welche sie mit einem Bataillonsfeuer empfing, bei 30 Mann und Pferde. Ich selbst hatte in einem Augenblick sieben Kugeln erhalten, die in mein Pferd und auf die Rüstung fielen, ohne dass mich selbst eine berührt hätte. Das Pferd erhielt einen Streifschuss an der Stirne, einen Schuss durchs rechte Ohr und einen Streifschuss am linken Schenkel, zwei Kugeln trafen zusammen auf meinen linken Pistolenhalfter, die den Schaft der Pistole völlig zerschmetterten, aber nicht weiter drangen, eine Kugel traf meine Säbelscheide, die letzte den linken Steigbügel, die abprellend mir eine Contusion am linken Fusse verursachte. Der Schmerzensschrei des Pferdes liess mich vermuthen, dass es schwer getroffen zusammen stürzen würde, allein es rannte mit einer Lanzade um die andere rückwärts, wodurch wir wenigstens aus der feindlichen Schusslinie kamen. Der erste Mann, den ich erreichte, war der Divisions-Trompeter der Oberstlieutenants-Division mit Namen Plommer; ich hielt ihn an, und befahl ihm Appel zu blasen, um die Mannschaft wieder zu sammeln. Plommer sonst ein tüchtiger Trompeter, wandte wohl sein Pferd, setzte auch die Trompete an den Mund, brachte aber keinen Ton hervor, wobei er einen sonderbaren Blick auf mich richtete, als wenn er mich bitten wollte ihn weiter reiten zu lassen. Aber Appel musste geblasen werden, ich drohte ihm mit der Klinge, und indem ich selbe hob — kömmt eine Kanonenkugel, reisst ihm den Kopf vom Leibe

und überschüttet mich ganz mit seinem Gehirne. — War das wohl die Ahnung des nahen Todes, die dem armen Menschen die Kraft nahm zu blasen?

Der General Baron Lederer, unser Brigadier, erhielt bei dieser Attake einen Schuss in den linken Schenkel, so dass er das Schlachtfeld verlassen musste. Ich kam jedoch auch nicht ganz leer durch, denn im Momente, wo das Pferd die Schüsse am Kopfe erhielt, stieg dasselbe, und schlug mir mit der Vorrathskinnkette auf dem Hauptgestell, 4 Zähne ein, kein kleiner Verlust in meinem damaligen Alter.

Das Regiment hatte sich bald wieder gesammelt und mein Oberst, als ältester in der Brigade, übernahm das Brigade-Commando statt des verwundeten Generalen. Dieser Umstand gab die Veranlassung, dass ich zum ersten Male den Befreier Europa's von der Herrschaft Napoleons I. kennen lernte, den nachmaligen Feldmarschall Fürsten Karl Schwarzenberg. Dieser war zu jener Zeit österreichischer Gesandter am russischen Hofe gewesen, und da der Kaiser Alexander seit seiner Begegnung mit Napoleon in Erfurt 1807 in freundschaftlichen Verhältnissen mit diesem stand, so musste der Fürst, sobald der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich erklärt war, Petersburg verlassen; da ihm nun der Weg über Warschau versperrt war, so war er auf jenen über das türkische Gebiet und Ungarn nach Oesterreich angewiesen. Er traf zwei Tage vor der Schlacht von Wagram im Hoflager des Kaisers in Hochwolkersdorf ein, übernahm als Feldmarschallieutenant gleich eine Division im Reservecorps des Fürsten Liechtenstein, und gerade jene zu welcher die Brigade Lederer, Kronprinz und Hohenzollern-Cürassier gehörten, der jetzt der Oberst Bechtold vorstand, und dem ich jetzt zugleich als Brigade-Adjutant diente. Durch die Uebernahme der Brigade kam also mein Oberst in nähere Berührung mit dem Fürsten Schwarzenberg, und dadurch auch ich, wobei ich wohl nicht dachte, dass ich diesem Helden ein

Paar Jahre später in den Feldzügen 1813 und 1814 um so viel näher stehen würde.

Gegen 12 Uhr Mittags schien die Schlacht am rechten Flügel gewonnen, indem derselbe die Franzosen schon so nahe gegen ihre Brücken zurück gedrängt hatte, dass unsere Brigade Batterien diese schon beschossen.

Da ertönte auf einmal ein heftiger Geschützdonner links im Rücken der Armee, der linke Flügel war auf jener Stelle vom Feinde umgangen worden, welche der Erzherzog Karl durch das Armee-Corps des Erzherzog Johann zu besetzen gehofft hatte.

Dieser hatte den vom 4. Juli Abends 7 Uhr datirten Befehl des Generalissimus, mit aller Beschleunigung über Unter-Siebenbrunn und Leopoldsdorf dem Feinde in den Rücken zu gehen, erst am 5. Früh um 5 Uhr in Presburg erhalten, indem der Officier, der den Befehl zu überbringen hatte, die Brücke über die March bei Neudorf durchs Wasser zerstört fand, dadurch 6 Stunden weit irre geritten war.

Verhältnisse, die hier nicht zu erörtern sind, verzögerten den Abmarsch von Presburg bis in den späten Abend des fünften. Der Nachtmarsch beförderte die Vorrückung nicht und erst um 10 Uhr Vormittags des 6. Juli erreichte der Erzherzog Johann mit seinem Corps Marchegg, in einem Zeitpunkt, wo der österreichische linke Flügel schon entschieden umgangen war. Ob nun jetzt dieses Corps den Verlust der Schlacht aufgehalten haben würde, steht dahin; allein unsers Erachtens hätte eine Diversion gegen die französischen Brücken, wenn auch nur durch ihre gänzliche Zerstörung, von grossem Nutzen sein können. Vielleicht wäre es sogar möglich gewesen, die Brücken, die schwerlich so stark bewacht waren, dass der Erzherzog diese Wache nicht hätte überwältigen können, zu nehmen, da Napoleon auch im Marchfelde wenig Truppen zurück gelassen hatte, das ganze Corps überzusetzen, und nach Zerstörung der Brücken auf Wien zu marschiren.

Jetzt wurde auch dem rechten Flügel der Befehl zum Rückzug gegeben, der in der besten Ordnung, wiewohl nicht ohne starkes Drängen des Feindes, der manchmal seine Uebermacht gegen einen einzigen Punkt vereinigte, erfolgte. Da war es dann in einem solchen Falle, dass ich einer Scene beiwohnte, die mir ewig nicht aus dem Gedächtnisse schwinden wird.

Während dem Rückzuge gegen die Höhen von Stammersdorf, wo diese gegen Strebersdorf abfallen, drängte die französische Cavallerie mit Uebermacht das Fürst Schwarzenberg Uhlanen-Regiment, das bei einer Attake in Front und Flügel durch die feindliche Cavallerie geworfen wurde, wobei der Feind nahe daran war, die Cavallerie-Batterie des Regiments zu nehmen. Der Fürst Schwarzenberg in Begleitung von meinem Obersten und mir, ersah von weitem her diesen Vorfall; wie ein Pfeil flog er in die Mitte der fliehenden Uhlanen, und das donnernde Halt, welches er ihnen zurief klingt mir noch in den Ohren. Es wirkte, schnell sammelten sich die Schwadronen, von denen beinahe Jedermann den Inhaber kannte, und dem Obersten des Regiments rief er zu: „dort führt der Feind Ihre Batterie fort! wird das Regiment sie nicht zurücknehmen, so soll es nie mehr meinen Namen führen.“

Der Fürst hatte nicht umsonst gesprochen; das Marsch, Marsch! tönte von allen Seiten, und in 10 Minuten war der Feind, der eben die Batterie zurück zu führen im Begriff stand, geworfen, und die Batterie gerettet.

Auf ihrem meisterhaften Rückzuge, auf welchem die Armee vom Feinde jetzt nur wenig gedrängt wurde, erreichte sie am 10. Juli Znaim, und hatte hier die blutigen Gefechte an diesem und dem folgenden Tage, wo am letztern vier Brigaden österreichische Cavallerie unter Anführung des Fürsten Schwarzenberg den Feind, der den linken Flügel der Armee nochmals umgehen, die Strasse nach Iglau gewinnen wollte, um sie von Böhmen abzuschneiden, in zwei Attaken so derb zurückwies, dass er

seine Hoffnung aufgab, und den angetragenen Waffenstillstand annahm, der dann in der Nacht zum 12. in Znaim abgeschlossen wurde.

Auch hier, wie bei Regensburg, zeichnete Kronprinz-Cürassier sich besonders aus, und brachte mehrere Gefangene zurück. Es war ein herrlicher Anblick diese acht schönen Reiter-Regimenter, vier leichte und vier Cürassier-Regimenter, dem Feinde entgegen fliegen zu sehen, der schon im ersten Anfalle geworfen, noch einmal mit frischen Truppen zurückkehrte und auch diesmal zurückgeschlagen wurde, um nicht mehr wieder zu kommen. Dass dieser Versuch des Feindes hier zurückgewiesen wurde, dankt die Armee dem Oberst Baron Baumgarten, Chef des Generalstabs des Reservecorps, der als Kenner der Gegend, die Absicht des Feindes vorausgesetzt, die Cavallerie des Corps durch Znaim durchführte, und sie in zwei Treffen in der Richtung lagern liess, woher er den Feind erwartete, so wie er auch richtig zuerst den Anmarsch desselben entdeckte. Oberst Baron Baumgarten hatte gewiss an dem was das Reservecorps schon bei der Schlacht von Aspern geleistet, den grössten Antheil, allein es wurde von seinem Corps-Commandanten nicht erkannt, der überhaupt durchaus kein Freund des Generalstabs war, selbst nicht des Chef des Generalstabs der Armee, Generalen Baron Wimpfen, von dem der Erzherzog in seinem Berichte an den Kaiser, nachdem er alle Soldaten von Aspern der öffentlichen Dankbarkeit würdig erklärte, sagt: dass Sr. Kaiserl. Hoheit in den einsichtvollen Dispositionen des Chefs von Ihrem Generalstabe Generalen Baron Wimpfen, und in seiner rastlosen Verwendung die erste Grundlage des Sieges erkennen. Dass Fürst Liechtenstein dem Obersten Baron Baumgarten nicht geneigt war, geht aus Folgendem hervor:

Se. Majestät der Kaiser hatten dem General Wimpfen der schon Ritter des Theresien-Ordens war, gleich nach der Schlacht das Commandeurkreuz ohne Capitel verliehen

ferner, einem jeden Corps-Commandanten zwei Theresienkreuze zur Vertheilung an jene Generale oder Stabsofficiere zugeschickt, welche sich im Corps am meisten ausgezeichnet. Dass Fürst Liechtenstein das eine Kreuz dem Artillerie-Director des Corps, dem Obersten Smola, verlieh, erhielt den Beifall des ganzen Corps, ebenso bestimmte in seiner Meinung dasselbe das zweite Theresienkreuz dem Obersten Baumgarten: „*Vox populi vox dei*," allein nicht er erhielt es, sondern des Fürsten General-Adjutant, der Oberst G..., ein würdiger braver Mann, der auch am 21. Mai durch einen Streifschuss am rechten Arm verwundet worden war, was ihn gleichwohl nicht hinderte, ferner zu Pferde zu bleiben, allein die öffentliche Meinung wusste recht gut die Leistungen der Beiden von einander zu unterscheiden; und Baumgarten war zu stolz und seiner zu gut bewusst, als dass er beim Capitel um das Kreuz eingeschritten wäre. Dass Oberst Baron Baumgarten ein ausgezeichneter Generalstabsofficier war, geht aus dem hervor, was der Erzherzog Karl in Bezug auf die Schlacht von Wagram von ihm in seinem hinterlassenen Aufsatze: „Von der Cavallerie" sagt: „Bonaparte umging den linken Flügel des Feindes. Da schlug der Oberst Baumgarten des General-Quartiermeisterstabes dem Fürsten Liechtenstein vor, die ganze Cavallerie zu vereinigen, mit ihr nach dem bedrängten Flügel zu eilen und durch dessen Verlängerung dem umgehenden Feinde in die Flanke zu fallen. Doch wurde dieser Vorschlag, welcher den Sieg herbeiführen konnte, nicht angenommen."

Die zwei blutigen Gefechte am 10. und 11. Juli, in welchen der Erzherzog seine Stellung bei Znaim behauptete, überzeugten ihn, dass Napoleon, der zur Deckung seines Rückzugs im Marchfelde nur schwache Abtheilungen zurück gelassen hatte, es für den andern Tag mit seiner vor Znaim versammelten ganzen Macht auf einen Hauptschlag abgesehen hatte, dem der Erzherzog bei der Nähe, in welcher beide Armeen einander gegenüber standen,

nicht ausweichen konnte, und der entscheidend würde ge-
wesen sein. Das ungünstige Terrain, Mangel an Munition
und die Ueberlegenheit in der Zahl des Gegners machte
den Verlust einer Schlacht mehr als wahrscheinlich. Nu
ein Waffenstillstand konnte in diesem Augenblicke d
Armee und mit ihr die Monarchie retten, der dann, w
gesagt, in der Nacht des 12. Juli einstweilen auf die Dau
eines Monats mit 14tägiger Aufkündigung abgeschlosse
wurde.

Geht man in der Kriegsgeschichte zurück, so find
man, dass Waffenstillstände mehrmals eine grosse Rol
in ihr spielten, bald zum Vortheile, bald zum Nachthei
Dessen, der ihn vorgeschlagen; bleibt man bei einem spä
tern Zeitpunkt stehen, den ich auch selbst erlebt habe, s
ist es Thatsache, dass wenn der Znaimer Waffenstillstan
die eben erwähnte Wirkung für Oesterreich hatte, jene
den Napoleon um vier Jahre später bei Wurtzen schlos
unbestreitbar seinen Untergang vorbereitet hat.

Die Gründe, aus welchen der Erzherzog den Waffen
stillstand abschloss, liegen klar vor Augen, jene, aus welche
derselbe im Hoflager des Kaisers nicht gebilligt wurd
sind bisher nicht bekannt geworden; Thatsache aber is
dass Kaiser Franz von nun an die Leitung seiner Heer
selbst übernahm. Am Tage nach dem Abschlusse d
Waffenstillstandes führte der Erzherzog Karl das He
durch Mähren nach Ungarn, wo sich an beiden Ufern d
Donau, längs der Waag, und von Komorn bis zum Pla
tensee alle österreichischen Armeen vereinigten.

Am 31. Juli legte der Erzherzog in Littau seine Stel
als Kriegsminister und Generalissimus der österreichisch
Armee nieder und zog sich, von dieser aufs tiefste b
trauert, zu seinem väterlichen Freunde, dem Herzog Albe
zurück, der sich in Teschen befand. Dem Feldmarsch
Liechtenstein wurde das Commando der Armee übertrage

Nach dem Wiener Frieden bezog das Kronprinz Cüra
sier-Regiment das Stations - Numero von Moor in Ungar

es hatte in dem Feldmarschallieutenant Grafen Fresnel, der sich sowohl in den Schlachten bei Aspern und Wagram vorzüglich aber bei der letzten Cavallerie-Attake bei Znaim ausgezeichnet, seinen zweiten Inhaber erhalten.

Graf Fresnel de Hennequin et Curel, wie er sich schrieb, war ein Franzose, der mit der Husaren-Division Royal allemand 1793 in österreichische Dienste getreten war; ein äusserst tapferer Soldat, hatte er sich schon durch das Theresien-Ordenscapitel 1802 das Ritterkreuz des Ordens erworben, war aber unter jenen Franzosen, welche der französische Kaiser im Wiener Frieden mit dem Interdict belegt und zurückgefordert hatte, daher er, weil er Oesterreich nicht verlassen wollte, in Ruhestand versetzt wurde. Die Regiments-Inhaber in der österreichischen Armee haben das Recht, auch wenn sie in den Ruhestand versetzt sind, einen Officier ihres Regiments als Adjutanten bei sich zu haben; es musste daher als eine Auszeichnung von mir angesehen werden, dass der Oberst Baron Bechtold mich zu dieser Stelle vorschlug und ich angenommen wurde, wobei mir das geläufig Französischsprechen zum grossen Vortheil gereichte, indem es der Graf im Deutschsprechen noch nicht sehr weit gebracht hatte.

Der Graf, jetzt ohne Anstellung, zog sich nach Prag, das er in früherer Zeit kennen gelernt hatte, wo wir den Winter von 1809 bis 1810 zubrachten. Es war dies wohl für mich der angenehmste Aufenthalt, den sich ein Subaltern-Officier als solchen wünschen konnte. Ohne eigentlichen Dienst, denn die Correspondenz mit dem Regiment war ziemlich beschränkt, konnte ich grösstentheils über meine Zeit selbst disponiren, mit Ausnahme jener, wo ich den Grafen theils bei Besuchen in der Nachbarschaft von Prag, theils auf Jagden und Spazierritten zu begleiten hatte. Graf Fresnel hatte auch im Ruhestande seine Pferde beibehalten; als kühner Reiter, wiewohl kein schöner, weil er trotz seiner langen Gestalt nur so auf dem Pferde hing, und dem Pferde zu viel Freiheit liess, daher oft mit dem

Pferde stürzte, konnte er sich nicht leicht mit andern Pferden befreunden, als mit jenen von englischem Blute, und war ziemlich gut beritten.

Graf Fresnel war ein vorzüglicher Pferdekenner, so wie er sich nicht minder gut auf die Heilung kranker Pferde verstand, und so war auf unsern Ritten gewöhnlich das Pferd der Gegenstand unserer Gespräche, aus welchen ich manchen Nutzen schöpfte.

In Prag hatte auch ich Gelegenheit manche angenehme Bekanntschaft zu machen, am nützlichsten war mir jene des Obersten Baron Rossner des Generalstabs, nachmaligen Feldmarschallieutenants, der später die Veranlassung war, dass ich im Feldzuge 1813 dem Generalstab zugetheilt wurde.

Die Vermählung der Erzherzogin Marie Louise mit dem Kaiser Napoleon im März 1810 gab die Veranlassung dass das erwähnte, auf den in österreichischen Diensten stehenden Franzosen ruhende Interdict aufgehoben und Feldmarschallieutenant Graf Fresnel bald wieder aus der Ruhe gezogen wurde, er erhielt die Cavallerie-Division zu Oedenburg in Ungarn, wo wir mit Anfang des Monats Juni 1810 eintrafen.

Die besten Stationen für die Cavallerie in der österreichischen Monarchie waren vor 50 Jahren in Ungarn, und unter diesen Oedenburg ein Stern erster Grösse; für gewöhnlich hatte dort das Herzog Albert Cürassier-Regiment sein immerwährendes Standquartier, wo es seit undenklichen Zeiten einheimisch war. Die vielen der hohen Aristokratie angehörenden jungen Männer, die von jeher vorzugsweise in diesem Regimente, der Nähe wegen in der es von Wien stationirte, zu dienen trachteten, hatten im Verein mit den in der Stadt für die Winterszeit in Oedenburg angesiedelten begüterten Familien des hohen ungarischen Adels, einen gesellschaftlichen Ton eingeführt, der nichts zu wünschen übrig liess, wodurch der Ton in der höhern

Gesellschaft in Oedenburg jenem in der Residenz wenig nachgab.

Bei der Uebernahme des Divisions-Commando durch den Grafen Fresnel, war aber Albert-Cürassier noch nicht in sein gewohntes Stations-Numero eingezogen, sondern an seiner Stelle hatte das Regiment Sommariva-Cürassier einstweilen hier sein Standquartier. Erst im Spätsommer 1811 kehrte Herzog Albert-Cürassier nach Oedenburg zurück, und Sommariva marschirte in das Presburger Comitat mit dem Stab nach St. Georgen. Von dem Officier-Corps von Sommariva kann ich übrigens nur das Gleiche wie von Albert sagen, nämlich dass es, ohne seine Chargen gerade aus der hohen Aristokratie besetzt zu haben, an Bildung und gutem Ton keinem andern Regimente in der Armee wich.

War der Aufenthalt in Oedenburg im Winter höchst angenehm, indem bei der Menge offener Häuser die Wahl einem oft schwer wurde, wohin man sich zuerst begeben sollte; so bot im Sommer die Nachbarschaft der vielen reichen adeligen Grundbesitzer eine Menge vortrefflicher Unterhaltungen dar, worunter jedoch Eisenstadt, die Sommer-Residenz des Fürsten Nikolaus Eszterházy, den Glanzpunkt bildete. Wenn der Fürst im Sommer und Herbste dort zugegen war, wechselten die Unterhaltungen auf eine ausgezeichnete Weise. Da war ein ausgesucht besetztes Schauspiel wie Oper; Bälle, Concerte, Jagden auf jede Art Wild zeigten den Glanz eines fürstlichen Hofes, und gaben denen in nichts nach, wie ich sie späterhin in Deutschland an Höfen regierender Fürsten, an die mich der Dienst oder der Zufall führte, zu sehen Gelegenheit hatte.

Hier lernte ich das Leben kennen, welches dem Menschen zu Gebot steht, den Geburt, Rang und Reichthum weit über die gewöhnlichen Verhältnisse des menschlichen Lebens empor heben. Doch einen wohlwollenderen, herablassenderen, man könnte sagen freundschaftlicheren Gutsherrn kann man sich nicht denken, wie dieser Fürst Niklas

Eszterházy war, dem sein Sohn und Nachfolger, der Fürst Paul, was die eben erwähnten Eigenschaften betrifft, in keiner Hinsicht nachsteht, wie er ihn übrigens in reellern Tugenden bei weitem übertreffen mag.

Ein einfacher Officier, der nur als der Appendix seines Generalen zu betrachten war, wurde ich den grössten Herren, die abwechselnd in Eisenstadt zum Besuche eintrafen, gleich geachtet; ich hatte fürstliche Bedienung wie sie, mir standen fürstliche Reitpferde, fürstliche Equipagen zu Gebot wie ihnen, und von keiner Unterhaltung, wie genannt, war ich ausgeschlossen. Ich sah hier zum ersten Mal Feste, wie sie nur in „Tausend und eine Nacht" beschrieben vorkommen. Theater, Concerte und Bälle waren die Abendunterhaltungen, dagegen waren die Tagesunterhaltungen für die Männer ritterlicherer Art, nämlich die Jagden auf verschiedene Gattungen Wild; wie denn zur Jagdzeit beinahe gar keine Damen in Eisenstadt weilten.

Da waren dann Hasenjagden, wie die auf dem sogenannten Feled, einer grossen abschüssigen Ebene, wo an einem Tage 4000! sage: Vier tausend Hasen geschossen wurden, eine fabelhafte Zahl, die aber jetzt, nachdem die Roboten in Ungarn aufgehoben sind, schwer mehr zusammen zu bringen sein dürfte; denn zu einer solchen Jagd wurden vielleicht ebensoviel oder noch mehr Tausende von Treibern benöthigt, als Hasen geschossen wurden, die nämlich auf einer mehrere Meilen weiten Strecke, mehrere Tage lang gegen den Ort hingetrieben wurden, wo die Jagd abgehalten werden sollte. Bei der Nacht wurden die Hasen auf der Schussseite mit Netzen eingefasst; auf der Treiberseite lagerten diese, hatten eine Menge Feuer angezündet, um das Durchbrechen der Hasen zu verhindern, und nur so war es möglich eine solche Zahl Hasen auf einem Punkte zu vereinigen, auch dauerte dieser Trieb drei bis vier Tage.

Ferner Fasanjagden in Pottendorf, wo 600 Fasanen und nebenbei noch 400 Hasen geschossen wurden; Jagden

auf Wildschweine im Thiergarten von Eisenstadt und im Parke von Eszterház, wo 1810 in letzterm 99 Wildschweine erlegt wurden, und das hundertste durch die Schirme brach.

Machte mein Inhaber und ich im Jahre 1810 diese Herrlichkeiten mit, so wiederholten sich diese auch theilweise im Jahre 1811.

Ich muss hier eines kleinen Jagdabenteuers gedenken, welches bei einer Saujagd im Thiergarten zu Eisenstadt meinem Generalen sehr gefährlich hätte werden können. Graf Fresnel hatte einen eigenen Stand für sich, den nur der Hauptmann Kolar und ich mit ihm theilten. Kolar war dem Generalstab zugetheilt, zur Mappirung im Bezirk von Oedenburg. Passionirter Jäger, hatte der General ihn recht gerne als quasi zweiten Adjutanten mit nach Eisenstadt genommen, weil er überhaupt den kenntnissreichen Mann schätzte, daher ihm das Jagdvergnügen im Grossen nicht versagen wollte, und dies war es, was den Generalen vor einer grossen Gefahr bewahrte, wenn es ihm nicht das Leben rettete.

Die Jagd, bei welcher der General seinen Wünschen nach, nicht oft genug zum Schusse gekommen war, neigte sich ihrem Ende; da meldete der Laut der Hunde ein Capitalschwein, welches schon angeschossen von rückwärts gegen den Stand auszubrechen schien, den wir einnahmen. Der General wollte sich nun den Spass machen, dieses Thier anlaufen zu lassen, er griff nach der Schweinsfeder und stürzte hinaus, und Kolar und ich folgten ihm mit unseren Stutzen nach, Kolar stellte sich etwas rückwärts rechts von ihm, ich ebenso links. Da erschien die Sau, und da die Hunde noch an ihr hingen, schien die Gefahr nicht so gross; allein schnell die Hunde von sich abschüttelnd, stürzte sie auf den Generalen, dessen Schweinsfeder jedoch die Brust des Schweines fehlte, und vom Schulterblatt abprallte, wodurch der General das Gleichgewicht verlor und niederstürzte. In demselben Augenblicke nun, wo das Schwein auf den Generalen fallen wollte, stürzte

dasselbe von der Kugel Kolar's mitten in die Stirne g
troffen im Feuer zusammen, ohne noch seinen Gegner e
reicht zu haben, dem es ohne Kolar's glücklichen Schu
schlecht hätte gehen können; denn fehlte Kolar und d
Schwein erreichte den Generalen, so würde es mir schw
gewesen sein auch zu schiessen, der Möglichkeit weg
den Generalen zu treffen.

Nach Eisenstadt war Zinkendorf der Sitz des Graf
Széchenyi, die beste und vielbesuchte Nachbarschaft,
dessen Söhne Graf Ludwig, Paul und Stephan höchst a
genehme Erscheinungen waren. Graf Ludwig war v
1848 Obersthofmeister Ihrer k. H. der Erzherzogin Soph
Graf Stephan ist berühmt durch seine national-ökonomisch
Bestrebungen für sein Vaterland Ungarn; er verlor du
die ungarische Revolution den Verstand, bewohnte du
eilf Jahre eine Privat-Irrenanstalt, wurde in so weit gehe
dass er seine eigenen Angelegenheiten wieder selbst leit
konnte, litt aber dabei an einer Selbstmordmanie, der
im Jahr 1860 durch einen Pistolenschuss zum Opfer fi
eine gewisse Partei in Ungarn, die ihn 1848 zum Verrätl
an ihrer Sache erklärt hatte, erhob ihn jetzt zehn Jal
später zum grössten Ungar.

Graf Stephan Széchenyi war eine schöne ritterlic
Erscheinung, und hat sich im Feldzuge 1813, wo er zwei
Rittmeister bei Merveld-Uhlanen, und Ordonnanz-Offic
des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg war, durch ein
merkwürdigen Ritt ausgezeichnet. Am 17. October 18
vor Leipzig, äusserte sich der F. M. Fürst Schwarzenbe
gegen seine Umgebung, dass es wünschenswerth wä
wenn sich Jemand fände, der dem F. M. Blücher die A
forderung bringen möchte, bestimmt am kommenden Ta
auch von seiner Seite den Feind anzugreifen; da die V
bindung mit der schlesischen Armee nur durch ein
grossen Umweg zu erreichen war, und nur ein Ritt du
die französische Armee hier helfen konnte. Széchenyi erl
sich gleich zu diesem Ritte. Und glücklich durchflog

auf sein gutes Pferd sich verlassend, einige Mal französische Truppen, und erreichte gegen Abend glücklich den F. M. Blücher, den er gleich bereit fand, der Aufforderung des Fürsten zu genügen. Blücher zweifelte jedoch an der Mitwirkung des Kronprinzen von Schweden (Bernadotte), über den er sich in echt Blücher'scher Manier äusserte, wenn nicht auch er bestimmt aufgefordert werde, und fragte Széchenyi, ob er nicht auch einen Auftrag an diesen habe. Széchenyi verneinte dies zwar, erbot sich aber gleich auf eigene Verantwortung, eine solche Aufforderung an den Kronprinzen zu bringen. Mit einem frischen Pferde von Blücher versehen, richtete er auch dies Geschäft bei Bernadotte aus, durchritt dann bei der ersten Morgenröthe noch einmal die französische Armee, und meldete am Morgen des 18. dem Fürsten das Resultat seiner Sendung welches bald in dem Kanonendonner jenseits Leipzig seine Bestätigung erhielt. Aber auch später in dem Presburger Landtage 1848, hatte Graf Stephan Széchenyi alles übrige abgerechnet, sich dadurch in das Buch der Weltgeschichte eingezeichnet, dass er dem Advokaten Kossuth, nachmaligen Gubernator des revolutionären Ungarns in öffentlicher Sitzung den Vorwurf machte, dass er schon einmal wegen Betrug eingesperrt gewesen sei, und dieser ihm keine andere Antwort zu geben wusste, als die Aeusserung der Verwunderung, dass der *méltóságos gróf ur* ein so gutes Gedächtniss für jugendliche Verirrungen habe. Széchenyi avancirte für seinen Ritt am Tage der Schlacht vom 18. October zum ersten Rittmeister und erhielt den russischen Wladimirorden vierter Classe.

Der dritte Bruder Graf Paul Széchenyi gab durch seine Vermählung im September 1811 mit einer Lady Guilford, Veranlassung zu höchst interessanten Festen in Zinkendorf, die durch 14 Tage währten, deren grösster Reiz in ihrer Abwechselung lag, wobei das Caroussel, geritten von den Officieren von Sommariva-Cürassier, an dem auch ich Theil nahm, mir das Interessanteste war.

Im Frühjahr 1811 brannte das Presburger, als Kaserne benützte königliche Schloss ab. Die Einwohner Presburgs warfen die Schuld des Feuers auf das Regiment Bianchy, welches dort in Garnison stand, und es absichtlich sollte gelegt haben, um des Bergsteigens überhoben zu werden. Dieser Vorfall brachte einen Wechsel in unsere bisher eingehaltene Lebensordnung.

Der Hofkriegsrath hatte eine gemischte Untersuchungs-Commission über die Entstehung des Feuers angeordnet; vom Civil war der Geheimerath Graf Zapáry, vom Hofkriegsrath Graf Fresnel dazu bestimmt worden.

Der Befehl an Letztern war von Wien mittels Estaffette expedirt worden, die merkwürdigerweise vier Posten von Wien bis Oedenburg, 36 Stunden auf dem Wege gewesen, und um 10 Uhr Abends dort angekommen war. F. M. L. Graf Fresnel, ein Vorbild der höchsten Pünktlichkeit im Dienste, suchte die Nachlässigkeit des Postdienstes dadurch auszugleichen, dass er um ja nicht zu spät zu kommen, noch um Mitternacht Postpferde nahm und nach Presburg eilte, mir dabei auftrug, am andern Tage stationatim mit den Pferden ihm zu folgen. Da in Bezug auf das Divisions-Commando keine Aenderung anbefohlen war, so ertheilte Graf Fresnel dem Stations-Commandanten Obersten Graf Auersberg den schriftlichen Befehl, alle an das Divisions-Commando gerichteten Dienstpackete von der Post abnehmen zu lassen, zu erbrechen, dringende Aufträge, die der persönlichen Intervention des Generalen nicht bedurften, in seinem Namen an die Regimenter zu expediren, die anderen mittels des aufzustellenden Ordonnanzkurses ihm nach Presburg zu senden. Am andern Tage, vor meinem Abmarsch begab ich mich zum Obersten, meldete ihm, den ich um 5 Uhr schon auf der Reitschule fand, wo er in der Abrichtung eines Pferdes zu dem erwähnten Caroussel begriffen war, die Abreise meines Generalen, übergab ihm dessen Befehl bezüglich der Postbriefe und zugleich meh-

rere durch die Estaffette angekommene Verordnungen zur weitern Expedition.

Der Oberst war im Civilüberrock, nahm die Schriften und steckte sie, ohne sie anzusehen, in die innere Brusttasche seines Kleides.

Während unserer Anwesenheit in Presburg, die gegen 3 Monate dauerte, fand der Stationswechsel der beiden Regimenter Herzog Albert und Sommariva statt. Auf dem Marsche hielt das letztere in Presburg Rasttag, und der Regiments-Adjutant Lieutenant Vogt, ein geborner Baier aus Straubing, erbat sich einen dreitägigen Urlaub nach Wien, den er erhielt, von dem er aber nicht mehr einrückte, sondern desertirte. Die Sache machte Aufsehen, weil Vogt einer der schönsten Männer war, die je einen Cürass getragen, und das ganze Vertrauen des Obersten zu besitzen geschienen hatte.

In die letzten Sommermonate, wo wir von Presburg, nach vollendeter Untersuchung wieder nach Oedenburg zurückgekehrt waren, waren wieder verschiedene Festlichkeiten in Zinkendorf, die ich durch den Dienst verhindert, nur theilweise mit geniessen konnte. Eines Abends, wo ich den Tag in Oedenburg zurückgeblieben, war der General spät zu Hause gekommen; als ich am andern Morgen die Unterschrift desselben benöthigte, sagte mir der Kammerdiener, der Graf sei in der Nacht mit dem Pferde gestürzt, liege noch im Bette und habe sich wahrscheinlich sehr wehe gethan. Ich liess mich melden, und als ich in's Zimmer trat, stiess ich beim Anblick des Grafen einen Schrei des Entsetzens aus, denn sein ganzes Gesicht zeigte nichts als rohes Fleisch, aus dem nur die Augen klar hervorsahen. Er aber fing an zu lachen, und rief mir entgegen: „*Ne vous effrayez pas, le mal n'est pas si grand qu' il se montre.*“ Die Sache war nun so, der General war mit dem Pferde gestürzt, und war, als das Pferd sich wieder erhob, vom Pferde gefallen, mit einem Fuss im Steigbügel hangen geblieben, und von dem Pferde, bis der Reitknecht

es erreichen konnte, einige Schritte weit geschleift worden, wodurch seine Gesichtshaut an mehreren Stellen geschunden war; das aber was ich gesehen, war sehr dünn geschnittenes rohes Rindfleisch, mit welchem das ganze Gesicht bedeckt war, und der Graf erklärte mir, dass dieses das beste Mittel sei, der Art Wunden schnell zu heilen, wenn man nämlich diese sehr dünn geschnittenen Fleischschnitten, sobald sie trocken werden, durch frische ersetzt; in 24 Stunden war der Graf wirklich so vollkommen geheilt, dass man keine Spur der Verletzungen mehr sah. Dass das Mittel probat ist, habe ich später einmal selbst empfunden.

Ich war jetzt gegen Ende des Jahres 1811 einer der ältesten Oberlieutenants in meinem Regiment, der nordische Krieg stand in Aussicht und mit ihm die Möglichkeit, dass auch Oesterreich darin verwickelt werden könnte, ich konnte dann rechnen Rittmeister zu werden, und auch ohne das sehnte ich mich einmal wieder in der Truppe zu dienen; ich meldete mich daher zum Einrücken, um so mehr als auch im Haushalt des Generalen Tracasserien zwischen seinem Stallmeister, der ihn als ein alter Diener, den er noch aus Frankreich mitgebracht hatte, beinahe beherrschte, und seinem Kammerdiener, der mit den übrigen Leuten eine eigene Partei bildete, nicht aufhörten, und das unangenehme Vermittlergeschäft immer mir zufiel. Nun war aber im Regiment kein Subaltern-Officier ausser mir, der französisch sprach; die Wahl daher fiel auf einen zweiten Rittmeister, der mich gegen Ende des Novembers ablöste.

Bevor ich jedoch den Generalen verliess, begegnete mir noch ein recht unangenehmer Vorfall. An einem Tage, wo der General gerade auf Besuch auswärts war, meldete sich ein Fähnrich von Eszterházy-Infanterie bei mir, dass er zum Monturfassen vom Regiment nach Stockerau geschickt, dort vielleicht 10 oder 14 Tage würde warten müssen, da die Monturen nicht fertig seien, er diese Zeit benützen wolle, seinen Grossvater in der Nähe von Oeden-

burg zu besuchen. Voll Vertrauen in das Wort eines Officiers, enthielt ich mich, ihm eine schriftliche Legitimation abzuverlangen, und sagte ihm, dass ich dem Generalen Meldung darüber erstatten, und er sich am andern Tage diesem vorstellen solle; er wendete ein, es seien die Pferde schon um ihn gekommen, da sein Grossvater schwer krank sei, er daher diese nicht warten lassen könne. Er kam auch am andern Tage nicht, doch hatte ich die Sache dem Generalen gemeldet. Schon nach einigen Tagen erfuhr ich, dass dieser Officier sich grosse Excessen in seiner Familie habe zu schulden kommen lassen, was die Fama sogar mit dem Tode seines Grossvaters, der indessen gestorben war, in Verbindung brachte, als wenn er die Schuld daran trüge, indem man erzählte er habe ihn erschlagen. Auch der General hatte von dem Gerüchte gehört, er befahl mir daher den Officier aufsuchen zu lassen, und ihm aufzutragen, auf der Stelle sich zu seinem Commando nach Stockerau zu begeben. Zufällig war er gerade in Oedenburg, wo ihn der Unterofficier fand, den ich den Auftrag gegeben hatte ihn aufzusuchen. Auf dessen Aufforderung erschien er vor mir, und ich richtete ihm den vom Generalen erhaltenen Auftrag aus. Er verlangte darauf den Generalen zu sprechen. Ich machte ihn aufmerksam darauf, dass ich ihn nicht melden könne, weil er im Civilrocke sei; allein er bestand darauf, und um den mir sonderbar vorkommenden Menschen los zu werden, meldete ich ihn dem Generalen, der ihn eintreten liess. Er bat nun um einen 24stündigen Aufschub, dementirte Alles was ich ihm auf Befehl des Generals von den Gerüchten über ihn vorgehalten hatte, und der General gewährte ihm seine Bitte.

Es war noch keine Stunde vergangen, so erhielt ich eine schriftliche Forderung von ihm, mit Bestimmung von Ort und Zeit des Rencontre's. Meine Verhandlungen mit ihm waren nur von Diensteswegen, ich hätte der Sache aus dieser Ursache leicht ausweichen können; wäre es in meinem eigenen Regiments-Numero gewesen, so hätte

ich die Kameraden um Rath gefragt; das in einem fremden Regiment (Albert-Cürassier) zu thun hätte ich mich geschämt, ich stellte mich daher mit meinem Secundanten an Ort und Stunde ein, und die Sache war bald abgethan; nachdem nach ein paar Gängen alsbald von beiden etwas Blut geflossen, die Secundanten ins Mittel traten, und erklärten es sei genug geschehen. Dass mein Gegner sich schnell entfernte, war wohl nicht auffallend, weil er den Befehl dazu hatte; allein am andern Tage, als ich das vom General-Commando kommende Dienstpacket öffnete, und die erste mir in die Hand kommende Verordnung die Bekanntgabe an die Armee enthielt, dass der Fähnrich Csisars (so hiess mein Gegner) des Eszterházy Infanterie-Regiments wegen betrügerischen, und andern den Officiers-Charakter entehrenden Handlungen, seiner Charge entsetzt sei, da musste man doch die Kühnheit eines solchen Menschen anstaunen. Ich liess auf der Stelle an allen Orten in Oedenburg nachsuchen, allein er war schon Tags vorher über alle Berge. Ich war gleich anfangs von der Regel abgewichen, weil ich ihm nicht seine Legitimations-Papiere abverlangt hatte, daher war mir die Geschichte eine Strafe, wie sie vielleicht Andern eine Warnung sein wird.

Noch eine andere Warnung für Adjutanten der Divisions- und Brigade-Generale. Diese, wenn sie in kleinern Garnisonen stehen, wo der Dienst nicht so streng ist, sind gewöhnlich viel durch Unterhaltungen in Anspruch genommen, wenn der General, dem sie zugetheilt sind, lebenslustig ist und seinen Adjutanten mit ihm daran Theil nehmen lässt. Feldmarschallieutenant Graf Fresnel, ein höchst feiner Weltmann, schloss sich von keiner Unterhaltung aus, wobei auch sein Adjutant nicht fehlen durfte. Um aber auch hiezu die nöthige Zeit zu gewinnen, ohne die Dienstgeschäfte zu vernachlässigen, war ein geschickter verlässlicher Schreiber das erste Bedürfniss. Selten aber fand man zu jener Zeit im Stande der Cürassier-Regimenter einen Gemeinen, der dazu zu verwenden gewesen wäre, und nur

auf solche war man angewiesen, weil die Schwadronen die Unterofficiere ungern entbehrten, vorzüglich wenn sie brauchbar waren: ausser es hätte sich ein unglückliches, vom Wachtmeister oder Corporalen zum Gemeinen degradirtes Genie gefunden. Anfangs so lange Sommariva - Cürassier in dem Oedenburger Numero stationirte, ging es mir in dieser Hinsicht schlecht, etwas später wurde mir ein Cadet als Schreiber zugetheilt, der mit einer schönen Schrift auch andere Kenntnisse verband, mich dann und wann der Arbeit zu entheben. Ich erinnere mich dessen mit so grösserem Vergnügen, weil dieser junge Mann den Beweis giebt, durch wie viel verschiedene Wege das Schicksal die Menschen führt. Ich hatte wohl dieses jungen Mannes, sogar seines Namens vergessen, da bringt er sich mir nach fünfzig Jahren persönlich auf eine sehr überraschende Weise in Erinnerung. Es war im Jahre 1860, als mich in der Weilburger Allee bei Baden ein alter Herr im Civilkleide mit den Worten anspricht: „Kennst Du mich?“ Ueberrascht durch eine solche Anrede, konnte meine Antwort nur sein: „Ich habe nicht die Ehre!“ Nun sagte der Herr: „Vor 50 Jahren war ich Dein Schreiber in der Adjutanturkanzlei in Oedenburg, jetzt bin ich der F. M. L. Kisslingen. Jetzt hielt meine Freude, einen so alten, lang vergessenen Bekannten in einer solchen Stellung wieder zu sehen, mit meiner frühern Ueberraschung gleichen Schritt, denn nichts thut dem alten Soldatenherzen mehr wohl, als auch viel minder im Rang, von höher stehenden Personen mit dem brüderlichen Du geehrt zu werden. Uebrigens, sind wir nicht dem Range nach gleich, so sind wir doch Ordensbrüder.

Also nicht auf diesen als Schreiber bezieht sich meine Warnung, sondern auf seinen Nachfolger von Albert-Cürassiere. Nach Beendigung der Untersuchungs-Commission in Presburg, und unserer Zurückkunft nach Oedenburg, wo mittlerweile der Stab von Albert-Cürassier eingezogen war, erhielt ich ein solches verunglücktes Individuum, vom

Wachtmeister zum Gemeinen degradirt, als Schreiber, der an Brauchbarkeit jeder Anforderung genügte, auch in seinem Benehmen viel Bildung zeigte, mir selbst, so lange er unter mir stand, nie Anlass zur Klage gab. Konnte ich mich nun in Hinsicht des Schreibgeschäftes vollkommen auf ihn verlassen, so hielt ich ihn doch immer in gehöriger Entfernung von mir. Um später verständlich zu werden, muss ich hier auch der Lage meiner Wohnung erwähnen. Mir war der zweite Stock des Oedenburger Generalsquartiers eingeräumt, der drei Zimmer nach der Strasse hatte. Das mittlere und grössere war zur Kanzlei bestimmt, mein Wohnzimmer war rechts, links das meines Dieners. Das Oedenburger Comitat war zu jener Zeit sehr splendid mit der Holzgebühr, ich erhielt Holz mehr als genug alle drei Zimmer zu heizen; es gehört dies auch zur Erläuterung der Hauptsache.

Als ich im December zum Regimente einrückte, wurde ich in der Adjutantur durch einen überzähligen Rittmeister des Regiments abgelöst, der nie einen andern Dienst gekannt und gethan, als den in der Schwadron, daher ganz und gar uneingeweiht in dem Geschäfte der Adjutantur war; er kannte weder Standesausweis- noch Stand- und Diensttabelle. Diesem Herrn Rittmeister war daher ein Schreiber sehr erwünscht, der ihn aller Dienstessorgen überhob, um so mehr als Adels- und Rangstolz ihm verbot, von mir, dem Oberlieutenant, eine Unterweisung anzunehmen, er lieh daher dem Schreiber unbeschränktes Zutrauen. Herr von K . . . war vermögend, dabei aber ein sehr guter Wirth; um z. B. das Holz zum Heizen der Kanzlei zu ersparen, und für ihn gut zu machen, liess er den Schreiber in seinem eignen Zimmer arbeiten, ob er selbst zugegen war oder nicht; dies im Winter begonnen, dauerte wahrscheinlich auch im Sommer fort. Genug an dem; an einem Tage, wo Graf Fresnel mit seinem Adjutanten in eine etwas entferntere Nachbarschaft zum Besuche geritten, von wo er erst spät Abends zurück zu erwarten war, benützte der

Schreiber die Abwesenheit des Rittmeisters, erbrach, bekannt mit allen Verhältnissen, die Schränke und Koffer desselben, kleidete sich, beinah in einer Grösse mit dem Rittmeister und von gleicher Figur, vollständig in dessen Civilkleider, eignete sich Alles zu, was von Geld und Geldeswerth, an Gold und Silber vorhanden war, und öffnete eben die aus dem Wohnzimmer in die Kanzlei führende Thüre, um sich mit seinem Raube zu entfernen, als in demselben Momente des Rittmeisters Diener die von aussen her in das Kanzleizimmer führende Thüre öffnete. Hatte dieser vielleicht schon einen Verdacht gegen den Schreiber gefasst, oder zeigte ihm sein erster Blick, den er ins Zimmer warf, was geschehen, kurz er warf die Thüre zu, sperrte das Schloss mit dem von aussen steckenden Schlüssel, und eilte den Corporalen von der Generalswache zu holen, um den Verbrecher festzunehmen. Als dieser mit ein paar Gemeinen in die Kanzlei trat, fand er die Thüre des Wohnzimmers des Rittmeisters versperrt; sein Zuruf an den Schreiber die Thüre zu öffnen, erhielt zur Antwort — den Knall von zwei Pistolenschüssen. Nachdem man dann die Thüre mit Gewalt geöffnet, fand man den Schreiber mit zerschmetterter Hirnschale und einem Schuss in der linken Brust todt am Boden liegen.

In den ersten Tagen des Decembers rückte ich nach einem kurzen Besuche bei meinem Vater und meiner Schwester in Wien zum Regimente ein, das inzwischen zum zweitenmal seinen Obersten gewechselt, indem Oberst Baron Bechtold mit Generalmajors-Charakter in Ruhestand war versetzt worden, und dem Obersten Baron Taxis Platz gemacht hatte.

Ich verliess übrigens Oedenburg nicht mit leichtem Herzen, denn ich hatte viele Theilnahme gefunden, und manches Angenehme genossen. Unter den vielen guten Bekannten und Freunden, die ich in Oedenburg gefunden rechne ich mit grossem Vergnügen das Haus des, durch seine Praxis in diesem Theile von Ungarn so berühmten

Medicinae Doktors von Benedek, Vater Sr. Excellenz des damals 5 Jahre alten Herrn Feldzeugmeisters Ritter von Benedek. Ich war Sr. Excellenz bis zum Jahre 1856 zufällig nie wieder begegnet, man möge nun dessen vortreffliches Gedächtniss bewundern, wenn er nach 46 Jahren sich meiner noch erinnerte. Denn als ich in jenem Jahre mich Sr. Excellenz im Vorzimmer des Grafen Grünne vorstellte, riefen Dieselben bei Nennung meines Namens: „Thielen! Sie bringen mich zurück in meine jüngste Kindheit; denn 1810 waren Sie mit der Landesbeschreibungs-Abtheilung des Generalsstabs in Oedenburg.“ Auf meine Bemerkung, dass ich damals noch nicht im Generalstab diente, unterbrach mich Se. Excellenz mit den Worten: „Richtig, Sie waren damals Adjutant des Divisionärs in Oedenburg, des Feldmarschal-Lieutenants Grafen Fresnel.“ Diese Wiedererkennung leuchtet wie ein Stern des Glückes in meine letzten Lebensverhältnisse, wie sich später zeigen wird.

Was dann meinen Generalen betrifft, so kann ich mich über seine Behandlung während der mehr als 2 Jahre, in denen ich die Inhabers-Adjutantenstelle bei ihm vertreten, nur als höchst zufrieden gestellt äussern. Des Grafen Character war durchaus ritterlich und edel; höflich, artig und zuvorkommend gegen Jedermann, hatte er diese Eigenschaften auch nie gegen mich verläugnet, und zum Beweis seiner Zufriedenheit schenkte er mir zum Abschiede ein schönes gutes Pferd.

Der Stab des Kronprinz - Cürassier - Regiments stand damals in Wessprim. Als ich mich bei meinem neuen Obersten, der mich nicht, wie ich ihn nicht kannte, meldete, empfing er mich etwas zurückhaltend, und liess mich bemerken, dass er auf die Officiere nicht viel halte, die lange von ihren Regimentern abwesend sind.

Ich war bei der Major 1. Schwadron eingetheilt, von der mein Zug, der erste, in Lovasberény lag, wo auch der Divisions - Commandant Major und Theresienritter Baron

Banitza bequartirt war, einer jener Stabs-Officiere, der sich vor vielen andern auszeichnete. Vom Auditoriate als Rittmeister zur Klinge übergetreten, Tyroler von Geburt, war er ein gerader, rechtlicher Charakter, und verband mit vielen wissenschaftlichen Kenntnissen, mit denen er jedoch nie prunkte, ein sehr angenehmes Benehmen im Umgange mit seinen Untergebenen; seine Strenge im Dienste mochte noch von seiner frühern Stellung herrühren.

Lovasberény gehört der gräflichen Familie Cziráky. Zur Zeit meines Aufenthaltes in dieser Station war das dortige Schloss während der Sommermonate von dem Grafen mit seiner Gemalin bewohnt; als oberster Landesrichter bekleidete er eine der höchsten Stellen der Aristokratie im Königreich Ungarn. Magnat im wahren ungarischen Sinne, verläugnete derselbe keineswegs die damals mit Vorzug in Ungarn blühende Gastfreundschaft gegen die Officiere der österreichischen Armee. Obschon der Ton in seinem Haushalte beinahe fürstlich war, so kann ich mich nur der Freundlichkeit und Zuvorkommenheit berühmen, mit der ich von dem gräflichen Ehepaar, welches das Schloss, ohne sonstige Familie allein bewohnte, aufgenommen und behandelt wurde; ein für allemal täglich zu Gaste gebeten, machte ich davon selten Gebrauch, weil das Gastmal bei aller Freundlichkeit sehr monoton war, auch die Essstunde mit meinen täglichen Dienstverrichtungen nicht übereinstimmte. Dann hatte ich bald in Veréb in der nächsten Nachbarschaft von Lovasberény, die Familie Végh kennen gelernt, ein ganz musikalisches Haus, wo der Vater und zwei Söhne, höchst musikalisch auf verschiedenen Instrumenten ausgebildet, äusserst liebenswürdige Menschen waren. Hier in dieser Familie, wo der Vater ein eigenes Streichquartett von ausgezeichneten Virtuosen hielt, wo Concerte, kleine Opern und Lustspiele in dem eigens erbauten Haustheater mit einander abwechselten, brachte ich später die meisten meiner freien Stunden auf die angenehmste Weise zu.

Kaum aber sechs Tage in Lovasberény angekommen, rief ein Regimentsbefehl mich zu einer gerichtlichen Untersuchung zum Regimentsstab nach Wessprim, für die ich durchaus keinen Sinn fand, nachdem ich mir nichts Schlechtes bewusst war.

Der Gegenstand der Untersuchung, uneigentlich so genannt, war die Frage an mich, wie ich im Stande sei, eine Anzahl goldener und silberner Tapferkeits-Medaillen, dann eine Summe Dukaten in Gold zu ersetzen, die der Mannschaft der vier unter der Division des Feldmarschallieutenants Graf Fresnel stehenden Cavallerie-Regimenter bestimmt waren, und durch mein Verschulden in Verlust gerathen sein sollten.

Diese Gegenstände waren nämlich, vielleicht nur um einen Tag früher, bevor der Regimentsstab von Sommariva-Cürassier 1811 Oedenburg verliess, während mein General bei der Untersuchungs-Commission in Presburg war, und ich mit ihm, unter der Adresse des Divisions-Commando auf der Post in Oedenburg angekommen, von dem Regiments-Adjutanten Lieutenant Vogt abgenommen, und deren Abnahme von ihm verheimlicht worden, der dann wie schon erwähnt, von Presburg damit desertirte.

Die Ursache nun, warum der Hofkriegsrath mir den Ersatz dieser Gegenstände aufbürden wollte, bestand in der Aeusserung des Obersten und Regiments-Commandanten Grafen Karl Auersperg: „ich sei es gewesen, der den Lieutenant Vogt vor meiner Abreise nach Presburg beauftragt haben müsse, die für das Divisions-Commando auf der Post ankommenden Dienstpackete dort abzunehmen.“

Hier war es nün die gewohnte Pünktlichkeit im Dienste, die mich vor jeder Unannehmlichkeit in dieser Sache schützte; indem ich nach der Abreise meines Proprietärs nach Presburg, noch um Mitternacht den Befehl an den Obersten in Bezug auf die Abnahme der für das Divisions-Commando bestimmten Dienstpackete von der Post,

wörtlich in das Correspondenz-Protocoll des Divisions-Commando eingetragen hatte; für mich genügte also nur das Hinweisen auf dieses Protocoll, um mich jeder Schuld an dem Verluste der Medaillen u. s. w. zu entladen.

Man wird es übrigens als eine Ungerechtigkeit eines so hoch gestellten Mannes gegenüber einem auf seine einfache Gage beschränkten Subaltern-Officier ansehen müssen, dass er unter einem nicht stichhältigen Vorwande, den er nach seinem Gewissen als unwahr anerkennen musste, um so mehr, als er sich erinnern musste, dass ich ihm den Befehl persönlich überbracht hatte, die Pflicht des Ersatzes eines für einen unbemittelten Officier sehr bedeutenden Betrages jetzt einem Schuldlosen zuschieben wollte, um sich davon frei zu machen.

Dass der Befehl dem Obersten gegeben worden, bewies das Correspondenz-Protocoll, darin liegt aber nicht, dass der Oberst gehalten gewesen wäre, persönlich die Pakete von der Post abzunehmen, nachdem im Befehle auch nur stehen konnte, und sicher auch nur stand: „sie abnehmen zu lassen,“ daher es in der Natur der Sache lag, den Regiments-Adjutanten oder wem er sonst sein Vertrauen schenkte, mit diesem Geschäfte zu beauftragen. Das Zurechnungsrecht der obersten Militärbehörde gegen den Obersten Grafen Auersperg, zum Ersatz der in Verlust gerathenen Gegenstände, musste dann wohl darin seine Basis finden, dass er einen Adjutanten beibehalten hatte, was sich nach dessen Desertion unwiderlegbar zeigte, der für diese Stelle nicht geeignet war. Was nun mich betrifft, so war ferner gegen mich von der Sache keine Rede mehr, sie blieb jedoch später nicht ganz ohne Folge für mich, worauf ich dann bei Gelegenheit der Schlacht von Leipzig zurückkommen werde.

Wieder eingerückt zu meinem Zug, widmete ich mich nun ernstlich dem Dienste in der Schwadron, um meine etwas vernachlässigte Abtheilung wieder in die Höhe zu bringen, um so mehr, als der Oberst mir angekündigt hatte,

dass er im Frühjahr, sobald es die Witterung erlauben werde, kommen würde die Zäumung und Packung zu visitiren.

Nun waren gerade diese Gegenstände diejenigen, in welchen ich bei meinem Generalen in einer sehr guten Schule gewesen war, Zäumen und Packen war nebst dem Reiten, was er selbst eigentlich — französisch — schlecht trieb, seine Steckenpferde.

Der Oberste kam wirklich mit Anfang April zur Visitirung der Schwadron, die dazu in Csákvár zusammen rückte.

Als der Oberst bei der Ausrückung die Reihen durchgegangen, liess er absitzen, und ging zuerst über die Zäumung. Mein Zug, der erste in der Stellung, wurde daher zuerst vorgenommen. Ich muss gestehen, dass bei der strengen Miene des Obersten mir das Herz ein wenig klopfte, denn in jener Zeit war der Oberst und jeder Stabsofficier für den Subalternen ganz etwas anderes, als für was sie jetzt von Manchen angesehen werden, wie der höhere Vorgesetzte täglich die Erfahrung machen kann, vorzüglich im Sommer in den Badeorten, wo Militär-Badanstalten sind, wo die jungen Officiere, wie in Baden, eine ganz besondere Nonchalance gegen Höhere zur Schau tragen. Er untersuchte jedes Pferd, jede Stange, jede Kinnkette genau, und schüttelte dabei immer den Kopf — ich stand schon auf Kohlen. — Endlich kam er an ein Pferd im zweiten Glied, nachdem er seine Zäumung untersucht hatte, fragte er, wer hat dies Pferd gezäumt? Mein Schwadrons-Commandant, ein sehr würdiger, braver Ehrenmann, aber kein Cavallerist, der wegen einer Schusswunde am Fuss, der dadurch etwas kürzer geworden, von der Infanterie zur Cavallerie übersetzt worden war, und bei dem ich nicht sehr in Gnaden stand, weil wir über Pferde und Reiterei oft entgegengesetzter Meinung waren, drängte sich vor und sagte mit einer gewissen Art Genugthuung: „Ich, Herr Oberst!“ Dieser sagt nichts darauf, kam aber noch

an ein zweites Pferd; die nämliche Frage, die nämliche Antwort. Nachdem er dann auch die Packung besichtigt, ging er zu den andern drei Zügen über, untersuchte auch diese, aber nicht mit der Intensität wie den meinigen.

Als er dann mit Allem fertig war, nahm er die Officiere der Schwadron zusammen und sprach ohngefähr wie folgt: „Meine Herren, ich habe die Zäumung und Packung der Schwadron jetzt genau untersucht, und habe gefunden, dass nur der erste Zug gut" — mir fiel ein Stein vom Herzen — „nicht nur gut, sondern ganz vortrefflich gezäumt ist; sagen Sie mir," sich an mich wendend, „wo haben Sie das Zäumen gelernt, Herr Oberlieutenant?" „Mein Herr Oberst! ich habe mich immer bemüht," antwortete ich ihm, „Alles gründlich durchzugehen und zu lernen was meinen Dienst betrifft; das Zäumen und Packen betreffend, war ich früher in einer sehr guten Schule als Adjutant des Generalen Baron Gorrup, und dann in der besten Schule bei unserm Inhaber, der wenn er einmal sein Regiment besucht, gewiss vor Allem die Zäumung ins Auge fassen wird." Der Oberst wandte sich nun an den Schwadrons-Commandanten mit dem Befehl, auch die andern 3 Züge durch mich zäumen zu lassen; so wie ich dann später den Befehl erhielt, auch von jeder der 4 andern Schwadronen, der Oberstlieutenant- und Oberst-Division einen als Muster für die andern Züge zu zäumen. Das zog mir wohl ein und anderes lange Gesicht zu, allein im Herzen dankten mir wohl Alle, als der Inhaber bei seiner ersten Besichtigung des Regiments, demselben in jeder Hinsicht, besonders aber über die Zäumung seine vollkommene Zufriedenheit ausdrückte. Mit der Packung war der Oberst durchaus zufrieden, allein das war keine Kunst, denn die Packung hat ihre vorgeschriebenen Regeln, bei der Zäumung aber ändern sich die Regeln bei jedem Pferdekopf.

Mancher Cavallerie-Officier glaubte damals, das Pferd sei gut gezäumt, wenn die Riemen alle nach dem Zollstab

die vorgeschriebene Länge und Lage hätten und die Stange nicht durchfalle; sie bedienten sich allerlei Mittel, um durch Festheften der Riemen, wo sie es nicht sein sollten, wenigstens die vorgeschriebene Form zu erreichen. Es ist wohl hier nicht der Ort eine Vorlesung über das Zäumen der Pferde zu halten; für mich war es genug hier einen Sieg davon getragen zu haben, der mich in den Augen des Obersten höher stellte, und die gegen mich früher vorgefasste Idee, ich sei nur ein Salon-Officier, völlig herabstimmte, wovon er mir später deutliche Beweise gab, wo er mich zur Oberst 1. Schwadron übersetzte, und mich für seine Correspondenzen im Französischen benützte.

Der Sommer des Jahres 1812 ging in der grössten Thätigkeit mit dem Abrichten der Remonten und Rekruten vorüber, und schloss mit einem 14tägigen Divisions-Exerciren, in der Station der Major 1. Schwadron zu Csákvár, wohin die beiden Schwadronen zusammen gerückt waren.

Csákvár, mit einem grossen Schlosse, ist der Hauptort einer ausgedehnten Herrschaft, damals dem Grafen Niklas Eszterházy gehörend, der den Sommer gewöhnlich mit seiner Familie dort zubrachte, und eben auch einen fürstlichen Haushalt führte. So war denn auch das ganze Officiers-Corps der Division bei diesem sehr freundlichen Grafen täglich zu Gast, aber nicht dass wir ein für allemal geladen gewesen wären, sondern täglich nach dem Einrücken vom Exerciren, erschien etiquetmässig der Haushofmeister des Grafen beim Divisions-Commandanten, mit der Einladung zum Diner und Souper. Die Gräfin, eine sehr schöne Dame, geborne Gräfin Roisin aus den Niederlanden, liebte nicht deutsch zu sprechen; es traf sich nun, dass ausser dem Divisions-Commandanten, jetzt der Major Baron Bolza, und mir Niemand in der Division französisch sprach, was dann auch mich näher in die Gesellschaft des Grafen zog, der früher kaiserlicher Gesandter an verschiedenen auswärtigen Höfen gewesen, ein äusserst gebildeter, kenntnissreicher Mann war. Ich brachte meine

dienstfreie Zeit meistens im Schlosse zu, und kann diese 14 Tage unter die sehr angenehmen meines frühern Lebens rechnen.

Im Monat October war ich nach Ofen mit meinem Zug auf Assistenz commandirt worden; es gab nämlich damals immer eines der nahe liegenden Cavallerie-Regimenter dorthin das sogenannte Assistenz-Commando, zur allfälligen Aufrechthaltung der Ordnung. Kaum einige Tage in Alt-Ofen angekommen, wo die Caserne für uns bestimmt war, fühlte ich mich unwohl, ich ritt nach Pesth zu dem dort stationirten Stabsarzt Dr. Fischer, einem äusserst geschickten humanen Arzte, um ihn zu consultiren. Die Untersuchung meines Zustandes führte ihn zur Ueberzeugung, dass ein Nervenfieber bei mir im Anzuge sei. Stabsarzt Fischer befahl mir auf der Stelle zu Hause zu reiten, mich sogleich niederzulegen, und versprach bald nachzukommen. Als er dann nach einigen Stunden mich besuchte, lag ich schon im Delirium. Durch einen guten Kameraden meiner Schwadron, einen Ungar, war ich an seine Familie in Pesth empfohlen, und sehr wohlwollend aufgenommen worden. Dr. Fischer, den ich dort kennen gelernt, machte die Familie mit meinem Zustande bekannt, so wie dass ich zu Grunde gehen müsse, da ich jeder Wartung entbehre; es war dies genug, mich gleich am andern Tage abholen zu lassen, und in die Familie meines Freundes zu bringen. Erst nach vier Tagen kam ich wieder zur Besinnung, und man mag sich mein erstaunendes Erwachen denken, mich in einem höchst eleganten Zimmer und Bette zu finden, neben welchem die jugendliche Schwester meines Freundes ängstlich das Zurückkehren meines Bewusstseins erwartete. Der Aufnahme in dieser Familie, und der liebevollen Pflege allein, die ich erhielt, verdanke ich ganz gewiss mein Leben, denn in der Caserne in Alt-Ofen hätte ich zu Grunde gehen müssen.

Meine Reconvalescenz dauerte bis in den halben December, weil man mich nicht wollte ziehen lassen, bis ich

vollkommen hergestellt sei. Dass ich gerne blieb, mag man sich denken, wenn ich bekenne, dass sich in der Zeit meines dortigen Aufenthalts zwischen mir und meiner liebreizenden Pflegerin ein mehr als freundliches Verhältniss entsponnen hatte, welches zu einer Verbindung hätte führen können, die aber an dem ungarischen Stolze ihres Bruders, meines Freundes, scheiterte, der keinen Deutschen in seiner Familie wissen wollte, und dann mit einer Rencontre zwischen uns Beiden endete, worauf ich noch zurückkommen werde.

Der Befehl des Regiments drängte mich zum Einrücken allein der Winter war inzwischen mit aller Gewalt eingetreten, die Donau ging so stark mit Eis, dass jede Ueberfuhr unmöglich; endlich standen die Schollen, hatten sich aber noch nicht geschlossen. In einer Handelsstadt, wie Pesth drängte es ausser mir noch mehrere Leute, hinüber zu kommen, Kaufleute, die um jeden Preis nach Ofen wollten. Diese hatten ein Dutzend Schiffer geworben, muthige Leute, die mit Laden vorausgehen sollten, um diese über die Zwischenräume der Schollen zu legen. Beim Wagniss des Unternehmens, hatten sich doch 50 Personen entschlossen es zu versuchen, und diesen schloss ich mich und mein Diener an; einer den andern in der ganzen Reihe bei den Händen haltend, erreichten wir unter dem Zujauchzen der Zuschauer auf beiden Ufern des Flusses ohne Anstand das Trockne, und am andern Tage auch ich meine Station. Mein gutes Aussehen machte man mir beim Regimente beinahe zum Vorwurfe, auch mein Freund, bei dem ich eine bedeutende Zurückhaltung fand, glaubte, ich hätte früher einrücken können.

Inzwischen zogen im Jahre 1812 die Ereignisse in Russland die gespannteste Aufmerksamkeit der ganzen civilisirten Welt auf den dortigen Kriegsschauplatz, und es wurde immer klarer, dass auch Oesterreich in dem kommenden Jahre 1813 kein müssiger Zuschauer der in Aussicht stehenden Begebenheiten sein würde.

Die Verwirklichung dieser Ansicht zeigte sich schon mit Ende Januar 1813, wo das Regiment den Befehl zur Marschbereitschaft erhielt, dem dann jener zum Marsch nach Böhmen über Wien für den 15. Februar folgte. Ein sehr beschwerlicher, für die Pferde höchst ermüdender Marsch stand uns bevor, auf den schlechten ungarischen, noch mit Schnee und Eis barrikadirten Strassen; ich erhielt für Wien einen 4tägigen Urlaub, um meinen Vater und Schwester zu besuchen, die in sehr angenehmen Verhältnissen lebte, indem sie erst 16 Jahre alt, Kammerdienerinn bei der mit ihr in gleichem Alter stehenden Erzherzoginn Leopoldine, nachmaligen Kaiserinn von Brasilien, geworden war. Die Art und Weise, wie sie in diese glückliche Stellung kam, ist zu eigen, als dass ich nicht derselben hier Erwähnung thun sollte, weil meine Schwester indirect und unbewusst einen grossen Einfluss auf meine Zukunft übte.

So wie die Bekanntschaft meines Vaters mit dem Erzherzog Karl auf meinen Eintritt in die kaiserliche Armee günstig gewirkt hatte, so that das Nämliche die Berührung in welche mein Vater einst mit Sr. Majestät dem Kaiser Franz gekommen war, in Bezug auf meine Schwester.

Es war im Jahre 1792, dass mein Vater von seinem Herrn, dem Kurfürsten von Köln, dem Erzherzog Maximilian Franz nach Frankfurt am Main geschickt wurde, um als kurfürstlicher Commissär dort die Unterkunft des Kurfürsten und seines Hofes, für die Krönung Kaiser Franz II. als deutscher Kaiser vorzubereiten. Bei dem Krönungsacte selbst, in dem Momente, wo der jugendliche Kaiser mit den Krönungs-Insignien geschmückt worden, war ihm unter der Last des schweren Mantels Kaiser Karls des Grossen, der er fast erlag, unwohl geworden. Mein Vater dies bemerkend und bekannt damit, dass sein Herr, der Kurfürst von Köln, bei keiner Gelegenheit ohne Aussicht auf eine gewisse Herzstärkung blieb, hatte früher im Conclave eine für seinen Herrn bestimmte Flasche Tokaier erblickt. Schnell eilte er dahin, und brachte dem Kaiser auf dem

Throne ein Glas Tokaier, welches ihn sichtlich erquickte. Die Sache war ganz in Vergessenheit gerathen, allein der Umstand, dass er von dem kurfürstlichen Erben nach Uebergabe seiner Rechnungen höchst karg bedacht, ja sogar für rückständige Forderungen von ihm auf den Rechtsweg verwiesen worden war, mit dem Bedeuten, dass, möge er in diesem Fall gewinnen oder verlieren, er seiner Pension verlustig sein würde, machte meinem Vater für das Schicksal meiner Schwester bange, und keine bessere Versorgung für sie als am kaiserlichen Hofe sich denkend, entschloss er sich den früher erwähnten Umstand zu benützen und sich dem Kaiser mit der Bitte um Aufnahme seiner Tochter in den Hofdienst vorzustellen. Die verlangte Audienz wurde ihm bewilligt, und als er den erwähnten Umstand dem Kaiser in Erinnerung brachte, sagte dieser mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit: „Schaut's, Schaut's! sind Sie der, es ist zwar schon lang her, aber ich erinnere mich dessen recht gut, aber erkannt hätt' ich Sie nimmer; nun was wünschen's denn?“ Mein Vater machte jetzt den Kaiser, in die gute Laune desselben eingehend, aufmerksam darauf, dass er ihm schon vier Rekruten geliefert, und jetzt um eine Stelle für den fünften zu bitten komme. „Nun,“ sagte der Kaiser, „ich habe ja Regimenter genug.“ Als mein Vater sich dann erklärt hatte, sagte ihm der Kaiser: „Mein lieber Freund! da bedauere ich Sie, denn zu solchen Stellen sind Hunderte vorgemerkt, da würde die Tour sehr spät an Ihre Tochter kommen.“.

Trostlos entfernte sich mein Vater, er gedachte Wien zu verlassen, und sich nach einem wohlfeilern Ort zu ziehen; als er dann eben im Begriff war, in dieser Hinsicht nach Presburg zu fahren, erschien ein kaiserlicher Kammerlakai in seiner Wohnung und brachte ihm den Befehl, am andern Tage in das Cabinet des Kaisers zu kommen. Als er dann vorgelassen wurde, kam ihm der Kaiser mit den Worten freundlich entgegen: „Hören's, Sie sind ein Glückskind; da hat die Kammerdienerinn der Erzherzogin Leopol-

dine, die Baronesse Caméra, der Schlag darüber getroffen, dass sie eine Erbschaft von 300.000 Gulden gemacht; das ist ein ausserordentlicher Fall, der nicht in die Regel der Vormerkung gehört. Ich habe mich um Ihre Tochter erkundigt, es kennt sie Niemand, das spricht für sie, sie soll die Stelle haben, bringen Sie mir Ihre Tochter Morgen, dass ich sie zur Kaiserin schicken kann.“ Man mag sich die Freude meines Vaters denken; wie der Kaiser befohlen so geschah es. Als dann mein Vater dem Kaiser für die Aufnahme meiner Schwester dankte„ fragte ihn der Kaiser wo er wohne; als mein Vater seine Wohnung angegeben hatte, sagte der Kaiser: „Hörn's, das Mädel ist zu schön, und die Verführung am Hof gross, da ich dann nicht immer bei ihr Schildwach stehen kann, so werde ich ihr eine Wohnung anweisen lassen, gross genug für Sie beide, damit Sie sie hüten können.“

Der Kaiser hatte wahr gesprochen, denn es zeigte sich bald, dass ein Grosser aus der nächsten Umgebung des Kaisers sein Auge auf meine Schwester geworfen, dass er — wie gerecht — nicht erhört wurde, war dann mein grösster Schade, wie sich das später ergeben wird.

Ich verlebte vier glückliche Tage mit den Meinigen, hatte auch die Gnade mit dem grossen Herrn eine Whistpartie zu machen, und als ich beim Regiment wieder eingerückt war, schrieb mir mein Vater: Wenn der Kaiser zur Armee kömmt, vernachlässige K. nicht, denn wie Du weg warst, fragte er mich wie alt ich sei, auf meine Antwort 60 Jahre, erwiederte er: „Nun da muss ich doch die Hand dazu thun, wenn ich haben will, dass Sie noch das Vergnügen haben sollen, Ihren Sohn ein Regiment als Oberst durch Wien führen zu sehen.“ Schöne Worte! Aber Alles kam sehr anders, wie man sehen wird; zum Glück ergab ich mich dieser Worte wegen keiner grossen Hoffnung, denn ich hatte den Herrn ziemlich durchschaut, und kannte meine Schwester.

Beim Regiment war ich noch nicht lange eingerückt, als demselben der Befehl zukam einen Officier nach Prag zu schicken, um dort die Packpferde für das Officiers-Corps des Regiments zu übernehmen, welche die Gnade des Kaisers den Officieren aller Cavallerie-Regimenter gratis angewiesen hatte. Es war dies ein Auftrag, der eigentlich einem zweiten Rittmeister gebührt hätte, allein mein freundlicher Oberst, dessen volle Zuneigung ich mir auf dem Marsch nach Wien durch Ungarn erworben hatte, wo ich die Quartiermacher führte, commandirte mich zu dieser Fassung, und von diesem Zeitpunkte begann ein Wendepunkt meines Kriegerlebens, meiner, wenn auch kurzen, dennoch nicht ganz unrühmlichen kriegerischen Laufbahn.

In den ersten Tagen des Monats Mai marschirte ich mit einem Commando von 2 Unterofficieren und zwanzig berittenen Cürassieren von Pardubitz, wo der Stab meines Regiments lag, nach Prag ab, wo ich an den Commandanten des Armee Fuhrwesens-Corps den Oberstlieutenant Bertoni angewiesen war. Dieser, ein früherer Bekannter von mir, gab mir gerne die Versicherung, dass er mir nur Gutes von Pferden anweisen werde, wenn ich mich nur aufs Warten verstehen würde. Da vor mir schon früher Officiere von andern Regimentern in der nämlichen Absicht, wie ich, in Prag angekommen waren, so hatten diese natürlich den Vorzug. Ich suchte daher meine Bekannten vom Jahre 1810 wieder auf, vor Allen den Obersten und Theresienritter Baron Rossner vom Generalstabe. Dieser führte mich in den Kreis seiner sehr liebenswürdigen Familie, wo ich in den Abendstunden beinahe täglich eine um so angenehmere Unterhaltung fand, als sie meinem Streben nach feinerer Weltbildung zusagte, und gewöhnlich sich dort eine grössere Gesellschaft von sehr gebildeten Frauen und Herren zusammenfand. Hier lernte ich den Obersten Trapp vom Generalstab, den Chef der damals schon für die Armee vorbereiteten in Prag stehenden Abtheilung des General-Quartiermeisterstabes kennen; als

ich diesem, da ich noch kein einziges Pferd übernommen, über Langweile bei Tag klagte, weil ich nie ein Freund der Kaffeehäuser war, so sagte er mir: „Dem kann geholfen werden, kommen Sie täglich zu mir in die Generalstabs-Kanzlei, dort werden Sie schon Beschäftigung finden.“ Es geschah und ich liess mich dort um so lieber verwenden, als ich die Hoffnung hegte, beim Ausbruch des Krieges möglicherweise dem Generalstab zugetheilt zu werden; ich rechnete beinahe mit Gewissheit darauf, als Feldmarschall-lieutenant Graf Radetzky zum Chef des Generalstabs der Armee bestimmt war, deren Aufstellung in Böhmen man entgegen sah. Jetzt hatte ich nur den einzigen Wunsch, Graf Radetzky möge früher nach Prag kommen, ehe ich dasselbe mit meinem Commando verlassen musste. Es ging schon gegen die zweite Hälfte des Monats Juli, und mir fehlten nur noch ein paar Pferde auf meinen Stand, da erfuhr ich endlich die Ankunft Radetzky's. Mein Erstes am andern Tage war daher zu sehen, den Grafen zu sprechen, und es gelang mir. Als ich beim Eintritt ihn an das Münchendorfer Lager und an den Juristen erinnerte, den er damals aufgefordert hatte, die Feder weg zu werfen und zum Schwert zu greifen, sagte er mit der gewohnten Freundlichkeit, die in allen Zügen seines schönen Gesichtes lag: „Ei ei! sind Sie der, nun Sie haben sich ja recht brav gemacht.“ Er erkundigte sich um meine Verhältnisse fragte wie ich jetzt nach Prag gekommen, was mir Gelegenheit gab auch meiner Nebenbeschäftigung in Prag zu erwähnen, und meine Bitte um Zutheilung zum Generalstab folgen zu lassen. Da wurde er ernster und sagte: „Mein lieber Freund! dazu kann ich Ihnen keine Hoffnung machen, weil Hunderte dazu vorgemerkt sind;“ er fügte bei, dass ich ja auch in meinem Regimente mein Fortkommen finden werde, und entliess mich, da er meine Trauer sah mit einem so freundlichen Blicke, dass ich bald wieder Hoffnung geschöpft hätte. Ich erhielt in den nächsten Tagen die letzten Pferde, beurlaubte mich von meinen Freunden,

von denen mein Gönner Trapp gerade zum Generalen war befördert worden, und trat am 23. Juli meinen Rückmarsch zum Regimente an.

Als ich in Pardubitz angekommen mich bei meinem sonst so freundlichen Obersten meldete, sah er mich mit einem beinahe drohenden Ernst an und sagte: „Habe ich Sie deshalb um die Packpferde nach Prag geschickt, damit Sie Gelegenheit haben sollen sich vom Regiment wegzustehlen?“ Ich wusste nichts zu antworten, konnte aber nicht begreifen, wie er meinen Versuch bei Radetzky schon erfahren haben könne. „Da lesen Sie,“ sagte er, und reichte mir unwillig eine Schrift hin; es war dies der Befehl vom Armee-Commando, unterzeichnet von dem General-Adjutanten des F. M. Fürsten Schwarzenberg, F. M. L. Baron Koller an das Regiment, dass ich gleich nach Empfang dessen mit Sack und Pack in das Hauptquartier Lieben abzugehen, und mich beim F. M. L. Koller zu melden habe.

Ich konnte dem Obersten nun wohl mit reinem Gewissen versichern, dass ich bei Koller um nichts mich verwendet habe, ja ihn gar nicht kenne; verhehlte ihm aber auch nicht, dass ich die Bekanntschaft von Radetzky erneuert, ihn gebeten habe mich dem Generalstabe zuzutheilen, dazu aber auch von ihm keine Hoffnung erhalten habe.

Nachdem ich dann meine Pferde übergeben, diese vertheilt waren, wobei jedoch mein Oberst nach seinem frühern Wohlwollen mir vor der Vertheilung die Wahl eines Pferdes liess, und die andern durchs Loos vertheilt wurden, richtete ich mich zum Abgehen.

Ich verliess das Regiment ohne grosses Bedauern, meinen besten Freund den Oberlieutenant Sartori, den ersten Regiments-Adjutanten, hatte ich bei Aspern verloren, mit dem andern, dem zweiten Oberlieutenant in meiner Schwadron, dem Bruder meiner lieben Pflegerinn in Pesth, der sich übrigens in der Bildung von vielen seiner Landsleute

bis auf seinen ungarischen Stolz vortheilhaft auszeichnete, hatte ich mich aus folgender Veranlassung bis auf's Blut entzweit.

Schon als ich vor dem Ausmarsch von Pesth beim Regiment einrückte, fand ich bei meinem Freunde eine grosse Zurückhaltung, so wie man auch beim Regimente, wie schon gesagt, meinem Aussehen nach zu schliessen dafür hielt, ich hätte früher einrücken können. Er hatte Verdacht geschöpft über das Verhältniss zwischen mir und seiner Schwester, und so gut wir früher mit einander waren, so konnte er den Deutschen nicht verdauen.

Meine Correspondenz mit seiner Schwester ging auch, als wir in Böhmen angekommen waren, ihren Weg; hier musste ich nun inne werden, dass mein Freund wörtliche Kenntniss von dem Inhalte ihrer Briefe an mich hatte. Es konnte dies nur geschehen, dass er ihre Briefe erbrach, und so war es, ohne jedoch, dass ich an den Briefen etwas entdecken konnte. Die Sache verhielt sich wie folgt: Mein Freund war von der Majors- zur Oberst-Division übersetzt worden, wovon die 1. Schwadron in Pardubitz beim Stab einquartirt war. Alle Postbriefe an's Regiment wurden durch den Regiments-Adjutanten abgenommen, und die Briefe an die auswärtigen Officiere wurden durch den Ordonnanzcurs an die Schwadronen befördert; wie mein Freund zu den Briefen gelangte, lässt sich nur dadurch erklären, dass der jetzige Regiments-Adjutant, auch ein Ungar, mit ihm im Bunde war. Ich schrieb meiner Freundinn meinen Verdacht, schickte ihr die Adresse meines Wachtmeisters, damit sie unter doppeltem Couvert ihre Briefe mit fremder Hand und Siegel an ihn adressire. Es klärte sich dann dadurch auf, dass alle Geschwister gleiche Siegel mit dem Familienwappen hatten, nur war das der Schwester um vieles kleiner als das ihrer Brüder, so dass das Siegel des Bruders das der Schwester im Umfange mehr als deckte, wodurch das geschickte Erbrechen des Briefes immer verborgen bleiben konnte. Das Zusammenhalten

der verschiedenen Siegel, von deren Unterschied in der Grösse mich meine Freundinn unterrichtet hatte, gab mir nun das Mittel ihn von seiner ungerechten Anmaassung zu überzeugen. Ich stellte ihn darüber zu Rede, er läugnete die Thatsache nicht, erklärte aber, dass er nie zugeben würde, dass ein Deutscher in seine Familie gerathe. Die Sache endete dann mit einem Rendez-vous, von dem wir beide ein Denkzeichen mitnahmen, er an der linken Wange, ich an der Hand, und wenn wir dann auch — es war im April — uns wieder die Hände reichten, so zog ich mich doch vollkommen von ihm zurück, mit dem festen Entschlusse eine Verbindung aufzugeben, die mich in Zukunft nur mit Zwist und Hader bedrohte. Mit wehmüthigem Herzen schrieb ich der Erhalterinn meines Lebens, meiner gütigen Pflegerinn, die mich mit so unendlicher Liebe beglückt hatte, meinen Vorsatz, machte ihr begreiflich, dass es mir unmöglich sei, ich der arme, auf seine Gage beschränkte Officier, mich in eine reiche Familie unter solchen Umständen einzudrängen. Sie wollte durchaus meine Entsagung nicht annehmen, wollte mich auf die Zukunft vertrösten, allein ich beharrte bei meinem Vorsatze. Dass sie mich nicht vergessen, zeigt sich aus Folgendem: Als ich im Jahre 1814 als Hauptmann im Generalstabe, mit zwei Militär-Verdienstorden ausgezeichnet, aus dem Kriege zurückkam, da hätte der Vater den Bitten seiner Tochter nachgebend, gewünscht, das Verhältniss zu erneuern, als er deshalb mit ihr nach Wien kam, war ich eben von der Staatskanzlei in einer diplomatischen Mission nach Deutschland versendet worden, die mich durch zwei Monate auswärts hielt, als ich dann zurückkam, waren sie schon lange wieder abgereist; ich erfuhr dann bald darauf, dass sie dem Drängen ihrer ungarisch stolzen Brüder nachgegeben und einem reichen ungarischen Edelmann ihre Hand gereicht hatte, der mehrere Töchter hatte, die älter waren als meine Freundinn.

Nach dieser Abschweifung in ein anderes als das militärische Reich, kehre ich wieder zum Soldaten zurück. Am 4. August verliess ich nach kurzer Beurlaubung von meinen Kameraden, von denen ich in spätern Jahren nicht drei mehr gesehen habe, und von denen vielleicht keiner mehr lebt, ausser dem pensionirten F. M. L. Baron Bechtold, Sohn meines ehemaligen Obersten, der, als wir Cadeten waren mein Schlafkamerad war, und jetzt in Pension in Linz lebt, Pardubitz, und war schon am 7. im Hauptquartier zu Lieben.

Als ich mich beim General-Adjutanten F. M. L. Baron Koller meldete, sagte er mir: „Sie gehen mich nichts an, Sie gehören zum Generalstab, dem Sie zugetheilt sind; melden Sie sich beim Chef desselben dem Grafen Radetzky.“ Wie freudig überrascht ich war, kann ich nicht sagen, indem ich die Hoffnung schon aufgegeben hatte, diesen meinen Wunsch erfüllt zu sehen, da ich nach der Fassung des Armeebefehls, der mich an den General-Adjutanten wies, glauben konnte, ich sei auf Ordonnanz zum F. M. Fürst Schwarzenberg bestimmt.

Graf Radetzky empfing mich mit gewohnter Güte, indem er sagte: „Als Sie mich jüngst baten, dem Generalstab zugetheilt zu werden, konnte ich Ihnen nichts zusagen weil ich erst kurz angekommen, noch nicht genug orientirt war, wenn ich ausser der Tour Sie jetzt zutheile, so habe ich das Meinige gethan; jetzt, mein Freund! thu er das Seinige;“ ich hoffe und glaube diesem Befehl gewissenhaft nachgekommen zu sein.

Unter den Officieren des Generalstabs im Hauptquartier fand ich keinen einzigen Bekannten, es war daher an mir mich bekannt zu machen, etwas das nirgends schneller geschieht als im Kriege, vor dem Feinde! Habe ich dann mit keinem eine intime Freundschaft geschlossen, so liegt das in meinem Wesen, das, wenn auch jovial im Aeussern, übrigens verschlossen ist, weil ich höchstselten einen Mann gefunden, mit dem ich bei näherer Bekanntschaft, wenn es

die Verhältnisse gestattet hätten, einen solchen Freundschaftsbund geschlossen hätte, wo die Menschen, wie man sagt, ein Herz und eine Seele sind.

Ich schmeichle mir übrigens immer die Achtung meiner Vorgesetzten wie meiner Kameraden, vor dem Feinde wie im gewöhnlichen Leben erworben, auch mit meinem Willen mir keinen Feind zugezogen zu haben.

Die wenigen noch lebenden meiner frühern Kameraden, die zu den höchsten militärischen Würden gestiegen sind, wie z. B. Feldmarschall Baron Hess, die Generale der Cavallerie Landgraf Fürstenberg, Graf Lichtenberg, Feldzeugmeister Kempen und mehrere Feldmarschallieutenants, widmen mir zum Beweis ihrer Achtung auch jetzt noch das alte kameradschaftliche Du, womit selbst Feldzeugmeister Benedek den alten Soldaten ehrt, und das ist mir ein reeller Trost in meinem hohen Alter, wo ich noch zuletzt, wie schon gesagt, der Allerhöchsten Gnade meines Kaisers gewürdigt worden bin, worauf ich seiner Zeit zurückkommen werde.

Zweiter Abschnitt.

Das Jahr 1813.

Dass die vorliegende Arbeit keine Kriegsgeschichte sein soll, ist schon früher erwähnt worden, es sind nur die Erinnerungen an dasjenige, was mir persönlich begegnete, verbunden mit der Aufzeichnung alles dessen, was ich sonst noch besonderes gesehen und in den beiden Feldzügen 1813 und 1814 erfahren habe. Um aber hier folgerecht zu bleiben, halte ich es für nöthig an dem Faden der Kriegsereignisse festzuhalten.

Wie gesagt, war ich am 7. August 1813 im Hauptquartier des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg zu Lieben unweit von Prag eingetroffen, drei Tage vor der auf den 10. August festgesetzten Entscheidung, des eigentlich gar nicht begonnenen Friedenscongresses in Prag.

Der Kaiser von Oesterreich hatte damals schon sein Hoflager in dem nahen Brandeis aufgeschlagen, der Kaiser von Russland, so wie der König von Preussen, wurden für den Entscheidungstag in der Nähe von Prag erwartet, indem die Monarchen, in so lange der Congress dauern würde, Prag nicht betreten wollten. Es waren daher ein paar Schlösser in der Nähe von Prag bestimmt worden, um die letzten beiden Monarchen einstweilen aufzunehmen.

Meine erste Dienstarbeit nach meinem Einrücken im Hauptquartier war der Auftrag, den König von Preussen

bei dem im Ruhestande auf seinen Herrschaften lebenden Staatsminister Grafen Chotek auf seinem Schlosse, dessen Namen ich mich nicht mehr erinnere, anzusagen. Nach einem Ritte von 6 Stunden, war es um 1 Uhr nach Mitternacht am 9. August, als ich das Schloss erreichte, um dem Grafen ein Schreiben des Fürsten Schwarzenberg zu überbringen. Hier lag Alles im tiefsten Schlafe, und es dauerte eine ziemliche Weile bis ich Einlass fand; noch länger dauerte es, bis ich die Ehre hatte mich dem Grafen vorzustellen, der, weil ich als ein Bote des Fürsten Schwarzenberg angemeldet war, mich nicht im Nachtkleide empfangen wollte. Endlich erschien er, nachdem er früher schon den Befehl gegeben hatte, mich mit Erfrischungen zu bedienen, die ich auch ermüdet von dem langen Nachtritte willig annahm, ein schöner alter Herr mit einer edlen aristokratischen Haltung, und mit einer gewinnenden freundlichen Höflichkeit. Nachdem er das Schreiben des Fürsten gelesen, sagte er: „Sagen Sie dem Fürsten, Alles was ich habe, steht Sr. Majestät dem Könige zu Befehl, und ich werde meine ganzen Kräfte aufbieten, Se. Majestät würdig zu empfangen.“ Mir bot der Graf das Nachtlager an, um auszuruhen, und hatte Befehl gegeben, mich nicht früher aufzuwecken bis das Frühstück bereit sei. Allein obschon ich nur ein paar Stunden geschlafen, liess es mich um 6 Uhr früh nicht mehr ruhen, nachdem ich dann die Antwort des Grafen an den Fürsten übernommen und ein kleines Frühstück genossen, trabte ich wieder dem Hauptquartier zu. Allein mein Ritt war vergeblich gewesen, denn beide Monarchen, der Kaiser von Russland wie der König von Preussen, wollten erst dann, und gerade nach Prag kommen, wenn die Friedens-Unterhandlungen, wie voraus zu sehen war, abgebrochen, und der Krieg erklärt sein würde, wo sie dann auch am 12. August eintrafen.

Der Krieg war erklärt, 150.000 Mann Russen und Preussen hatten die österreichische Grenze überschritten, und näherten sich der in Böhmen aufgestellten österreichi-

schen Armee von 100.000 Mann. Es war wohl keine Kleinigkeit, eine Truppenmasse von 250,000 Mann dem angenommenen Plane gemäss gehörig zu entwickeln, und dies war die Kunst und das Verdienst des Chefs des österreichischen Generalstabs Grafen Radetzky, und seiner beiden Gehülfen, der Generale Langenau und Trapp, von denen der erste die eigentlichen Geschäfte des General-Quartiermeisters führte, der andere die Angelegenheiten im Innern des Generalstabs leitete.

Langenau, von Geburt ein Sachse, Sohn eines sächsischen Generallieutenants, war früher in königl. sächsischem Dienste; er hatte die Feldzüge der Jahre 1806 und 1807 in Gemeinschaft mit den Franzosen gegen die Preussen und Russen gemacht, und war seiner ausgezeichneten Talente und feuerigen Tapferkeit wegen, in 19 Monaten vom Hauptmann zum Generalen avancirt. Zur Zeit des russischen Krieges 1812 war er General der Artillerie und General-Adjutant des Königs von Sachsen.

Langenau war es, der den König, der sich nach der französischen Katastrophe in Russland, als die nordischen Alliirten in der Verfolgung der Franzosen sich Dresden näherten, mit einigen Cavallerie-Regimentern nach Hof zurückgezogen, bewogen hatte, Prag zu seinem Aufenthalt zu wählen. Leider beachtete der König den Rath seines treuen Dieners nicht, die Partei Frankreichs zu verlassen und einstweilen seine Neutralität zu behaupten. Als dann Napoleon im Jahre 1813 die Alliirten bei Lützen geschlagen und wieder in Dresden eingerückt war, sandte er dem Könige den Befehl, denn so muss man die von rohen Drohungen mit der Entthronung begleitete Einladung verstehen, nach Dresden zurückzukehren. Und er folgte dem Befehl und ging.

Langenau konnte unter solchen Verhältnissen den König nicht zurückbegleiten, weil er sich einen schönen Dank bei Napoleon würde geholt haben. Der König jedoch, ehe er ihn entliess, empfahl ihn dem Kaiser Franz, der ihn auch

sogleich als Generalmajor in der österreichischen Armee anstellte.

Langenau's in den napoleonischen Feldzügen erworbene Kenntnisse der französischen Kriegsart, seine Talente, seine Routine in allen militärischen Wissenschaften, machten die Erwerbung dieses Mannes für den österreichischen Dienst zu einem grossen Gewinn. Für den Augenblick aber war er in einer sonderbaren Lage, denn obwohl österreichischer General, durfte er als solcher nicht öffentlich auftreten, bis zu dem Augenblicke, wo die Allianz Oesterreichs mit Frankreich durch die Uebernahme der bewaffneten Vermittlung nicht aufgehoben war. Zur Zeit als Langenau in österreichische Dienste trat, stand er im 31. Lebensjahre und war im Ganzen eine angenehme, joviale, leicht zugängliche Erscheinung, der sich gerne in ein Gespräch einliess. In Uniform sah er sehr gut aus, allein im Civilkleide bot er kein grosses Ansehen dar. Er erzählte gerne von der Zeit, wo er noch nicht öffentlich sich als österreichischer General zeigen durfte. So stand er einmal im Civilrocke im Burgtheater in Wien im mittlern Gange des Parterre, wo das Gedränge sehr stark war, der Vorhang hob sich und Langenau vergass den Hut abzunehmen, da tippte ihn der Stock des Polizeicommissärs auf den Hut, mit den Worten: „Hut ab!" Etwas heftig war er ohnehin, und als General empörte ihn das, er wollte sich schon umkehren, „da blickte ich," sagte er uns, „auf den abgenommenen runden Hut, und gleich legte sich meine Hitze." Am nämlichen Abend geschah ihm aber noch etwas Anderes. Neben ihm stand ein ungarischer Gardist in seiner Uniform; um mit ihm ein Gespräch über das Theater anzuknüpfen, wandte er sich gegen diesen seinen Nachbar, und wieder vergessend, dass man ihm der auch ein wenig schielte, was ihm aber sonst gut anstand, und worauf man im Laufe des Gesprächs gerne vergass, den Generalen nicht ansah, ihn mit den Worten anredend: „Was meinen Sie, Herr Kamerad?" das Wort Kamerad

nur zu hören, maass der Gardist den Sprecher, der wirklich mehr einem ehrlichen Schneidermeister als einem Generalen gleich sah, von unten bis oben, und kehrte sich, ohne ihm zu antworten, von ihm ab.

Aber die Geschichte war noch nicht aus, denn der General hatte sich die Physiognomie des stolzen Ungarn, in dem Augenblicke, wo er ihn so maass, genau gemerkt. Nach der Schlacht von Dresden dictirte der General im Hauptquartier in Töplitz uns, mehreren Officieren, einen Bericht, da klopfte es an der Thüre, und eben der Gardist, der jetzt von der Gardeabtheilung war, welche den Kaiser begleitete, trat ins Zimmer; auf der Stelle hatte ihn der General erkannt. „Was wünschen Sie," fragte in der General etwas barsch. „Ich habe eine Bitte," sagte er, „Herr General!" „Gut!" sagte Langenau, „allein ich habe jetzt keine Zeit, kommen Sie in einer Stunde." Als der Gardist sich entfernt, und die Thüre geschlossen war, erzählte uns der General die beiden erwähnten Anekdoten.

Der Gardist kam dann wirklich nach einer Stunde, um sich dem Generalen vorzustellen, wo ich allein noch zugegen war; ein sonst militärisch gebildeter junger Mann, wünschte er aus dem Paradedienst der Garde in den wirklichen der Pionniere zu treten. Dem General-Quartiermeister in der österreichischen Armee untersteht das Pionniercorps, General Langenau konnte daher hierin entscheiden, und jeder Rancune fern, gewährte er ihm nach einem kurzem Examen seine Bitte. Als das geschehen, that Langenau als wenn er sich seiner von Wien her erst erinnere, der junge Mann erröthete über und über, und nach einer kurzen Lehre entliess der General ihn freundlich.

General Trapp, schon etwas beleibt, hatte nicht die Beweglichkeit Langenau's, war aber wie er für den Krieg wissenschaftlich gebildet, äusserst angenehm im Umgange mit seinen Untergebenen, übrigens wie Langenau, jeder Zoll ein Ehrenmann.

Beide Generale keine Oesterreicher, denn Trapp stammte aus dem Grossherzogthum Hessen, haben in der österreichischen Armee eine schöne Carriere gemacht. Langenau war Theresien-Ordensritter, und beide waren Commandeure des Leopoldordens; Langenau starb als Feldmarschalllieutenant und commandirender General in Galizien, Trapp starb als Feldzeugmeister und Präsident des obersten Militär-Appellationsgerichtes. Beide mit fremden Orden reich ausgestattet, waren als Leopoldordens-Commandeure in den Freiherrnstand erhoben worden.

Diese beiden Generale nun waren meine nächsten Vorgesetzten, abgesehen vom Chef des Generalstabs, dem Feldmarschalllieutenant Grafen Radetzky, der das Ganze dirigirte, unter dem wir Alle standen.

Es giebt nun im menschlichen Leben oft kleine, sehr geringe Ursachen, die manchmal grosse Wirkungen hervorbringen. Zeigt sich das in der Welt oft sehr im Grossen, so war es bei mir, einem unbedeutenden dem Generalstab nur zugetheilten Oberlieutenant, gerade durch die Folgen keine Kleinigkeit. Als nämlich General Langenau das erste Mal, als ich dabei zugegen war, mehreren Officieren dictirte, verstanden die anwesenden Kammeraden, nur an den österreichischen Accent gewöhnt, den sächsischen Dialect des Generalen, der immer schnell sprach, nicht gleich, mussten oft fragen. Es war vielleicht Zufall, dass ich ihn genau verstand, aber die Gewohnheit des Nachschreibens nach dem Vortrag des Professors in den juristischen Collegien, machte dass ich schnell schrieb und eher fertig war als alle Andern. Als er uns verabschiedete, fragte er mich um meinen Namen, und sagte dann: „Kommen Sie morgen früh zu mir.“ Als ich dann am andern Tage bei ihm eingetreten war, unterwarf er mich einem kurzen Examen, und sagte dann: „Gut, ich werde dem Grafen Radetzky sagen, dass ich Sie zu mir bestimmt habe, und Sie werden fortan nur unter meinem Befehle stehen, ausser Graf Radetzky giebt Ihnen eigene Aufträge.“

Diese Bestimmung war für mich von unendlichem Nutzen, weil von nun an alle geheimen Correspondenzen und Schriften unter der Diction Langenau's durch meine Feder gingen, wobei ich gerne die Zeit opferte die meinen Kameraden zur Erholung blieb. Dieser Stellung habe ich es zu verdanken, dass ich näher eingeweiht wurde in Dinge, die später vorzüglich von fremdländischen Schriftstellern im verkehrten Sinne sind ausgebeutet worden. In diesem Verhältnisse zum Generalen Langenau blieb ich bis zu dem Momente, wo der General in der Nacht vom 22. auf den 23. Februar 1814 auf dem Rückzuge von Troyes, in der Nähe von Vendoeuvres mit dem Pferde stürzte, und ein Bein brach. Von diesem Zeitpunkte ging ich in der nämlichen Eigenschaft, in der ich bisher beim General Langenau verwendet wurde, zum Grafen Radetzky selbst über, in der ich auch bis zum Schlusse des Feldzuges 1814 blieb.

Am 22. August überstieg die Armee in 4 Colonnen das sächsische Erzgebirge, und richtete ihren Marsch gegen Dresden. Auf dem Marsch durch's Gebirge, wäre ich mit meinem Pferde beinahe in einem Moraste versunken. Die Strasse, wo die Truppen marschirten, wand sich hoch am Berge hinauf, unten im Thale zogen sich grüne Wiesen fort, auf denen ein Trupp Kosaken leicht hinüber ritt. Ich hatte mich etwas verspätet, und indem ich den Kosaken folgte, glaubte ich das Hauptquartier schneller einzuholen: allein kaum zwei Schritte geritten, versank mein ziemlich schweres Cürassierpferd bis an den Bauch im Schlamme. Es war ein regnerischer Tag und ich hatte zu meinem Glück meinen Mantel um. Ich warf mich schnell rückwärts vom Pferde, ward vom Mantel auf der Oberfläche gehalten, und [illegible] so rutschend gleich wieder auf festen Boden. Glück- [illegible] ich den Zügel nicht ausgelassen, wo sich [illegible]es, muthiges Pferd von selbst, nachdem [illegible]den unter den Hufen gefunden, wieder

heraus arbeitete; aber gut sahen wir aus nach der Geschichte.

Von der zweitägigen Schlacht bei Dresden, die anderwärts weitläufiger ist beschrieben worden, und auf die ich später zurückkommen werde, kann ich von mir nur das erwähnen, dass ich beide Tage hindurch immer zu Sendungen mit Befehlen an die im Feuer stehenden Truppen verwendet wurde, wo der Zufall es wollte, dass ich am 27. auch meinem frühern Regimente Befehle zum Vorrücken zu bringen hatte.

Auch in diesen Tagen wie im Feldzuge 1809 habe ich das Glück preisen gelernt, ein gutes Pferd unter mir zu haben. Es war an eben diesem Tage, dem 27., dass ich gegen 2 Uhr Nachmittags mit dem Befehle zum Rückzug an den F. M. L. Mesko gegen Karbitz geschickt wurde, und an der Stelle, wo ich ihn vermuthen musste, Massen von feindlicher Cavallerie sah.

Um eine kleine Anhöhe zu erreichen, von der ich eine genauere Aussicht auf die Stellung des Feindes gehabt haben würde, ritt ich über die Brücke eines Wassergrabens, der auf meinem Wege dahin lag, kaum war ich hundert Schritte vorgeritten, als ich bemerkte, dass ich durch 5 bis 6 feindliche Reiter, die gegen die Brücke ritten, von dieser schon abgeschnitten war. Da sie es auf mich abgesehen zu haben schienen, blieb mir nichts übrig, als zu suchen links aufwärts wieder über den Graben zu kommen, der vielleicht 1½ bis 2 Klafter breit war und hohe Ränder hatte. Einer der feindlichen Reiter war mir schon so nahe gekommen, dass mein Pferd durch das Geräusch hinter sich unruhig geworden, nicht mehr zu halten war; schon ziemlich nahe dem Graben liess ich meinem Pferde die Zügel, und glücklich setzte das brave Thier über denselben. Der nächste folgende Reiter wollte mir nach, stürzte jedoch in den Graben. — Die andern wagten jetzt den Sprung nicht, sondern schossen mir ihre Pistolen nach, ohne mich oder mein Pferd zu treffen. Ich ritt wieder

meines Weges eilends zurück, und konnte dem Feldmarschall nur die Nachricht bringen, dass ich den F. M. L. Mesko nicht gefunden.

Unter denen damals mit mir dem Generalstab zugetheilten Officieren von der Infanterie, waren die geschicktesten in den Friedenskünsten des Generalstabs ausgezeichnet unterrichtete, fähige Männer, aber die meisten konnten nicht reiten. Versehen mit den besten Pferden, konnten sie diese gewöhnlich nicht aus der Suite hervorbringen, es ging auch manchem Officier des Generalstabs selbst ebenso. Ich hielt mich nun immer, wenn ich disponibel war, in der Nähe des Feldmarschalls Fürst Schwarzenberg und des F. M. L. Graf Radetzky an einem Schlacht- oder Gefechtstage auf. War ich dann auch eben erst von einem Ritte zurückgekommen, so hielt ich mich immer bereit den Befehl zu vollziehen, der einem Kameraden ertheilt wurde, der erst mit seinem Pferde zu kämpfen hatte, bis er von der Stelle kam, bis wohin ich oft schon an Ort und Stelle war. Dass ich ein tüchtiger Reiter und gut beritten war, das war der Vortheil, der besonders in feindlichen Gelegenheiten die Augen des Grafen Radetzky, so wie auch des Feldmarschalls auf mich richtete.

Da nun der Kaiser Alexander fast immer in der Nähe des Fürsten Schwarzenberg war, so sah ich auch, eben von einem Ritte zurückgekommen, den General Moreau dem eine Kanonenkugel an der Seite des Kaisers Alexander, beide Beine zerschmettert hatte, auf einer improvisirten Tragbahre, durch österreichische Grenadiere zurückbringen.

Wenn ich nun auch an den beiden Schlachttagen keine Gelegenheit hatte, Heldenthaten zu verrichten, so hatte man doch meinen Eifer, meine Thätigkeit erkannt, und in mir einen brauchbaren Officier für den Generalstab gefunden, indem meiner Dienstleistung in den Tagen des 26. und 27. August in der Relation über die Schlacht von Dresden mit Auszeichnung gedacht, und ich auf diesen Grund einige Tage nach der Schlacht, vom Feldmarschall

dem Kaiser zum Hauptmann im Corps des Generalstabs vorgeschlagen wurde. Graf Radetzky kündigte mir dies an mit dem Beisatze: „Wenn K.... Ihnen wohl will, so sind Sie es.“

Es war nun eben dieser grosse Herr aus der Umgebung des Kaisers, von dem mein Vater mir nach Pardubitz geschrieben hatte, ihn nicht zu vernachlässigen, der hier die Entscheidung gegen mich veranlasste. Ich stellte mich ihm vor, und bat um seine Empfehlung bei Sr. Majestät dem Kaiser; statt einer Antwort liess er mich hohnlächelnd stehen, und wer nicht Hauptmann wurde war ich, aber auch als Oberlieutenant kam ich nicht in's Corps! Wahrscheinlich waren seine Wünsche — die frevelhaften — nicht erfüllt worden, und ich musste es büssen, und wie es sich später zeigen wird, trug dieser K.... die Schuld, dass mir noch Manches entging, was mir von Rechtswegen gebührt hätte.

Graf Radetzky schüttelte den Kopf als die Entscheidung herabkam, und meinte, es müsse hier eine Ursache sein, die mich persönlich nicht berühre, weil ich zu gut vom Fürsten empfohlen worden sei; mir war die Ursache freilich klar, und Graf Radetzky tröstete mich mit der nächsten Appertur.

Ich gehe wieder auf die Ereignisse des 27. August zurück. Es war schon Nachmittag als der Rückzug von Dresden über das Erzgebirge nach Böhmen beschlossen wurde; es handelte sich jetzt darum die Wege zu bestimmen für diese grossen Massen, damit nicht eine Colonne die andere in ihrem Marsch beirre. F. M. L. Graf Radetzky beredete daher mit dem russischen General Toll, der von Seite Russlands als kaiserlicher Militär-Commissär für solche Angelegenheiten im grossen Hauptquartier commandirt war, die Eintheilung der Colonnenmärsche.

Die russischen Truppen des böhmischen Heeres — so wurde die Haupt-Armee damals genannt, — hatten bisher den rechten Flügel derselben gebildet; da jetzt mit ver-

kehrter Front zurück marschirt wurde, standen sie auf dem linken Flügel, und der für sie angezeigte Weg ging der Natur gemäss über Peterswalde und Nollendorf nach Böhmen, auf der nämlichen Route, auf welcher sie hervorgebrochen waren; das Centrum mit dem Hauptquartier war über Dippoldiswalde und Altenberg nach Töplitz, und der frühere linke jetzt rechte Flügel, über Sayda nach Dux gewiesen. Diesem gemäss trug Graf Radetzky den Marsch der Truppen an. General Toll bestritt diese Ordnung, und hielt mit einer Art von Bestimmtheit darauf, dass Barklay mit seinen Russen ebenfalls über Dippoldiswalde zurückmarschiren sollte. Graf Radetzky konnte dies um so weniger zugeben, als eben die Meldung eingetroffen war, dass die beim Königstein über die Elbe gegangene bedeutende feindliche Truppenabtheilung, das dort stehende schwache Corps des Prinzen Eugen von Württemberg zurückdrücken und so die Strasse nach Töplitz gewinnen könne, ehe die Armee dort ankäme.

Nach einer langen Discussion ergab sich General Toll der Ansicht Radetzky's, und die Befehle an die Truppen wurden diesem gemäss ausgefertigt. Als die Cavallerie-Officiere, welche die Befehle an die Truppen-Commandanten überbringen sollten, zum Abgehen bereit standen, trat Toll unter sie und fragte: „Welcher Officier reitet zu Barklay?“ Es meldete sich ein Dragoner-Officier. Toll übergab ihm einen offenen Zettel mit dem Auftrage, denselben dem Chef des Generalstabs Barklay's zu geben.

Ich war bei diesem Auftritte schon nicht mehr im Hauptquartier, weil Graf Radetzky mich mit einem besondern Auftrage nach Altenberg vorausgeschickt hatte, worauf ich zurückkommen werde. Allein der Rittmeister Graf Clam-Martinitz, Inhabers-Adjutant des F. M. Fürst Schwarzenberg, war bei der ganzen Verhandlung zwischen Radetzky und Toll zugegen und Zeuge einer gewissen Hartnäckigkeit, mit der der Letztere an seiner Meinung hielt, und durchaus die Russen über Dippoldiswalde wollte ziehen

sehen. Dies Benehmen Toll's, dem man im österreichischen Hauptquartier nicht die freundlichsten Gesinnungen für uns zumuthete, zusammen gehalten mit dem Zettel, bei dessen Uebergabe Clam ebenfalls zugegen war, erregten in ihm den Verdacht, Toll könne dennoch seine Idee ausführen wollen; er verlangte, als Toll sich entfernt hatte, den Zettel von dem Dragoner-Officier. Auf diesem nun war auf der einen Seite französich das Ersuchen geschrieben, ihm (Toll) das Blatt von Kulm der Karte Böhmens zu schicken, auf der Rückseite aber standen einige Worte russisch, die weder Clam noch der Officier lesen konnten, weil beide nicht russisch verstanden.

Am 28. August früh, als eben der F. M. Fürst Schwarzenberg sein Hauptquartier Dippoldiswalde verlassen wollte, um sich nach Altenberg zu begeben, kam ihm die Nachricht von der Arrieregarde zu, dass von der rechten Seite starke Colonnen dunkel hersehender Truppen gegen Dippoldiswalde heranrückten. „Franzosen können das nicht sein", sprach der Fürst zu seiner Umgebung, „am Ende sind es dennoch die Russen, die gegen den Befehl hieher ziehen." Kaum hatte der Fürst diese Worte ausgesprochen, trat Barklay, der seinen Truppen vorausgeritten, beim Fürsten ein. Höchst erzürnt — ein seltner Fall bei dem gewohnten Gleichmuth Schwarzenberg's — fragte er ihn: „Wie kommen Sie hieher, Excellenz? Ist Ihnen nicht der Weg über Peterswalde und Nollendorf vorgeschrieben?" Barklay entschuldigte sich damit, dass Kaiser Alexander es seinem Ermessen überlassen habe, in gewissen Fällen seine Marschrichtung zu nehmen, und da der Weg über Dippoldiswalde der bessere, so habe er diesen gewählt. „Gut!" sagte der Fürst, „durch Ihren Marsch hieher steht dem Feinde die Strasse über Peterswalde nach Böhmen völlig offen, geschieht ein Unglück, so werden Sie allein es verantworten." Radetzky hatte indessen um den General Toll geschickt, dieser war aber schon fort nach Altenberg.

Der Fürst stieg zu Pferde und folgte mit seiner Suite der Armee; als dann Graf Radetzky den General Toll in Altenberg zu Rede stellte, soll ihm dieser geantwortet haben: „Barklay habe verdient, dass ihm der Kopf vor die Füsse gelegt werde.“

Dass die Verwirrung durch das nicht vorhergesehene Zusammentreffen der Colonnen, die schlechte Witterung, die unpraktikabeln Gebirgswege und Mangel jeder Art, die Armee in die misslichste Lage versetzte, ist wohl nicht zu läugnen, ebensowenig, dass wenn es Napoleon seine Lage gestattet hätte, mit gewohnter Energie ihr zu folgen, er vielleicht nochmal seinem Geschicke hätte entgehen können.

Die Nachrichten, die der Feldmarschall bei seiner Ankunft in Altenberg von den Dingen erhielt, die sich an diesem Tage den 29. August bei Kulm ereigneten, veranlassten ihn die erforderlichen Vorkehrungen zu treffen, um den General Vandamme, der schon Kulm erreicht hatte, an weitern Fortschritten zu hindern. Dem General Barklay ertheilte er jetzt den Befehl, mit seinen Russen gegen Kulm vorzurücken, und theilte ihm zugleich die beiden österreichischen Infanterie-Divisionen Hieronymus Colloredo und Bianchy, nebst der Cavallerie-Brigade Graf Sorbenburg (Prinz Ferdinand Koburg-Kohari) zur Unterstützung zu. Indem der Fürst dem General Barklay den Befehl über diese Truppen übertrug, mit dem Auftrag, das feindliche Corps des General Vandamme zurück zu treiben, gab der Edelmuth des Fürsten diesem die Gelegenheit, den Fehler wieder gut zu machen, den er sich Tags vorher durch seine Unbotmässigkeit gegen dessen Befehle hatte zu Schulden kommen lassen. Durch den Ausgang der Schlacht dann zufrieden gestellt, ignorirte Schwarzenberg den erwähnten Vorfall, und liess die Sache ganz fallen. Der unermüdliche Clam jedoch ruhte nicht, bis er der Sache auf den Grund gekommen, und da erfuhr er dann durch den in Barklay's Hauptquartier commandirten Officier des

österreichischen Generalstabs, dass die russischen Worte auf der rückwärtigen Seite von Toll's Zettel den Sinn hatten: „Der Weg über Dippoldiswalde ist besser, ich an Ihrer Stelle würde diesen nehmen."

Ich habe den Zusammenhang dieser Geschichte später in Töplitz aus Clam's eigenen Munde selbst erfahren; in ihr liegt übrigens der klare Beweis, unter welchen Verhältnissen der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg gegenüber den Verbündeten, den Oberbefehl über die alliirten Armeen zu führen hatte, zugleich auch von der Aufrichtigkeit unserer Bundesgenossen.

Führte nun der Feldmarschall nicht den directen Befehl in der Schlacht von Kulm, den er Barklay übertragen hatte, so gingen die Anordnungen doch von ihm aus, die die Schlacht vereint mit der Tapferkeit der Truppen gewinnen machten, so wie er auch persönlich auf dem Schlachtfelde zugegen war, daher die Schlacht jedenfalls unter seinen Auspicien gewonnen wurde, wenn auch deutsche und russische Schriftsteller den am 30. August errungenen Sieg bei Kulm gerne Barklay allein zuschreiben.

Ueber die zweitägige Schlacht von Kulm sind noch vor einigen Jahren die geschichtschreiberischen Urtheile, nämlich über den eigentlichen Helden von Kulm, sehr verschieden ausgefallen, ohne dass dabei eigentlich berücksichtigt worden wäre, dass gerade der Unterschied in den beiden Tagen, dem 29. und 30. August liegt.

Im Jahre 1857 ist eine Biographie des Generalen Grafen Ostermann-Tolstoi von Fallmereier herausgekommen, in welcher Ostermann als der Held von Kulm bezeichnet wird, und das mit vollkommenem Rechte; denn hielt er am 29. bis Abends bei Kulm nicht aus, so war der französische General Vandamme an diesem Tage in Töplitz.

Eine kurze geschichtliche Skizze der letzten drei Tage des Monats August wird genügen, um die Thatsachen in dieser Hinsicht zu constatiren.

Die Nachricht, die der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg am 27. August nachmittags bei Dresden erhielt, dass ein beträchtliches Corps Feinde bei Königstein über die Elbe gegangen sei, welches im Stande sein könnte, das im gegenüber stehende schwächere russische Corps zurückzudrängen, und dadurch auf die Verbindungen der Armee zu wirken, diese Nachricht befestigte den Entschluss des Fürsten, zum schnellen Rückzug nach Böhmen, der auch noch an demselben Abend begonnen wurde.

Der Rückzug der Armee war folgendermaassen eingeleitet: der linke Flügel — nach der Umkehrt-Schwenkung jetzt der rechte — und das Klenau'sche Corps marschirte über Rabenau auf Pretschendorf, von wo der erste nach Dux, das andere nach Marienberg ihre Richtung zu nehmen hatten; der eigentliche rechte, jetzt linke Flügel, wozu das Corps der Russen und Preussen unter Barklay de Tolly gehörte, ging über Dippoldiswalde und Altenberg bis Töplitz. Hier war nun nach meiner frühern Erzählung der Fall eingetreten, dass das durch die Disposition auf die Strasse von Dresden nach Peterswalde gewiesene Corps Barklay's, das diese Strasse hätte decken sollen, eigenmächtig auch, wie die österreichischen Truppen über Dippoldiswalde gezogen war, wodurch die Strasse nach Peterswalde in so weit unbedeckt blieb, als nicht Graf Ostermann mit dem Corps des Prinzen von Württemberg im Stande war, dem mit 72 Bataillonen, 4 bis 5000 Pferden und mehr als 81 Geschützen heranrückenden General Vandamme zu widerstehen, wozu ihm nur das genannte Corps des Prinzen von Württemberg und später die erste Garde-Division zu Gebot stand.

Aber ungeachtet des mit möglichster Anstrengung gemachten Rückzuges konnten die Colonnen des jetzigen rechten Flügels nicht vor dem 30. in Dux, die der linken nicht vor dem 29. Töplitz erreichen; während Vandamme, welcher dreimal vergebens versucht hatte, dem General Ostermann die Chaussée von Töplitz zu nehmen, diesen

vor sich hertrieb, schon am 29. Kulm erreicht hatte, und selbst noch Töplitz zu gewinnen das Vorhaben hatte.

„Durch die rühmliche Standhaftigkeit“ — sagt der österreichische Schlachtbericht über die Ereignisse bei Kulm, „mit welcher der Generallieutenant Graf Ostermann Tolstoi, der im Anfange des Gefechtes dem vielmal überlegenen Feinde nicht mehr als 8000 Mann entgegen stellen konnte, alle Angriffe abwies, und ihn selbst bis Kulm zurückwarf, legte dieser ausgezeichnete General den Grund zu dem Siege des folgenden Tages.“

Und dieses Festhalten seiner Stellung gegen mehr als vierfache Uebermacht, dieses Grundlegen zum Siege des folgenden Tages ist es, was dem Grafen Ostermann-Tolstoi mit allem Rechte den Namen des Helden von Kulm erworben haben muss, und dies um so mehr, als sich in den Ruhm des andern Tages Mehrere zu theilen das Recht ansprechen können, welches sich durch Nachstehendes eräutert.

Der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg, sobald er am 29. abends von der Lage der Dinge unterrichtet war, beschloss am 30. früh den General Vandamme anzugreifen, und um dem General Barklay, wie schon gesagt, Gelegenheit zu geben, den Fehler vor zwei Tagen wieder gut zu machen, übertrug er diesem, der schon am späten Abend des 29. mit einem grossen Theil der Garde-Cavallerie bei Kulm zu dem Prinzen Eugen von Württemberg gestossen war, die Ausführung dieses Angriffs, denn nach der Verwundung des Generals Ostermann — er hatte durch eine Kanonenkugel den linken Arm verloren — führte statt dessen der Prinz Eugen den Befehl hier.

Zum Angriffe für diesen Tag erliess Fürst Schwarzenberg nachstehenden Befehl an Barklay, der ganz von Radetzky's Hand geschrieben war.

„An Se. des die Armee der Verbündeten (d. h. Russen und Preussen) commandirenden Generalen Graf Barklay de Tolly Excellenz. Altenberg am 29. August. Da der

Feind bis Peterswalde zurückt gedrängt werden muss, damit die von hieraus kommenden diesseitigen Colonnen nicht verloren gehen, so ersuche Euer Excellenz den Angriff hiezu, nach Ihrer Einsicht und Mitteln morgen den 30. zu veranlassen, und gebe nur noch bekannt, dass die Divisionen Colloredo und Bianchy nebst der Cavallerie-Brigade Prinz Koburg unter Einem beordert wird, morgen früh in Töplitz einzutreffen, welche an E. E. angewiesen sind. Nebstbei beordere ich den F. M. L. Lederer mit einer Cavallerie-Brigade nach Lobositz, um von da auf die Strasse von Aussig vorzupoussiren; so wie ich den Gouverneur von Theresienstadt erneuert die Gegend von Zelwe und Rokizan zu besetzen beauftrage, um die dahin führenden Strassen sicher zu stellen; so muss ich E. E. Aufmerksamkeit dahin führen, dass bei dem morgigen Angriffe der linke Flügel auf das Beste gehalten und garantirt werden muss, während die Kleistische Colonne durch das Gebirg im Rücken des Feindes mitzuwirken und nachdrücklichst zu handeln, zu bestimmen kommt, wozu lediglich ohnedies nur Infanterie und vorzüglich die leichte verwendet werden kann, da solche von den Höhen herab in die Flanken des Feindes wirken soll. In welcher Gemässheit E. E. dem Herrn Generalen von Kleist die erforderlichen Befehle ertheilen wollen."

Ueber den Verlauf der Schlacht am 30. führe ich hier die eigenen Worte des österreichischen Berichtes an:

„Der Feind hatte sein Centrum auf den vortheilhaften Höhen von Kulm, stützte seinen rechten Flügel an die waldigen und steilen Abfälle des Gebirgs, und hatte mit dem linken Flügel die waldige Kuppe zwischen Neudorf und der Ziegelhütte, und die letzten Abfälle des Strissowitzer Berges stark besetzt."

„Der commandirende General Barklay de Tolly befahl dem F. M. L. Grafen Colloredo mit seiner Division von Sobochleben rechts abzumarschiren, und durch den Rideau gedeckt, die Höhe rechts von Karwitz zu gewinnen."

„Die Division Bianchy folgte der Division Colloredo, liess aber die Brigade des Prinzen Hessen-Homburg bei Sobochleben *en reserve* zurück. Der russ. kais. General Knorring mit einigen Pulks Kosaken, den tartarischen Uhlanen, dem Garde-Cürassier-Regimente und einigen Batterien reitender Artillerie, war dem F. M. L. Colloredo beigegeben, und sollte den Angriff auf die sanfte Höhe zwischen Karwitz und Neudorf beginnen. Während der linke Flügel hier angegriffen und wo möglich umgangen werden sollte, hatte General Kleist, wie er selbst hiezu den Vorschlag gemacht hatte, den Befehl von Fürstenwalde nach Nollendorf zu marschiren, den Feind im Rücken anzugreifen, und ihm den Rückzug abzuschneiden. — Der russische linke Flügel war bestimmt, den feindlichen rechten Flügel vom Gebirge zu vertreiben.“

„Sobald Colloredo mit der Tête der Colonne seine Bestimmung erreicht, und die feindliche Stellung recognoscirt hatte, erkannte er die Nothwendigkeit und den Vortheil, die steile Höhe, auf welcher das Dorf Strissowitz liegt, und welchen nicht hinlänglich zu besetzen der Feind den Fehler begangen hatte, zu gewinnen, und so den linken feindlichen Flügel zu umgehen. — Er liess das Regiment de Ligne in 3 Colonnen diesen Berg ersteigen und die Brigade Chiesa demselben nachrücken. Das Regiment Czatorisky besetzte Karwitz; die Brigade Abele blieb zur Unterstützung des Angriffs des Generals Knorring bei Neudorf; die Division Bianchy marschirte auf der Höhe hinter Karwitz auf.“

„Diese Bewegung geschah mit Schnelligkeit und Ruhe unter dem heftigsten feindlichen Artilleriefeuer. Sobald die Infanterie eingetroffen war, rückte General Knorring mit seiner Cavallerie und reitenden Artillerie rasch gegen die mit mehreren feindlichen Regimentern besetzte Höhe zwischen Karwitz und Neudorf vor. Dieser Angriff geschah mit einem Muth und einer Entschlossenheit, die nicht übertroffen werden können. Knorring warf die feindliche Ca-

vallerie, eroberte 3 Kanonen und rückte nun, unterstützt von der Brigade Abele, gegen Kulm vor.“

„Zu gleicher Zeit hatte Colloredo den Feind auf der Höhe von Strissowitz angegriffen. Das linksstehende Bataillon von De Ligne unter dem Major Watrich, warf ihn mit dem Bajonnet in grösster Unordnung über den steilen Abhang des Berges gegen die Ziegelhütte, mit den zwei übrigen Bataillonen rückte Colloredo rechts in die Ebene hinab bis hinter das Dorf Auschine und liess die Brigade Chiesa nachmarschiren. Durch den heldenmüthigen Angriff des Generals Knorring und die Vorrückung der Brigade Abele war die Verbindung Colloredo's mit diesem Theil seiner Division in der linken Flanke des Feindes hergestellt. Er führte seine Batterien auf, deren Feuer in dieser Stellung verheerend in den feindlichen Reihen wühlte.“

„In diesem Augenblick fing das Corps des Generals Kleist an, bei Nieder-Tellnitz zu debouchiren. Der Feind erkannte die Gefahr seiner Lage, und warf sich mit grosser Uebermacht auf die Tête des preussischen Corps. Die feindliche Cavallerie, beinahe ohne Spielraum, suchte sich auf der Chaussée von Nollendorf einen Weg zu bahnen, während die Infanterie noch hartnäckig Kulm vertheidigte, und das Gros Arbesau und die dortigen vortheilhaften Höhen besetzt hielt. — Der Schrecken der feindlichen Cavallerie hatte die Wirkung der äussersten Kühnheit. Sie stürzte über die vordersten Abtheilungen des Kleistischen Corps und einige Batterien — von denen sie die meisten Pferde erstachen — unaufhaltsam gegen die Höhe von Nollendorf, über welche sie ihre Rettung versuchte.

Kaum hatte sich Colloredo von der Ankunft des Corps des General Kleist und von dem augenblicklichen Gedränge überzeugt, als er sich entschloss mit den 2 Brigaden, mit denen er bei Auschine angekommen war, den linken Flügel der feindlichen Reserve anzugreifen, hiedurch dem Corps des General Kleist die Hand zu bieten, und es von der Uebermacht, mit der es zu thun hatte, zu dega-

giren. Colloredo rückte mit den Regimentern De Ligne und Czatorisky gerade gegen das Dorf Arbesau, die Brigade Chiesa folgte. Das Dorf wurde ungeachtet des hartnäckigsten Widerstandes mit dem Bajonnet erstürmt, der Feind bis auf die Höhe hinter demselben geworfen und seine Communication mit Nollendorf abgeschnitten. Die Cavallerie des Generals Kleist und die Brigade des Generals Pirk entwickeln sich nun, und nahmen mit ausserordentlicher Tapferkeit Antheil an dem Ruhm des Tages."

„Zugleich drang General Knorring unterstützt von der Brigade Abele, von welcher das Regiment Argenteau den Feind mit dem Bajonnet geworfen, und 11 Kanonen genommen hatte, — und der General Graf Sorbenburg mit dem Regimente E. H. Johann Dragoner unaufhaltsam zwischen Kulm und Auschine vor."

„Dieser General machte mit dem braven Regimente mehrere glänzende Attaken, während dem allgemeinen Rückzuge des Feindes von Kulm. Er eroberte 12 Kanonen, hieb eine Menge Feinde zusammen, nahm 1400 Mann gefangen und machte zwei preussischen Landwehr-Bataillonen Luft, die dann vereint mit ihm den Feind mit grosser Tapferkeit anfielen. Die russische Cavallerie hieb mehrere feindliche Massen nieder."

„Die Division Bianchi rückte bis Schandau vor und F. M. L. Colloredo liess nach der glänzenden Attake von Johann Dragoner den Feind durch 1 Bataillon Eszterházy und 1 Davidowich mit dem Bajonnet angreifen, und bis in den Wald verfolgen, wo sie mehrere Gefangene machten."

„So wurde auf dem rechten Flügel unter den Augen des Oberbefehlshabers F. M. Fürst Schwarzenberg die völlige Niederlage des Feindes entschieden, der nun von allen Seiten gedrängt und verfolgt, von dem sich immer mehr conzentrirenden Feuer unserer und der so sehr ausgezeichneten russischen Artillerie geängstigt, in unordentlichen Massen gegen seinen rechten Flügel floh, und im Gebirge seine Zuflucht suchte. — Aber auch hier waren die Waffen

der Alliirten vollkommen siegreich. Der General Prinz Philipp von Hessen-Homburg und der russ. kais. General Rajewsky mit seinen braven Grenadieren, hatten diesen, auf den vortheilhaftesten waldigen Abfällen postirten Flügel, nach der mühevollsten Ueberwindung aller Hindernisse, und einem sehr hartnäckigen Kampfe von Höhe zu Höhe getrieben, und auch von dieser Seite Kulm umgangen.“

„Der Feind wich nun von allen Seiten. Das Garde Husaren-Regiment benützte den entscheidenden Augenblick, hieb in die feindliche Infanterie, und eroberte mit den Grenadieren und der Brigade Hessen das ganze Geschütz seines rechten Flügels.“

„Der Prinz von Württemberg vertrieb den Feind gänzlich von den Höhen von Kulm, und Se. k. H. der Grossfürst Konstantin vollendete die Niederlage, indem er mit der ersten und zweiten Cürassier-Division so schnell vorrückte, dass er dem Feinde die Möglichkeit benahm, sich wieder zu formiren.“

„Der Generallieutenant Miloradowich und Fürst Gallizin verfolgten mit dem General Ziethen die über Nollendorf entflohene Cavallerie bis Peterswalde.“

„Der Sieg war vollkommen. Nur wenige zerstreute Haufen entkammen dem Tode oder der Gefangenschaft, und erkletterten die steilen Gebirge um sich zu retten. Das ganze Geschütz dieses Corps 81 Kanonen, 2 Adler, 2 Fahnen, alle Equipagen und Fuhrwerke fielen in unsere Hände, und unter der Zahl von 8000 Gefangenen, nebst welchen noch mehrere tausend Versprengte eingebracht worden sind, befand sich General Vandamme selbst — der von einer Abtheilung von Johann Dragoner und Kosaken zugleich fest genommen wurde, dann General Haxo, der dem ersten von Napoleon als Rathgeber zugeschickt worden war, und die Generale Gouyot und Heimbrod. Letzterer ist an seinen Wunden gestorben, und die Generale Prinz Reuss und Montesquieu-Fesenzac blieben auf dem Platze.“

„Die wetteifernde Tapferkeit aller alliirten Truppen, das unaufgeforderte gegenseitige Zusammenwirken der Generale und aller Truppen-Commandanten, und die erhöhte Achtung welche Russen, Preussen und Oesterreicher an diesem Tage wechselseitig für einander empfanden, schlossen die Bande dieser für den erhabenen Zweck der Unabhängigkeit von Europa kämpfenden Armeen, noch enger, und erregten in jeder Brust den Wunsch nach ähnlichen neuen Thaten.“

Dies ist der wahre Verlauf der Schlacht von Kulm am 30. August 1813, nach dessen Kenntniss Niemand mehr sein wird, der, wie die „Allg. augsb. Zeitung“ dem General Barklay und dem Herzog von Württemberg die Hauptrollen in diesem kriegerischen Drama allein ertheilt. Lassen wir bei Seite, dass der für sein Benehmen in der Schlacht weit ausser seiner Tour zum Feldzeugmeister ernannte Graf Hieronymus Colloredo durch den gelungenen Sturm auf Arbesau, und die Division Bianchy durch den erfolgvollen Angriff auf Vandamme's linken Flügel, der längst geschlagen war, bevor noch Colloredo bei Arbesau, und Kleist bei Tellnitz eintrafen, das Meiste zum Siege beigetragen, dass Colloredo's Division allein 30, das Regiment Argenteau 11 und das Regiment Johann-Dragoner 12 Geschütze, die Oesterreicher also von den feindlichen 81 Kanonen allein 53 Stücke genommen, und bleiben wir bei dem was der Schlusssatz des Schlachtberichtes sagt: „dass die wetteifernde Tapferkeit aller alliirten Truppen, der Russen, Preussen und Oesterreicher, die Achtung gegen einander erhöhte, die Bande unter ihnen fester schloss,“ — so werden wir die richtige Mitte treffen.

Indem wir dann jedem das Seine geben, müssen wir unsern frühern Ausspruch wiederholen, mit dem wir dem Generalen Ostermann den am 29. August wohlerworbenen Namen des Helden von Kulm beilegten. Mögen sich dann Barklay, Colloredo, Bianchy und Kleist in den Ruhm des Tages vom 30. August theilen, am wenigsten gehört der

Name des Helden von Kulm dem letztern, der sich eigentlich nur für seine Haut zu wehren hatte. Dass General Kleist das Prädicat von Nollendorf führt, gibt noch keinen Beweis dafür, dass ihm und seinem Corps die Krone für die Schlacht von Kulm gebühre, da auch der tapfere Oberst Möse der österreichischen Armee sich dies Prädikat erwarb.

Neun und vierzig Jahre sind vorüber seit dem Siege von Kulm, und man mag es mir auf's Wort glauben, dass mir als Augenzeuge und Mitkämpfer die Zeit und Thatverhältnisse jener denkwürdigen Tage noch so vor Augen stehen, als wenn ich sie gestern erst erlebt hätte. Noch sehe ich die colossale Figur Vandamme's ohne Hut und Säbel, von Dragonern und Kosaken geleitet, an mir vorüber ziehen, so wie ich mich recht gut der Scene erinnere, die bei seiner Abreise von Töplitz auf dem Platze vor dem Fürst Klary'schen Palast statt hatte.

Es war der Moment, als die russischen Garden am 1. September durch Töplitz marschirten, um in der Nähe Cantonirungsquartiere zu beziehen. Die Monarchen standen zu Fuss an der Strasse und liessen die Truppen an sich vorbei defiliren, und eine grosse Menge Volks füllte den Platz, wo die Monarchen standen. Hinter dieser Menge stand das höchst einfache ländliche Postkalesch, auf welchem General Vandamme der Abfahrt harrte, die durch den Truppenmarsch für den Augenblick suspendirt war.

Als das Defiliren der Truppen vorüber, eilte der Kaiser Franz in Begleitung seines General-Adjutanten F. M. L. Baron Kutschera seine Wohnung im Schlosse zu gewinnen, wobei er unweit der Stelle vorüberging, wo das Postkalesch mit dem französischen Generalen stand, als auf einmal von diesem der Ruf: „*Votre Majesté, Votre Majesté!*“ erschallte. Der Kaiser sich umsehend erkannte den General Vandamme, trat gegen den Wagen mit den Worten: „*Que voulez-vous Général?*“ Dieser antwortete: „*J'ai beaucoup à me plaindre de l'injustice de l'empereur Alexandre, on me met ici*

sur un chariot de bourreau, sans argent, sans domestique", Kaiser Franz unterbrach ihn mit den Worten: *„L'empereur Alexandre est un prince très juste, il ne Vous traitera que justement,"* und sich vom Generalen abwendend, sagte er zu Kutschera auf deutsch: „Wenn er halt kein Geld hat, muss mer ihm doch an's geben," wandte sich dann dem Schlosse zu. Aber kaum hatte er den Rücken gewandt, da trat der Grossfürst Constantin zu Vandamme's Wagen und haranguirte ihn in einer Art von Wuth darüber, wie er sich unterstanden habe, den Kaiser von Oesterreich anzurufen, ertheilte ihm die grässlichsten Epitheta und befahl dem Postillon auf der Stelle seine Pferde in Bewegung zu setzen, welches dann auch unter dem Gejohle des nachdrängenden *regis ad exemplum* schimpfenden und den Wagen mit Koth bewerfenden Volke geschah. Ich war selbst Zeuge des ganzen Auftritts.

Persönlich hatte ich am Tage der Schlacht eine eigenthümliche Begegnung mit einem alten Kameraden. Es ist bekannt, dass Napoleon beim Presburger Frieden alle in der österreichischen Armee dienenden, aus den seiner Macht unterstehenden Ländern gebürtigen Individuen mit dem Banne belegte, wenn sie nicht den österreichischen Dienst verlassen und heimkehren würden. Unter diesen war auch ein Lombarde von guter Familie mit Namen Cangini. Dieser diente mit mir im Kronprinz Cürassier-Regiment als Oberlieutenant in der nämlichen Schwadron. Nach dem Wiener Frieden zurückberufen durch das Interdict Napoleon's, verliess er das Regiment, ging in sein Vaterland und trat, da er ein bildschöner Mann war, in die Garde des Vicekönigs Eugen. Gegenwärtig in der Suite des Kaisers Napoleon, war er von diesem mit einem Befehle an den General Vandamme geschickt worden, und theilte gleiches Schicksal mit ihm gefangen zu werden. Im Begriff nach der Schlacht gegen Abend in das Hauptquartier nach Töplitz zu reiten, holte ich die beiden Gefangenen ein und erkannte sogleich Cangini. Auf den

Ruf seines Namens wandte er sich schnell um, aber auch eben so schnell wieder zurück, vielleicht wollte er nicht erkannt sein. Ich aber ritt auf ihn zu, wo er dann sich auch gleich des alten Kameraden erinnerte, und mir sein Schicksal klagte, das um so trauriger für ihn war, als er verheirathet und seine Frau mit dem noch ungebornen Erstling zurückgelassen hatte. Im Hauptquartier angekommen verwandte ich mich beim Chef des Generalstabs F. M. L. Graf Radetzky für ihn, durch dessen Vermittlung beim F. M. Fürst Schwarzenberg er freigelassen und ihm ein Pass ertheilt wurde, ungehindert zu den Seinigen zurück zu kehren.

Wieder zu den kriegerischen Ereignissen bei Kulm zurückkehrend, so waren die Gefechte am 17. und 18. September, der letzte Versuch des französischen Kaisers in Böhmen einzudringen, der mit dessen völligem Rückzuge am 19. in seine festen Lager bei Gieshübel und Königstein endete.

In der Nacht vom 19. auf den 20. wurde die Brücke am Königstein, durch vier österreichische, bei der Festung Theresienstadt vorgerichtete Brander zerstört.

Ich habe schon früher erwähnt, dass ich am 27. August Abends vom Schlachtfelde aus, vom F. M. L. Grafen Radetzky mit Befehlen voraus nach Altenberg gesendet worden.

Als ich mich Dippoldiswalde näherte, wurde ich schon im Halbdunkel vom Obersten Grafen Latour, Chef des Generalstabs des III. Armee-Corps, eingeholt, der später als Kriegsminister im Jahre 1848 ein so schaudervolles ungerechtes Ende nahm. Auch er wollte noch in der Nacht Altenberg erreichen, es war schon völlig finster als wir nach Dippoldiswalde kamen, wo ich dem Obersten den Vorschlag machte, einen Boten mit einer Leuchte dort zu requiriren. Er war damit einverstanden, der Bote war auch bald verschafft. Als wir zur Stadt hinausritten, machte ich den Obersten aufmerksam, ob es nicht gut sein dürfte den

Boten, der ein listiger Bursche schien, mit einem Fouragierstricke zwischen die Pferde unserer Ordonnanzen zu binden, und sie voraus reiten zu lassen, damit er nicht entfliehen könne. Graf Latour nahm den Antrag beinahe übel, weil er diese Maassregel entwürdigend für den Boten hielt, der leicht vor uns her schwebte. Allein wir waren kaum 1000 Schritte geritten, als es sich zeigte wie sehr ich Recht hatte. Die Strasse bildete hier einen Hohlweg, dessen Böschungen sehr steil waren; auf einmal griff der Bursche das Pferd des Obersten bei den Zügeln und sagte: „Hier links oben ist der Weg viel besser,“ das Pferd zugleich an der Böschung hinaufziehend. Als dann das Pferd auf der Höhe war, löschte er schnell die Leuchte aus und fort war er. Wenn nun freilich der Oberst bedauerte, meinem Rathe nicht gefolgt zu haben, so blieb für mich nichts übrig, als nach Dippoldiswalde zurück zu reiten um einen neuen Boten zu holen, bei dem ich dann gleich die früher vernachlässigte Vorsicht anwandte, und ihn mit einem Fouragierstrick an den Steigbügel meiner Ordonnanz binden liess; die Nacht war in so tiefe Finsterniss gehüllt, dass wir wirklich ohne Licht nicht fortgekommen wären, so aber erreichten wir anstandlos Altenberg.

Eine grosse Calamität bei diesem Rückzug war der Hufbeschlag; auf den sowohl vom Regen durchweichten lehmigten Feldwegen, wie in den steinigten Gebirgsstrassen litt dieser sehr, und es entstand darin schon in Altenberg eine grosse Noth; es war ein Glück für mich zeitig genug dahin zu kommen, und gleich beim Anbruch des Tages einer der ersten in der Schmiede zu sein.

Ehe ich in der Aufzeichnung der Erinnerungen aus meinem Leben fortfahre, muss ich vor Allem hier ein in meinem Vorworte ausgesprochenes Bekenntniss wiederholen, nämlich dass es nicht so sehr die unbedeutenden eigenen Begebenheiten sind, denen ich meine Feder leihe, sondern der Drang, dem Gefühle der Verehrung Raum zu geben, welches sicher jeden Soldaten der Feldzüge 1813 und 1814

wenn er der Gerechtigkeit huldigt, zu dem Helden hinzieht, der siegreich die Heere von Halbeuropa nach dem Brennpunkte führte, von dem seit 25 Jahren alles erdenkliche Unheil ausgegangen war — nach Paris; der im Zeitraume von 8 Monaten wieder zerstörte, was eine nie noch dagewesene Revolution zur Schande und zum Schaden der Menschheit in zwanzig Jahren aufgerichtet hatte — das erste französische Kaiserreich!

Mein Dienst im General-Quartiermeisterstabe in den Feldzügen von 1813 und 1814, hat mir das Glück gewährt, immer in der Nähe des obersten Heerführers der Armeen, des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg zu stehen. Durch meine Stellung zum Generalen Langenau zuerst, und später zum F. M. L. Graf Radetzky, dem Chef des Generalstabs selbst, mehr als viele andere in der Lage, den Gang der Begebenheiten zu beurtheilen, war es wohl natürlich, dass sich meine ganze Aufmerksamkeit auf den Mann richtete, der ausgezeichnet durch alle Tugenden, die den edlen Menschen, den Helden und Staatsmann bezeichnen, der unter den schwierigsten Umständen, das grösste der seit dem Fortschritte der Civilisation bestandenen Heere befehligte, und der nicht allein den Feind vor ihm, sondern mehr noch die, seinem Thun und Lassen entgegenstrebenden falschen und bösen Geister zu bekämpfen hatte, die in seinem Hauptquartier ihre Herrschaft zu entwickeln suchten. Möge es mir daher gestattet sein, indem ich bei dem Aufzeichnen meiner geringen eigenen Erlebnisse dem Gange der Ereignisse folgend, allen mir bekannt gewordenen Schriftstellern der verschiedenen Nationen entgegen zu treten, die es sich mehr oder weniger zum eigenen Geschäfte gemacht haben, an dem wohlerworbenen Ruhme des siegreichen Feldherrn zu mäkeln. Dem Zeitgenossen, dem Augenzeugen, dem Mitkämpfer liegt daher die Pflicht ob, als Waffengenosse des von ihm hochverehrten Feldherrn, vor seinem Austreten aus der Welt, dieser, sein Wissen in dieser Hinsicht nicht vorzuenthalten;

dass bei dieser Arbeit die strengste Wahrheit mein Ziel ist, wird man dem mit einem Fusse im Grabe stehenden Greise, der für jene denkwürdige Zeit das schärfste Gedächtniss zurückbehalten hat, um so mehr glauben, als ich meine, stolz darauf sein zu können, in Allem, was ich bisher über diesen Gegenstand bekannt gemacht, nie einem gegründeten Widerspruche begegnet zu sein.

Hat nun Unwissenheit, Eigendünkel, Neid und Scheelsucht, vereint mit kühner Anmaassung und einer frechen Treulosigkeit, die scharfen Zähne an dem Ruhme des Helden gewetzt, so ist das ein Schicksal, welches er mit allen grossen Feldherren gemein hat, denn nie ist wohl einer aus der Welt gegangen, dessen Thaten und Wirken nicht dem ungerechten Tadel unberufener, frecher Splitterrichter Preis gegeben waren.

Urtheile über solche, in den Zeitblättern niedergelegt, entschwinden dem Gedächtnisse wohl früher, als mit dem Absterben einer Generation; selbstständige Werke, wenn sie es verdienen, sind eher geeignet auf die Nachwelt überzugehen, und so hoffe ich, dass die gegenwärtige Arbeit, wenigstens in ihrer Dauer jenen gleich stehen wird, die zu widerlegen sie bestimmt ist, um zu verhüten, dass nicht freche Unwahrheiten dem Buche der Weltgeschichte einverleibt werden.

Aber nicht der Feldherr allein ist es, der unter den Schmähungen der Ungerechtigkeit zu leiden hat, auch mein theueres Vaterland und sein erhabener Kaiser Franz I. theilen mit ihm gleiches Schicksal; auch ihnen daher gehört meine ganze Theilnahme, die ich hier an Tag zu legen suchen werde.

Allen Schriftstellern, die über jene ereignissvolle Zeit geschrieben, die man im wahren Sinn des Wortes nicht Geschichtschreiber nennen kann, weil sie nicht bei den Thatsachen bleiben, sondern oft ihre eigenen Combinationen — Phantasien — der Wahrheit unterstellen, entgegen zu treten, ist mir wohl nicht möglich, die Arbeit möchte meine

Lebensdauer übersteigen, indem ich sie aus allen Nationen hervorzusuchen hätte; ich nehme daher nur die nächsten als Hauptanhaltspunkt für meine Arbeit, einen Deutschen, den sächsischen Obersten Aster; einen Preussen den Major a. D. Dr. Beitzke und einen Russen den Generallieutenant Danilewsky, und werde mehrere andere nur vorübergehend ins Mitleid ziehen. Bevor ich jedoch mich zu diesem Geschäfte wende, muss ich vor Allem die Leser um geneigte Entschuldigung bitten, wenn sie bei den Entgegnungen gegen die Angaben fremder Schriftsteller auf mehrfache Wiederholungen stossen; machen diese dem Kaiser von Oesterreich und seinem Feldhern oft gleichlautende Vorwürfe, so habe ich bei der Gefahr mich öfter zu wiederholen, dennoch geglaubt, auf die Geduld der Leser sündigen zu dürfen, weil man die Wahrheit nicht oft genug sagen kann, damit ihr Glauben geschenkt werde, wogegen die Lüge gewöhnlich viel eher Eingang findet; und somit rechne ich auf wohlwollende Nachsicht.

Da nun der Preusse Beitzke in seinem Werke über den Befreiuungskrieg der Jahre 1813 und 1814 Alles übertrifft, was man von einem schmähenden, höchst arroganten, kriegsunerfahrenen, vom exclusiven Preussenthum und exaltirtesten Oesterreichhasse inveterirten Schriftsteller erwarten kann, und ich mich am meisten mit ihm zu beschäftigen haben werde, so mag er auch den Reihen eröffnen. Bevor ich zu seinen Werken gehe, möge es mir erlaubt sein ein paar Worte über ihn selbst zu sagen. Bei einem Kriegsgeschichtschreiber, wenn er selbst Soldat ist, was er gerechterweise sein soll, setzt man kriegerische Erfahrung voraus; nun aber scheint Major Beitzke, der seit Kurzem, ich weiss nicht von welcher Facultät und auf welcher Universität zum Doctor promovirt worden ist, die Jahrzahl, die wir schreiben, kaum erreicht, sicher nicht überschritten zu haben, da er 1813 und 1814 noch nicht Soldat war, und den Feldzug 1815 daher nur als Rekrut mitgemacht haben kann. Da nun Preussen seit dieser Zeit in keinen

Krieg verwickelt war, so hat Herr Beitzke wohl keinen Feind gesehen, kann daher von Schlachten und Gefechten nur sprechen wie der Blinde von der Farbe; ist somit wie er dies Seite 31 des dritten Bandes selbst gesteht, als kriegsgeschichtlicher Schriftsteller nur der Nachbeter Anderer.

Geht man nur im Allgemeinen das Ganze des Beitzke'schen Werkes durch, so findet man, dass, so oft von dem Feldmarschalle Fürst Schwarzenberg oder von Oesterreich, seinem Kaiser und seiner Armee die Rede ist, nur Anmaassung und grundlose Schmähung die Feder führt; man findet, dass ein Mann, der ein Hauptquartier vielleicht nur kaum von weitem, sicher aber keines wie das hundertköpfige grosse Hauptquartier des Oberbefehlshabers der verbündeten Heere, des F. M. Fürsten Schwarzenberg in der Nähe gesehen, in welchem dem Feldherrn eine Welt von Inconvenienzen auf den Schultern lag, sich ein Urtheil anmasst über Personen, die man nur selbst gekannt, über Dinge, die weit über seinen Horizont gehen, und die man nur selbst gesehen und erfahren haben muss, um sie gerecht würdigen zu können; man findet, dass er den ersten Grundsatz des Geschichtschreibers vergisst, nur Thatsachen, das Geschehene in seinen Bericht aufzunehmen, und statt eine wahre Geschichte zu schreiben, er eine politisch-militärische Satyre über Oesterreich, seinen Kaiser, seinen Feldherrn, seine Armee der Welt zum Besten gibt, und so den Namen eines Kriegsgeschichtschreibers schändlich missbraucht.

Zu diesem Manne, zu seinem Werke wende ich mich zuerst, um seines Urtheils über die Schlacht von Dresden zu erwähnen, das er in der zweiten Auflage seines Werkes Seite 67 zu fällen sich erlaubt. „Die Unternehmung auf Dresden," sagt er, „und die Dresdner Schlacht, geben ein wahres Musterbild der Schwäche der Coalitionen." Das ist ein schon oft erwiesener Satz über Coalitionen, dem nicht zu widersprechen ist. Sagt er aber ferner: „Nur zu

deutlich zeigt sich die Unfähigkeit des Oberfeldherrn, der bei andern Verhältnissen den Oberbefehl verloren haben würde. Aber er ist nicht allein schuldig, denn es findet eine beständige Einmischung der anwesenden Monarchen, je nach ihrem eigenen Interesse, auf jede grössere Bewegung des Heeres, auf die einzelnen Maassregeln der Schlacht statt. Besonders ist es wieder der Kaiser Alexander, der sich am thätigsten einmischt; er muss auf's Neue erfahren, dass er nicht glücklich in seinen Anordnungen ist u. s. w.", so antworte ich ihm und frage: Kann es wohl einen grösseren Widerspruch geben, als den Feldmarschall der Unfähigkeit zu zeihen, wo der Autor eine Zeile weiter im Grunde alle Schuld von ihm wegnimmt, indem er selbst gesteht, dass die Monarchen durch ihre Einmischung dem Feldmarschall Fürst Schwarzenberg den Befehl unmöglich machten, und dass der Kaiser Alexander auf's neue erfahren muss, dass er in seinen Anordnungen nicht glücklich ist?

War Fürst Schwarzenberg überhaupt Herr die Entschlüsse auszuführen, die er für nöthig hielt, konnte er die Hindernisse überwinden, die ihm schon beim Beginn des Zusammenziehens der verschiedenen Truppentheile in ein Ganzes entgegen standen?

Und dem Manne, der seiner grossen Aufgabe sich bewusst, durch keine Widerwärtigkeiten sich abschrecken liess sie zu erfüllen, und der sie auch, was dem Autor als er die Blasphemie niederschrieb, sehr gut bekannt war, siegreich ausgeführt hat, diesem Manne Unfähigkeit anzudichten, ihm sogar das Commando nehmen zu wollen, dazu gehört doch wohl die dünkelhafteste Anmaassung eines — unstreitig talentvollen — aber als Preusse vom Hasse gegen alles was Oesterreichisch ist, auf's höchste verblendeten Schriftstellers, der schon aus dieser Ursache sich unfähig zeigt, das widrige Zusammentreffen der Umstände zu würdigen, und diese ganz vergessend, die Fehler Anderer dem Feldherrn zur Schuld zu schreiben sich erkühnt.

Geht man in die Sache selbst ein, so trug der verspätete Angriff die Schuld des Misslingens der Operation, die eigentlich auf einen Handstreich auf Dresden, in Abwesenheit Napoleon's mit seinem Heere, berechnet war.

„Der Feldmarschall,“ sagt uns Herr von Prokesch in seinen Denkwürdigkeiten aus dem Leben des F. M. Fürsten Schwarzenberg, „das Terrain kennend, wünschte schon am 21. August die Spitzen aller Abtheilungen über das Erzgebirge zu bringen. Nicht vorauszusehende Hindernisse liessen dies erst am 23. geschehen. Vor Dresden angelangt, ordnete der Fürst noch am 25. den Angriff. Die Ermüdung der Truppen, die nachmittags um 4 Uhr noch nicht alle auf ihren gegebenen Plätzen angekommen waren, und die sich darauf stützende bestimmte Erklärung des russischen Feldherrn, heute nicht angreifen zu können, machte die Unternehmung auf den 26. verschieben.“

„Dieser Aufschub,“ sagt ganz richtig Herr von Plotho, in seiner Geschichte des Befreiungskrieges der Jahre 1813 und 1814, „war es, welcher dem beabsichtigten Angriff die Möglichkeit eines glücklichen Erfolgs entriss, denn am 26. stand Napoleon mit dem grössten Theile seines Heeres schon bei Dresden, und so wurde, was am 25. noch geschehen konnte, am 26. unmöglich. Noch waren die unter dem Fürsten verbundenen Kräfte zu neu unter sich, zu wenig eingewohnt in diese Verbindung, als dass sie leisten konnten, was eine gleiche Zahl Truppen von einem und demselben Volke geleistet haben würde.“

Dies ist die gerechte Ansicht, die man erlangt, wenn man ohne Parteisucht die Sache vom Standpunkte der Vernunft betrachtet.

Trotz des Verlustes bei Dresden, war doch der strategische Zweck der Bewegung erreicht; Napoleon war von Blücher abgezogen, den er vielleicht vernichtet haben könnte, da er allein stand, der aber dann nach dessen Abzug, den rechten Zeitpunkt erfasste, um den ihm gegenüberstehenden Macdonald völlig zu Grunde zu richten.

Zu Beitzke zurückkehrend, wird man es höchst lächerlich finden, ihn behaupten zu hören, dass Oesterreich (S. 68) ohne das Zufällige — wohl nicht zufällige, — sondern durch die Tapferkeit der Oesterreicher, Russen und Preussen errungene Glück bei Kulm, vom Bunde abgetreten sei; aber es ist nicht allein eine Lächerlichkeit dies zu behaupten, sondern eine Infamie, die auf den Autor zurückfällt, wie es eine Unwahrheit ist, Fürst Schwarzenberg habe an Blücher geschrieben, ihm mit 50.000 Mann in Böhmen zu Hilfe zu kommen, und eine unsinnige perfide Lüge, Fürst Metternich sei so erschrocken und ausser Fassung gewesen, dass er einen Unterhändler an Napoleon nach Dresden geschickt, um vorläufig einzulenken.

Auch ohne den Sieg bei Grossbeeren und an der Katzbach wäre in der Hauptsache nichts verloren gewesen, denn wäre Napoleon dem Fürsten nach Böhmen gefolgt, so würde dieser sich langsam und fechtend wenn auch bis Prag, zurückgezogen haben, an dem Kronprinzen und Blücher sei es dann gestanden, das Ihrige zu thun, und Napoleon würde sich wohl gehütet haben, dem Fürsten früher zu folgen, bis er nicht mit den beiden andern fertig gewesen wäre.

Was dann Beitzke davon fabelt, dass man im grossen Publikum von der ganzen Unternehmung nichts erfahren, dass es gewesen wäre, als wenn das grosse böhmische Heer gar nicht vorhanden gewesen wäre, und die erste gründliche Darstellung erst 1844 durch den sächsischen Obersten Aster geliefert worden sei, so verweise ich ihn auf die vor mir liegende, detaillirte österreichische, in der k. k. Staatsdruckerei in Wien 1813 gedruckte Relation, sowohl der Schlacht von Dresden als jener von Kulm, welche die Behauptung, als sei darüber nichts kund gemacht worden, Lügen straft.

Ich gehe zur Sache zurück.

Am 3. October begann die Armee wieder die sächsische Grenze bei Kommotau zu überschreiten, und nahm

ihre Richtung gegen Leipzig. Ich wohnte hier einer Scene bei, die wieder den Beweis für den Satz: kleine Ursachen, grosse Wirkungen, liefert: Der als Feldzeugmeister und Baron verstorbene, damals eben zum Major im Generalstab avancirte Hauptmann Augustin, hatte beim Ueberschreiten über die Grenze einen Wortwechsel mit dem Generalen Langenau, der anfangs gerne einen etwas barschen Ton annahm, was die Officiere eines wissenschaftlichen Corps, wie der österreichische Generalstab, nicht gewohnt waren. Ich weiss zwar nicht mehr, um was es sich handelte, allein es zeigte sich: dass Langenau im Unrecht war, um nun diese beiden Herren, von denen auch Augustin eine für den Generalstab bedeutende Persönlichkeit war, für die Zukunft von einander entfernt zu halten, sandte Graf Radetzky Augustin als österreichischen Militär-Commissär in das Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden, und von diesem Augenblicke datirt sein schnelleres Fortkommen und das Erreichen seiner hohen wissenschaftlichen Stellung; denn bei den Schweden sah Augustin die ersten congrevischen Raketen, interessirte sich für diese Waffe, reichte darüber eine Denkschrift ein, wurde nach dem Frieden 1814 nach England geschickt, um sich genau in die Geheimnisse der Raketen einzustudieren, und sein Genie verbesserte dann so lange an der Zusammensetzung und dem innern Gehalt der Raketen, bis er sie auf den hohen Grad der Ausbildung brachte, in welchem sie gegenwärtig vor denen aller andern Armeen, in der österreichischen hervorleuchten.

Am 12. October war das Hauptquartier des F. M. Fürsten Schwarzenberg in Chemnitz. Von hier aus wurde ich vom Grafen Radetzky am 13. an den russischen Generalen Knorring geschickt, der mit einem Streifcorps von Kosaken in Oederan stehen sollte, mit dem Auftrage ihn anzuspornen, Freiburg zu besetzen, von dort über Nossen gegen Meissen zu streifen, um Nachrichten von Napoleon und seiner Armee zu erhalten, hauptsächlich die dortigen

Strassen unsicher zu machen. Ich verliess Chemnitz und um nach Oederan zu kommen, hatte ich die vereinigten Flüsse Tschoppa und Flöha zu passiren. In den Gefechten an der Flöha am 6. October waren alle Brücken über die durch den häufigen Regen hoch angeschwollenen vereinten Flüsse zerstört worden, und nur einen einzigen Fischerkahn fand ich am diesseitigen Ufer; da die Strömung zu stark war, um den Versuch zu wagen, mit den Pferden hinüber zu schwimmen, so liess ich mein und das Pferd meines Stabsdragoners absatteln, die Rüstungen in den Kahn legen, die Pferde daran mit den Zügeln festbinden, und so brachten uns ein paar starke Ruderer glücklich an das jenseitige Ufer. Ich erreichte dann bald Oederan, wo ich den Generalen Knorring nicht fand, ich erhielt nur die Kunde, dass in Frauenstein Russen ständen. Aufmerksam gemacht durch meine eigene Gefahr, konnte ich auch die äusserste Nothwendigkeit, der ungehinderten Verbindung zwischen den Truppen die bei Dresden standen, und dem grossen Hauptquartier nicht verkennen. Mein Erstes daher war, dem Magistrate von Oederan den gemessensten Befehl zu ertheilen, dahin zu wirken, dass in Zeit von 24 Stunden eine für jede Waffengattung fahrbare Brücke über die Flöha hergestellt sei, wo ohnehin die gemauerten Pfeiler noch standen. Die erste Einwendung, die mir vom Magistrate gemacht wurde, war, dass nicht ihm, sondern der Herrschaft Frauenstein die Pflicht des Brückenbaues obliege, die zweite war, dass es ihnen an Material dazu fehle. Als ich den Herren dann ernstlich mit dem Zorne des Feldmarschalls drohte, versprachen sie Alles.

Ich ritt nun nach Frauenstein, wo ich wirklich den General Knorring fand, eben im Begriff sich mit seinen Officieren zur Tafel zu setzen, wozu er auch mich freundlich einlud, nachdem ich mich meines Auftrags entledigt, und er versprochen hatte, sogleich nach geendigtem Mahle gegen Freiburg aufzubrechen.

Das Mahl begann mit dem obligaten Glas Brandwein, das ich freilich ablehnte, allein während dem Essen fiel eine merkwürdige Scene vor, wenigstens für einen Oesterreicher eine unerhörte. Es trat nämlich ein Kosaken-Oberst, eine recht stattliche Figur mit einem ungeheuer langen, graugemischten Vollbart in's Zimmer, und machte auf russisch dem General Knorring eine Meldung. Dieser sprang plötzlich auf und auf den Obersten zu, ergriff ihn mit beiden Händen bei seinem Barte, und zauste ihn in der Art, dass eine Menge Barthaare in seinen Händen blieben. Nachdem er ihn dann noch tüchtig ausgescholten, wie das wenigstens sein Ton und seine Mienen zeigten, was dieser Alles demüthig hinnahm, wies er auf eine leere Stelle am Tische, wo sich der Oberst *quasi re bene gesta* hinsetzte, und ganz gemüthlich das fernere Mittagsmal mit uns theilte.

Nach dem Essen, es mochte 3 Uhr Nachmittags sein, brachen wir auf und zogen gegen Freiburg; es dunkelte schon als wir in die Nähe der Stadt rückten, da kam die Meldung von der Avantgarde, dass der Feind um Mittagszeit Freiburg verlassen und in geringer Zahl gegen Nossen gezogen sei; wir hielten also ungehindert unsern Einzug in die Stadt, in der alle Fenster durch dahinter gestellte Lichter erleuchtet waren, und wir mit lautem Hurrahruf empfangen wurden.

Nachdem der General eine Abtheilung seines Freicorps dem Feinde gegen Nossen nachgeschickt, quartirte er sich in dem schönsten Hause auf dem Platze ein, und ich erhielt das Quartier angewiesen, in welchem einige Tage vorher, wenn ich nicht irre, der Rittmeister Puchner einen französischen Generalen aufgehoben — Puchner als General der Cavallerie und Theresienritter vor einigen Jahren gestorben, — dessen Generallieutenants-Patent sich bei einem aufgefangenen französischen Courier gefunden, und vom F. M. Fürst Schwarzenberg ihm in die Gefangenschaft nachgeschickt wurde.

General Knorring kaum in seine Wohnung getreten, arrangirte sogleich einen Ball für die Nacht, wozu der grosse Saal in seiner Wohnung vielleicht ihm die erste Idee angab; schnell waren die Einladungen gemacht, und eine zahlreiche Gesellschaft lustiger Freiburger versammelte sich bald um den ebenso lustigen Generalen, der selbst nicht tanzend, einen um so angenehmern Herrn vom Hause machte, d. h. a conto des Hausherrn. Der General hatte freilich auch für unsere Sicherheit gesorgt, indem allenthalben Posten ausgestellt waren, und Kosaken im Thorwege des Hauses die ganze Nacht hindurch unsere gesattelt und gezäumten Pferde bei Zügel und Steigbügel nur zum Aufsitzen bereit hielten.

Die Unterhaltung dauerte bis zum Anbruch des Tages, es wurde dann aufgesessen und nach Nossen geritten, welches schon von unserer Avantgarde besetzt war, weil der Feind auch hier während der Nacht abgezogen war, indem diese Abtheilung zu den letzten feindlichen Truppen gehört hatte, die von Dresden nach Leipzig marschirt waren.

Nachdem ich jetzt die Absicht meiner Sendung erfüllt glaubte, beurlaubte ich mich vom General Knorring, und rückte wieder in das Hauptquartier ein, welches am 14. in Altenburg eingetroffen war.

Auf dem Rückwege wieder an die Flöha gekommen, hatte ich die Genugthuung, die Brücke in den vergangenen 36 Stunden schon so weit hergestellt zu finden, dass ich schon darüber reiten konnte, und Aussicht vorhanden war, dass sie in einigen Stunden für jede Truppengattung brauchbar sein würde.

Es liegt wohl einige Beruhigung für mich in dem Gedanken, dass meine Vorsicht durch diesen Brückenbau die Möglichkeit veranlasste, dass das I. österreichische Armee-Corps unter dem F. Z. M. Graf Hieronymus Colloredo schon am 17. um 10 Uhr morgens von Dresden her, auf dem Schlachtfelde von Leipzig eintreffen konnte; denn an der

Flöha angekommen, würde es, da ihm eine Brücken-Equipage fehlte, wenigstes 30 bis 36 Stunden aufgehalten worden sein, wenn es erst eine Brücke hätte schlagen lassen müssen, und würde dann am 18. entweder spät oder gar nicht Theil an der Schlacht haben nehmen können. So aber gestattete ihm die vorgefundene Brücke, vor der Schlacht noch eine beinahe 24stündige Rast geniessen zu können.

Am ersten Schlachttage am 16. October wurde ich wie in den Tagen von Dresden verwendet; jetzt immer in der Nähe Langenau's, somit auch in der Nähe des Feldmarschalls, lernte ich mich besser in dem was vorging und was ich sah orientiren, war auch dadurch Zeuge dessen was sich in der Nähe des Feldmarschalls ereignete. Und so bin ich denn im Stande Vieles zu bestätigen oder zu berichtigen, was in manchen von den Schriften vorkömmt, die über die Ereignisse dieser Zeit sprechen. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, die wohl in das Reich der Psychologie gehört, dass jetzt nach mehr als 49 Jahren, mir die Dinge, die ich damals erlebte, in dem Augenblicke wo ich dies schreibe, viel recenter, viel frischer vor Augen stehen, als andere die ich erst seit einigen Jahren erfuhr, und die schon jetzt meinem Gedächtnisse entschwunden sind.

Ich habe schon gesagt, dass meine Verwendung in den Tagen von Leipzig die nämliche war, wie in jenen von Dresden. Nach mehreren Ritten den Tag hindurch, mit Befehlen an die im Feuer stehenden Truppen, wurde ich am 16. Nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr, an den F. M. L. Bianchi geschickt, den ich zwischen Markkleberg und Dölitz aufsuchen sollte, mit dem Auftrag ihn mit seiner Division von dort abzuholen, und ihn im Centrum da aufzustellen, wo die grosse feindliche Cavallerie-Colonne, welche Wachau rechts gelassen hatte, nur mit der grössten Anstrengung zurückgeworfen worden war, und wo die Division bei allfälliger Wiederholung des feindlichen Angriffs als Reserve dienen sollte.

Nie in allen Schlachten, die ich mitgemacht habe, bin ich durch ein so fürchterliches Kreuzfeuer der Artillerie passirt als auf diesem Ritte, es war gerade als wenn die Kugeln einander selbst beim Schopf nehmen wollten, doch erreichte ich Bianchi, der im stärksten Feuer engagirt war, glücklich. Als ich ihm meinen Auftrag bekannt gegeben, blickte er mich mit seinem bekannten sarkastischen Lächeln an, und sagte: „Sehen Sie sich um, und sagen Sie dann selbst, ob ich jetzt hier weg kann.“ Er verabschiedete mich mit den Worten: „Sagen Sie dem Feldmarschall was Sie gesehen,“ und ich eilte die Antwort Bianchi's zurück zu bringen. Kaum in der Entfernung von tausend Schritten begegnete mir der Oberst Graf La Tour mit verhängten Zügeln mir entgegen fliegend; ein wenig sein Pferd in meiner Nähe zurückhaltend, fragte er: „Kommt Bianchi?“ auf mein „Nein“ rief er: „Er muss“, und sprengte fort. Allein kaum 20 bis 30 Schritte weit von mir, stürzte er mit seinem Pferde zusammen, eine Kanonkugel hatte diesem beide Hinterfüsse zerschmettert. Ich kehrte schnell zu ihm um und bot ihm mein Pferd an, allein er nahm es nicht an, sondern befahl mir zu eilen was ich könne, um dem Fürsten Bianchi's Antwort zu bringen. Als ich dann das Hauptquartier wieder erreicht hatte, sagte mir Graf Radetzky: „Bianchi soll nur bleiben, wir brauchen ihn jetzt hier nicht mehr.“

Die Nacht machte endlich das Schlachtgetöse verstummen, der Auenheimerhof, des Feindes letzte Festhaltung, war genommen und alle seine Angriffe zurück geschlagen, einzelne Gewehrschüsse mit weithin schallenden, nach und nach vertönenden Kanonenschüssen vermischt, meldeten das Ende des blutigen Kampfes.. Die alliirte Armee blieb ganz in ihrer mit so vielem Ruhme behaupteten Stellung; das Hauptquartier des Fürsten war über Nacht in Rötha. Am 17. hielt sich der Feind ruhig, die alliirte Armee wurde durch das Corps Colloredo's, welches Dank meinem über die vereinigten Flüsse Tschoppa und

Flöha rechtzeitig veranlassten Brückenbau, an diesem Tage um 10 Uhr, und das russische Corps des Generals Benningsen, welches gegen Abend auf dem Schlachtfelde eintraf, verstärkt.

Dass von unserer Seite mit dem Angriffe gezögert wurde, daran war der Mangel an Nachrichten über die Vereinigung des Kronprinzen von Schweden mit Blücher Schuld, indem der Feldmarschall ungewiss war, ob er bei dem vorgesetzten Angriffe auf jene beiden würde rechnen können, abgerechnet dass er den Angriff gerne verschob, um dem I. Armee-Corps Colloredo, die durch die forcirten Märsche verdiente Rast zu verschaffen, und die Ankunft Benningsens abzuwarten, durch welch beide der Armee ein Zuwachs von 80.000 Mann zukam. Hier war es denn wo der im ersten Abschnitte erzählte Geniestreich des Grafen Stephan Széchenyi den Fürsten aus der Ungewissheit zog.

Am 18. früh, noch vor Anbruch des Tages, kam von den allseitigen Vorposten die Meldung, dass sich der Feind von allen Punkten, die er Abends noch besetzt hatte, von Wachau und Libertwolkwitz gegen Leipzig zurück gezogen.

General Langenau mit uns, den zu ihm gehörenden Officieren, war noch vor Tagesanbruch der Erste zur Stelle, um nach den vorliegenden Umständen den Vormarsch der Armee zu veranlassen, die gegen 8 Uhr des Morgens von allen Seiten hätte vorrücken sollen. Sobald aber Langenau sich beim kommenden Tageslichte überzeugt hatte, dass der Feind sich wirklich gegen Leipzig zurückgezogen, eilte er aus eigenem Antriebe, die zunächststehenden Corps-Commandanten hievon zu benachrichtigen und sie zur Vorrückung aufzufordern, wodurch es geschah dass der Feind lange vorher schon angegriffen wurde, als es durch die Disposition bestimmt war; welches diesen in so grössere Verlegenheit brachte, als er kaum vor Langenau's Ankunft den Rückzug begonnen hatte, und nicht

in der grössten Ordnung zurück ging. Dieser frühere Angriff hatte daher die grösste Rückwirkung auf den Erfolg der Ereignisse am 18. October.

Bei den ersten Plänklerschüssen, als wir an der Fronte der Vorposten vorüberritten, hatte ich die Fatalität, dass mein Pferd, durch eine Gewehrkugel am linken Hinterfusse getroffen, undienstbar wurde, und ich absitzen musste. Es besteht nun die Vorschrift dass, wenn vor dem Feinde ein Officier des Generalstabs durch den Verlust oder das Undienstbarwerden seines Pferdes selbst undienstbar wird, das erste Cavallerie-Regiment, auf welches er stösst, gehalten ist, ihn durch ein Dienstpferd beritten zu machen. Das erste Regiment, auf welches ich stiess, war nun Sommariva-Cürassier; allein der Herr Oberst Graf Auersperg, vielleicht eingedenk der Medaillengeschichte, versagte mir das Pferd unter dem Vorwande, dass der Stand des Regiments am 16. ohnehin sehr herabgekommen sei.

Da begegnete ich einem Trompeter, der am Arm blessirt war und zurückritt, ich liess ihn absitzen, um sein Pferd zu übernehmen; aber kaum war ich von der Stelle weggeritten, als mein Stabsdragoner mit meinem Handpferde hinter mir her galopirte. Der Umtausch der Pferde war bald geschehen, wie denn auch der Trompeter das seinige zurück erhielt. Auf meine Anzeige über das Versagen des Dienstpferdes von dem Commandanten des Sommariva Cürassier-Regiments beim Armee-Commando, erinnerte der nächste Armeebefehl unter einer Rüge an den Betreffenden an die bestehende Vorschrift.

Es war ein grässlicher Anblick, das vom Feinde verlassene Schlachtfeld zu sehen, und noch schaudert mir die Haut, wenn ich an den französischen Verbandplatz denke, an dem wir im Vorrücken vorüber kamen, und an den Ton der zerschmetterten Menschengebeine, der in Liebertwolkowitz auf der Strasse liegenden Todten, über die die Geschütze zu fahren genöthigt waren.

Ich spreche nicht von dem Verlaufe der Schlacht, es war wieder ein heisser Tag, dieser 18. October, und höchst glücklich muss man sich schätzen, an einem solchen Tage unversehrt hervorzugehen. General Langenau entwickelte im feindlichen Feuer eine solche Kühnheit, dass wir bei ihm schon an das Gefeitsein hätten glauben können, auch nur einer von uns, der Oberlieutenant Laba des Generalstabs, der von einer feindlichen Kanonenkugel getroffen auf der Stelle todt blieb, zahlte den Zoll für uns Alle.

Erst gegen Abend war es mir vergönnt, in gewisser Hinsicht thätig in das Ganze einzugreifen. Es war ungefähr 4 Uhr nachmittags, wo die Schlacht auf allen Seiten beinahe gewonnen, und der Feind überall im Rückzuge war; nur in Probstheida hielt er sich noch mit einer Hartnäckigkeit ohne Gleichen, versuchte auch mehrmal mit Infanterie und Artillerie aus dem Dorfe hervorzubrechen, daher ein Sturm auf das Dorf sicher viel Leute würde gekostet haben. Um nun Menschenblut zu schonen, verbot Fürst Schwarzenberg jeden fernern Angriff auf das Dorf, und befahl durch vermehrte Artillerie den Feind einzuschränken, allein alle österreichischen Batterien standen im Feuer; da befahl mir Graf Radetzky, zu suchen Artillerie wo immer her zu bringen. Ich ritt zurück und auf den ersten Trupp, den ich für Artillerie halten konnte, flog ich zu. Es war richtig russische Artillerie; der General der Artillerie Araktschejew stand hier mit der letzten Positions-Batterie der russischen Garde, umgeben von einer Menge demontirter Geschütze, und ungeachtet dass es der Befehl des Fürsten Schwarzenberg war, Artillerie vorzubringen, weigerte er sich standhaft, ohne Befehl seines Kaisers die Batterie herzugeben. Nur in dem Drängen des Batterie-Commandanten, der nicht allein unthätig dem Kampfe zusehen wollte, in dem jeder seiner Kameraden Auszeichnungen sich erwerben konnte, erhielt ich Unterstützung, und nach einem kurzen Wortwechsel, rief Araktschejew dem Commandanten sein „Poschol!“ zu. In Trab

und Galopp ging es über Stock und Stein; als ich ihn dann auf den Punkt geführt, den ich mir früher von der Anhöhe ausersehen hatte, von der ich entsendet worden, wartete ich den ersten Erfolg des Feuers ab, eilte dann auf die Anhöhe zurück, wo die Monarchen mit dem Feldmarschall den Kampf bei Probsthaida beobachteten. Als ich mich beim Grafen Radetzky meldete, führte er mich zum Feldmarschall mit den Worten: „Hier ist Thielen wieder.“ Der Feldmarschall schlug mir auf die Achsel und sagte: „Ich danke Ihnen, mein lieber Thielen! ich werde auch nicht auf Sie vergessen.“

Von der Ankunft der Batterie vor Probsthaida hörte das Bestreben des Feindes vorzudringen auf, allein das beiderseitige Geschützfeuer dauerte bis in die herabgesunkene Nacht, und am 19. fand man bei Probsthaida 40 vergrabene Geschützläufe, von denen die Laffetten als Wachtfeuer in der Nacht verbrannt worden waren.

Die Gewissheit des vollkommen errungenen Sieges liess auf den gänzlichen Rückzug des Feindes während der Nacht schliessen; diese hatte schon völlig das Schlachtfeld in tiefe Finsterniss gehüllt, als General Langenau mich nebst zwei andern Kameraden absitzen liess, um den Befehl zur Aufstellung der Truppen für die Nacht zu schreiben. Die Botenmeister, ein für diesen Feldzug zuerst creirtes dem Generalstabe unterstehendes Corps, waren mit Windlichtern für einen solchen Fall versehen. Aber kaum brannte das erste Licht, ohne dass wir uns noch zum Schreiben niedergelegt hatten, so fiel ein Kanonenschuss, und die Kugel flog auf 10 oder 15 Schritte rechts von uns in einen Baum. Langenau liess sich dadurch nicht irre machen, er rief: „Schreiben!“ und dictirte; es fiel gleich darauf noch ein Schuss und bald darauf noch zwei andere, ohne einen von uns, denen es wahrscheinlich galt, zu treffen; da das Licht nicht darauf verschwand, so hörte das Feuer auf, und wir schrieben noch eine kurze Weile ungehindert fort. Dass uns Dreien bei der Geschichte nicht ganz wohl zu Muthe war, mag

man sich denken, da wir auch nur um einige Schritte weiter abwärts hätten gehen dürfen, um aus jeder feindlichen Schusslinie zu kommen; allein Niemand von uns rührte sich, der General dictirte und wir schrieben fort. Es wurde auch gleich nachher nicht davon gesprochen; erst auf dem Verfolgungsmarsch in Schmalkalden lagen der General Langenau und wir, noch fünf Officiere, unter denen auch jene zwei sich befanden, die am 18. abends mit mir den Befehl auf dem Schlachtfelde geschrieben, in einem Zimmer über Nacht auf dem Stroh, als gegen Mitternacht eine Meldung kam, welche eine Anordnung des Fürsten hervorrief, Langenau dictirte uns dieselbe, und während der Officier vom Tage damit zur Unterschrift zum Fürsten ging und wir seiner Rückkunft warteten, wurde hin und her gesprochen; ich erinnerte den Generalen an jenen Augenblick des Befehlschreibens am 18. Abends und fragte ihn, warum er damals nicht mit uns, um uns sicher zu stellen, etwas tiefer hinabgegangen sei, indem er doch auch das Gefährliche unserer Lage erkannt haben müsse. Der General lachte und sagte im scherzhaften Tone: „Nicht wahr, Ihr österreichischen Kerle, wenn ich mit Euch zurückgegangen wäre, hättet Ihr geglaubt der sächsische Kerl habe keine Courage!“ „I nun ja“ sagte ich, „auch wir waren ohngefähr in demselben Falle zu glauben, der Herr General denke das Nämliche von uns, darum schwiegen auch wir!“

In der Nacht vom 18. auf den 19. verhüllte ein dichter Nebel das Schlachtfeld, und so ward erst um 7 Uhr früh der völlige Rückzug des Feindes entdeckt, der durch Leipzig ging. Es war wohl eine reine Unmöglichkeit, eine noch immer gegen 120.000 Mann zählende Armee, mit so viel Geschützen und Wägen, welche durch vier Thore Leipzigs alle dem fünften Ausgang zuströmten, ungestört über den Damm zu leiten, welcher über mehrere Flussarme und Sümpfe führend, die Stadt mit Lindenau verbindet; da nun

bald alle Strassen der Stadt verfahren waren, so mussten die Franzosen auf die Vertheidigung derselben denken.

Mir war es aber nicht gegönnt, als die Stadt genommen, Theil an dem Einzuge zu nehmen, denn als sich die Monarchen zu diesem Triumphact bereiteten, wurde ich vom Grafen Radetzky von den Thoren von Leipzig weg, an den Generalen Graf Gyulay geschickt, den ich entweder in Gautsch oder Pegau finden würde, mit dem Auftrage, ihm den Befehl zu überbringen, mit seinem Armee-Corps alsogleich nach Naumburg zu marschieren und den Pass von Kösen zu besetzen, bevor dies von den Franzosen geschehe. Ich fand Gyulay mit seinem Corps in Pegau, es war ungefähr 2 Uhr nachmittags; als ich mich meines Auftrags entledigt hatte, sagte Gyulay: „Der Feldmarschall hat gut befehlen, aber meine Leute haben seit 36 Stunden nicht abgekocht, das geht vor.“ Er entliess mich ziemlich kurz. General Langenau hatte mir bei meinem Abgehen vor Leipzig befohlen, ihn dort, wo ich Gyulay finden würde abzuwarten. Er kam als die Sonne eben untergehen wollte, ich hatte ihn vor dem Orte erwartet, und seine erste Frage war: „Wo ist Gyulay?“ „Hier“, antwortete ich. „Noch hier?“ rief er, „Donnerwetter! führen Sie mich hin zu ihm.“ Es geschah; von dem nun, was zwischen beiden Herrn kurz aber sehr heftig gesprochen wurde, konnte ich wohl nichts hören, allein nach einer kleinen Weile wurde Generalmarsch geschlagen und das Corps marschirte gegen Naumburg. Der General und ich ritten zum Nachtlager nach Zeitz und am andern Tage vor Tagesanbruch nach Naumburg, welches am Abend vorher von dem Streif-Corps des Generallieutenant Thielemann und der leichten Division Moriz Liechtenstein besetzt worden war. Der Feind hatte zwar am 18. gegen Abend den Versuch gemacht, Naumburg zu nehmen, wurde aber von der Avantgarde Liechtensteins abgewiesen, die Franzosen besetzten jedoch den Pass von Kösen, den sie so lange hielten, bis die letzten Franzosen vorüber marschirt waren.

Ich übergehe den fernern Marsch von Leipzig bis Frankfurt am Main, den ich mit dem Hauptquartier, also ohne feindliche Ereignisse machte.

Aber ein grässliches Andenken ist es mir und wird es für alle Diejenigen sein, die der Flucht Napoleons und seiner Armee von Leipzig bis an den Rhein gefolgt sind, sich des fürchterlichen Elendes zu erinnern, welches überall auf dieser Strasse herrschte, und wovon die feindlichen Bivouacs das schauderhafteste Zeugniss gaben. Von Hunger, Kälte und Ermüdung zum Tode erschöpft, blieben beim Abmarsch der noch marschfähigen Truppen Hunderte von Elenden zurück, die sich, wenn die allirten Truppen einherzogen, an die Landstrassen schleppten, und hier kniend ausriefen: *„pour l'amour de Dieu faites nous prisonniers!“* weil sie glaubten dann Brod zu erhalten. Und merkwürdig war es zu sehen, wie jeder der Vorüberziehenden den letzten Bissen Brod, den letzten Tropfen Brandwein den Verzweifelnden, oft dem Tode nahen Unglücklichen spendete, ohne selbst zu wissen ob er abends einen Ersatz dafür finden würde.

Das empörendste Schauspiel, welches ich mit eigenen Augen gesehen, fand in Gelnhausen statt, wo zwei Soldaten einen dritten mit dem Bajonnet erstachen, eines Stückes Fleisches wegen, welches dieser, um es für sich zu retten, schon unter seine Füsse in den Koth getreten hatte.

Der Aufenthalt in Frankfurt, vorzüglich dann, als die Franzosen bis auf den Brückenkopf von Mainz, das Fort Kassel, von Hochheim und dem ganzen rechten Rheinufer vertrieben waren, gab uns die beste Gelegenheit, uns von dem Monat langen Beschwerden zu erholen.

Hier in Frankfurt war es, wo ich nebst vielen Höhern, als der einzige Subalternofficier der ganzen österreichischen Armee, aus der Hand des Kaisers Alexander für die Schlacht von Leipzig, den Wladimir-Orden 4. Classe erhielt, wahrscheinlich als Folge des Versprechens des

Fürsten Schwarzenberg am 18. October auf dem Monarchenhügel.

Es werden jetzt bald fünfzig Jahre sich erfüllen, seit den beiden denkwürdigen Tagen des 16. und 18. Octobers, und wieder ist die Lage Europa's ähnlich jener Zeit. Wieder sitzt ein Napoleon auf dem usurpirten Throne Frankreichs, trotz dem Beschlusse der europäischen Mächte beim Pariser Frieden, der die Dynastie Bonaparte für ewige Zeiten von dem Kaiserthrone Frankreichs, wie aller andern Throne ausschloss. Und wer gestattete Napoleon III. den Kaiserthron Frankreichs wieder zu besteigen? Wer anders als dieselben Mächte, welche den erwähnten Beschluss gefasst, durch ihre Nachsicht; an ihrer Spitze Louis Philipp, der dem Verbrecher das Leben schenkte, im Gegensatze zu dem ersten Napoleon, der den unschuldigen Enghien erschiessen liess; und wieder herrscht Zwiespalt unter den Mächten Europa's; es fehlt der Diplomat, wie einst Fürst Metternich, der die alleinige Triebfeder war vom Sturze des ersten Napoleon. Möge die Vorsicht die Selbstsucht aus den Herzen der Herrscher bannen, und zu dem Ziele führen, das allein retten kann — zur Einigung!

Ich habe schon früher wiederholt das Bekenntniss abgelegt, dass es durchaus nicht die unbedeutenden eigenen Erlebnisse sind, die mich zu den gegenwärtigen Aufzeichnungen ziehen, sondern der Drang dem Gefühle der Verehrung Raum zu geben, von welchem ich, als Soldat und Oesterreicher, für den Feldmarschall Schwarzenberg durchdrungen bin. Suche ich nun in diesem Sinne nach Kräften den mir bekannten schriftstellerischen Gegnern des Fürsten entgegen zu treten, um den so häufig geschmäheten und verläumdeten Helden so darzustellen wie er wirklich war, nicht wie die fremde Perfidie ihn zu zeichnen versucht, so werden meine Leser damit einverstanden sein, wenn ich behaupte, dass nichts den reinen innern Menschen so deut-

lich zu erkennen gibt, als der treue Herzenserguss in vertrauten Briefen an geliebte verehrte Personen.

Dem Fürsten Schwarzenberg war es vom Geschicke zugetheilt, in den beiden ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts, mit wichtiger Hand in die Ereignisse der Zeit einzugreifen.

Entfernt von seiner fürstlichen Gemalin, einer der begabtesten und edelsten Frauen des österreichischen Kaiserreiches, erhielt er sie immer in seinem Briefwechsel in der genauesten Kenntniss der merkwürdigsten Ergebnisse, in denen er intervenirte.

Und so ist denn die Correspondenz des Fürsten mit seiner Gemalin, in den Feldzügen der Jahre 1813 und 1814, die lauterste Quelle für das Verständniss der Geschichte, wie für das Erkenntniss des innern Menschen des edlen Fürsten; und höchst geehrt muss ich mich schätzen, dass der älteste Sohn des verewigten Feldmarschalls, Se. Durchlaucht Fürst Friedrich, mir die Bewilligung ertheilt hat, den an sich geringen Werth meiner Arbeit zu erhöhen, indem er mir gestattete, den erwähnten Briefwechsel derselben einzuverleiben, und so der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Da die Briefe des Feldmarschalls in jeder Zeile Zeugniss ablegen für den edlen Charakter des Fürsten, wie für den Feldherrn, der den Muth hatte, trotz aller ihm widerstrebenden politischen wie militärischen Elemente, sein Amt bis an's Ende durchzuführen, so glaube ich dass die Stelle zu ihrer Veröffentlichung hier um so mehr angezeigt ist, als ich sie dem Laufe der Begebenheiten der beiden Feldzüge 1813 und 1814 anreihen kann, zu deren Verständniss sie sehr viel beitragen werden.

Die Worte, mit welchen Fürst Friedrich von Schwarzenberg mir die Bewilligung zur Veröffentlichung der Briefe ertheilt, sind zu ehrenvoll für mich, als dass ich sie hier nicht anführen sollte; der Fürst schreibt:

„E. H. haben bereits mit so viel Umsicht, Klarheit und Talent, und mit unbestreitbarem Erfolg die Geschichte der Feldzüge von 1813 und 1814 behandelt, und es ist Ihnen geglückt, die so lange verkannte und unverstandene Stimme der Wahrheit kund zu geben. Ich halte es daher für meine Pflicht als Sohn und Officier der kaiserlichen Armee, so viel es in meinen Kräften steht, Ihre, mich in diesen beiden Eigenschaften so lebhaft interessirenden Bemühungen, nach Möglichkeit zu unterstützen, und nehme daher keinen Anstand Sie zu der Veröffentlichung und Benützung der in Ihren Händen befindlichen Originalbriefe meines seligen, so wenig gekannten und viel verkannten Vaters zu ermächtigen."

Ich lasse hier nun am Schlusse des eigentlichen Feldzugs 1813, jene Briefe folgen, welche in dessen Bereich gehören.

Von Pegau schrieb der Fürst am 15. October 1813:

„Ich wollte Dir gestern noch schreiben, es trieb mich hin zu Dir, aber ich vermochte es nicht; einige Stunden Schlaf haben mich wieder ganz gestärkt; ich bedarf es, denn morgen bricht ein wichtiger Tag an, die Ebenen von Leipzig werden abermals eine fürchterliche Schlacht erleben. Ich habe mich mit Blücher verabredet, er soll morgen von Merseburg und Halle gegen Leipzig rücken, neben ihm Gyulay, der heute bei Lützen versammelt ist. Merveld greift auf der Strasse von Zwenkau gegen Konnewitz an, und wird durch das österreichische Reserve-Corps unterstützt. Die Corps von Wittgenstein, Kleist und Klenau, bilden das Corps de Bataille zwischen der Pleisse und der Partha, und dem ihnen gegenüberstehenden Feind. Die russischen Grenadiere, die Cürassiere, die Garden zu Fuss und zu Pferde, auch das Corps von Colloredo bestimme ich zur Reserve."

„Benningsen soll mit 40.000 Mann bei Grimma eintreffen, nachdem er ebensoviel zur Blockade von Dresden zurückliess. Der Kronprinz wird mitwirken, oder nicht — das steht in weitem Felde. Wenn der Herr uns seinen

Arm leihen wollte, nur ihm gebührt die Züchtigung; gerne will ich auf Alles Verzicht leisten, das weiss mein Gott, aber ein Unglück in diesem Momente wäre schrecklich. Die Schlacht muss mehrere Tage dauern, denn die Lage ist einzig und die Entscheidung von unendlichen Folgen. Wenn ich zu meinem Fenster hinaussehe und die zahllosen Wachtfeuer zähle, die sich vor mir ausbreiten — wenn ich bedenke, dass mir gegenüber der grösste Feldherr unserer Zeit, einer der grössten aller Zeiten — ein wahrer Schlachtenkaiser steht, dann, meine liebe Nani, ist es mir freilich, als wären meine Schultern zu schwach, und müssten unterliegen unter der Riesenaufgabe, welche auf ihnen lastet. Blicke ich aber empor zu den Sternen, so denke ich, dass der, welcher sie leitet, auch meine Bahn vorgezeichnet hat. Ist es sein Wille, dass die gerechte Sache siege, und dafür halte ich die unserige, so wird seine Weisheit mich erleuchten und meine Kraft stärken. Ist es der Wille der Vorsehung, dass sie unterliege, so ist mein persönliches Missgeschick die geringste der traurigen Folgen. Ueberlebe ich es, so werde ich in Deinen Augen, meine Nani, deshalb nicht kleiner, nicht werthloser erscheinen. Im Falle des Gelingens wie in jenem des Misslingens, habe ich im Voraus meine Eigenliebe bekämpft, und nicht das Urtheil der Welt wird mich lohnen oder strafen! Geht Alles gut, so will ich mich einst bei Euch an meinem Bewusstsein erfreuen und an den Kindern, und wir wollen dann wieder unsere Bäume pflanzen und pflegen. Eben erhalte ich Deinen Brief vom 9., wenig Stunden bevor der Donner der Kanonen, das Feierliche des Tages verkünden wird. Eben unterbricht mich ein Adjutant des wackern Blücher, der mir verkündet, er habe sich verabredetermassen in Bewegung gesetzt, und würde zur bestimmten Stunde erscheinen. Nun trenne ich mich von Dir, um ein paar Stunden zu ruhen; mir ist so wohl mit Dir ein paar Stunden gelebt zu haben. Nun denn, meine Nani, an Dich will ich denken, emporblicken gegen den

Himmel, um seinen mächtigen Schutz zu erbitten, und dort wird mein Gebet das Deinige finden. Wie liebt Dich Dein Karl.

Röthe am 20. October 1813.

„Zu Deinen Füssen, meine Nani, lege ich die heiligen Lorbeeren, die mir der Allmächtige gewährte. Gott hat unsere Waffen gesegnet, die Niederlage des Feindes ist beispiellos, nie sah ich ein schauderhafteres Schlachtfeld. — Colloredo, Louis Liechtenstein, Bianchi, Hardegg, Nostiz haben wie Helden gefochten; unser Verlust ist sehr gross, aber man kann sagen der Feind hat Alles verloren. — Er ward gestern verfolgt durch die Spitzen aller Armeen; er suchte sich mit einigen Trümmern von Armee-Corps in Leipzig zu halten, es wurde aber von allen Seiten eingedrungen, der König von Sachsen, die Generale Reynier, Bertrand, Lauriston und viele andere Generale, 200 Kanonen, mehr als 800 Pulverkarren, Bagagen, eine ungeheuere Menge von Gefangenen fielen in die Hände der Verbündeten. Ich kam gestern Abends von Leipzig zurück, um die weitern Anstalten zu treffen, wir werden nichts verabsäumen, um von diesem Siege den fernern Nutzen zu ziehen. Der Kaiser, mein Herr, hat mir das Grosskreuz (des Maria Theresien-Ordens), der russische das grosse des Georgsordens, und der König von Preussen den schwarzen Adler verliehen. Das sag ich Dir als Neuigkeit; denn Du weisst, meine Nani! dass mich die Sache lohnt, mehr als alle Souverains der Erde zu thun im Stande sind. — Nun scheint mir doch ein glücklicher Stern zu leuchten, und so, meine Theuere, wird mir wohl nach gethaner Arbeit das Glück werden, nach dem ich mich so sehr sehne, die wohlverdiente Ruhe in Euerer Mitte, in unserm lieben Worlik zu geniessen. Nani, ich habe redlich und treu gehandelt, viel geduldet, und der Himmel hat mich gesegnet. Sende mir ein kleines Andenken, was es immer sei, zum Andenken der glücklichen Ereignisse in den Ebenen von Leipzig. Dein, Dein, Dein Karl.“

Habe ich diese beiden Briefe des Fürsten nach ihrem ganzen Wortlaute hier angeführt, in denen der Fürst seinen innigsten Gefühlen den Ausdruck giebt, so gebe ich die folgenden nur im Auszuge, insoweit sie sich auf die Operationen beziehen, und vorzüglich in dem Feldzug 1814 in Frankreich eine Art von Operationsjournal enthalten, der Fürst dann auch Privatgegenstände berührt, die nicht hieher gehören.

Fulda am 1. November 1813.

— — — — „Klam ist heute früh von Wrede zuzückgekommen, der sich bei Hanau aufstellte, um Napoleon den Weg streitig zu machen. Am 30. (October) war die Schlacht blutig und hartnäckig. Napoleon griff mit seinen Garden an; Wrede behauptete sich, mein Regiment bedeckte sich mit Ruhm, ich verlor mehrere Officiere, Wrede verlor ein Pferd, sein Adjutant Oettingen Wallerstein blieb auf dem Platze; einer meiner Vettern Oettingen Spielberg, baierischer Major, ward aus Versehen durch die Uhlanen mit mehreren Pickenstichen verwundet. Wrede hat sich vortrefflich gehalten; Klam verlor ein Pferd unterm Leibe, gestern hörte man wieder heftig kanoniren; ich erwarte die weitern Meldungen. Morgen gehe ich bis Schlüchtern, dann nach Gelnhausen, am 4. nach Hanau. — Die Strasse ist grässlich anzuschauen, man kann auf 50 Schritte ein todtes Pferd rechnen, auf hundert mehrere Leichen; alle Häuser sind voll von Todten und Sterbenden; nie habe ich einen so scheusslichen Anblick erlebt, die Menschen sterben alle aus Hunger und Erschöpfung.

Schlüchtern am 2. November 1813.

— — — — „Diese Nacht erhielt ich die Meldung, dass bei einem erneuerten Gefechte bei Hanau am 31. October Wrede tödtlich verwundet ward. Er hat sich mit Ruhm bedeckt, sein Verlust ist im gegenwärtigen Augenblicke unersetzlich. Er liess mir sagen, es sei ihm leid, nichts mehr für die heilige Sache haben leisten zu können,

er sterbe getrost für das deutsche Vaterland. — Man hat noch nicht alle Hoffnung verloren.“

Nach dieser Einschaltung gehe ich wieder auf Frankfurt zurück.

Mein Aufenthalt in dieser schönen Stadt, die ich schon auf meiner ersten Reise von Bonn im Jahre 1802 gesehen, und dort einige Tage verweilt hatte, war mir jetzt auch in anderer Hinsicht sehr angenehm, weil mir zufällig mein Quartier bei einem Kaufmanne angewiesen wurde, bei welchem mein Vater als kurkölnischer Krönungs-Commissär zur Zeit der Krönung des Kaisers Franz, des letzten Kaisers von Deutschland, gewohnt hatte, und der mich herrlich bewirthete.

Ehe ich nun zu dem Intermezzo in Frankfurt und zur Fortsetzung der theilweisen Geschichte der nachfolgenden kriegerischen Ereignisse schreite, kehre ich noch einmal zur Schlacht von Leipzig zurück, um einiger Urtheile deutscher Schriftsteller zu erwähnen, die theils den Kaiser von Oesterreich, theils den Ruhm des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg betreffen.

Der erste dieser Schriftsteller ist der k. sächsische Oberst Heinrich Aster, der in seinem Werke: Die Gefechte und Schlachten bei Leipzig im October 1813 Seite 115, über den Rückzug der Franzosen von Leipzig, nachdem er das Benehmen des F. Z. M. Graf Gyulay detaillirt, sagt:

„Die Rückzugslinie der Franzosen war demnach frei, und zwar von österreichischer Seite, höchst wahrscheinlich nicht ohne Ursache, geöffnet, wozu jedenfalls der General von Merveld, der wie erwähnt auf Ehrenwort von Napoleon aus seiner Gefangenschaft war entlassen worden, Veranlassung gegeben hatte. So lange dieser Punkt archivarisch nicht aufgeklärt ist, kann dieser Verdacht wenigstens nicht beseitigt werden, besonders da der russische Kaiser und der König von Preussen am 19. October früh schon die Ab-

sicht hatten, weit mehr Truppen als nachher vorrückten, auf Napoleon's Rückzugslinie zusenden."

Weiter sagt er: „Weder Napoleon noch Blücher, noch Wellington würden an der Stelle von Schwarzenberg so gehandelt haben; doch ist jenes Oeffnen der Rückzugslinie gewiss nicht diesem Feldherrn, sondern jedenfalls einer geheimen Instruction beizumessen, welche vielleicht damals die österreichische Politik dictirte."

Nur wenige Worte dürften genügen zur Widerlegung des zuerst angeführten Satzes des Herrn von Aster, indem es beinahe ein Verbrechen zu nennen ist, den höchstgewissenhaften, streng an seinen religiösen Grundsätzen und Pflichten haltenden Kaiser Franz öffentlich zu beschuldigen, als sei seine Politik in ihrem ganzen Umfange in jenem Zeitpunkte nicht die seiner Verbündeten gewesen, als habe er seinem Feldherrn geheime, gegen das Allgemeine und gegen das Interesse seiner Alliirten gerichtete Instructionen gegeben; ich glaube berechtigt zu sein, das Einziehen des Grafen Merveld, zur Begründung des erwähnten Verdachtes, um so mehr zurück zu weisen, als Herr von Aster im I. Theile seines Werkes Seite 479 selbst gesteht, dass Kaiser Franz, als Merveld von Napoleon zurückkam, und sich bei seinem kaiserlichen Herrn melden wollte, ihn nicht annahm, sondern ihn wissen liess, dass er ihn nur in Gegenwart der beiden andern Monarchen seiner Alliirten sprechen könne.

Ebenso muss der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg von Jedem, der ihn kannte, gegen die Zumuthung in Schutz genommen werden, dass er, dem die beiden andern Monarchen ebenso gut ihr Vertrauen geschenkt hatten, wie sein eigener kaiserlicher Herr, im Stande hätte sein können, meineidig dieses Vertrauen zu verrathen, und nach einseitigen Weisungen zu handeln; der allgemein anerkannte, höchstehrenwerthe Character des Fürsten bürgt Allen, die das Glück gehabt haben in nähere Beziehung mit ihm zu stehen, dass er in der Leitung seines dornenvollen Amtes,

so wie speciell hier im Falle nur seinen Grundsätzen, seinem Gewissen gefolgt.

Auch die Aeusserung des Fürsten, welche nach Aster in dem Werke: „Meine Lebensreise in sechs Stationen, von Urceus“ Seite 347 ihm in den Mund gelegt wird: „Wir hatten nicht so viel Truppen, um alle Ausgänge stark genug zu besetzen; auch ist es nicht immer rathsam, einen Feind, der noch Kräfte hat — und Napoleon hatte damals noch wenigstens 100.000 bis 120.000 Mann — zur Verzweiflung zu bringen,“ kann nach dem bekannten menschenfreundlichen Charakter des Fürsten, auf keine Weise zur Bestätigung des erwähnten Verdachtes ausgelegt werden; vielmehr ist der Grund jener Aeusserung in späterer Zeit, als schon mehrere Jahre darüber hingezogen waren, nur eben in dem menschenfreundlichen Herzen des Fürsten zu suchen, dem es immer nur darum zu thun war, unnöthiges Blutvergiessen und das Verderben des Landes und seiner Einwohner zu verhindern.

Was nun die Sache selbst betrifft, so war die Macht Napoleon's doch noch zu gross, um den Vorsatz rechtfertigen zu können, ihn bei Leipzig ganz vernichten zu wollen, ohne die Stadt — die erste Handelsstadt Deutschlands — das man retten wollte — diesem Schlage zum Opfer zu bringen. Herr von Aster gesteht ja selbst S. 211 des II. Theils seines Werkes, dass im Falle man Napoleon den Weg hätte sperren wollen, die Stadt Leipzig der gänzlichen Zerstörung wäre Preis gegeben gewesen, und die Franzosen Alles würden aufgeboten haben, sich darin zu halten, so lange noch ein Haus stand.

Wenn man nun am 18. October die Anzeigen haben wollte, dass Napoleon auf den Rückzug denke; so war auch als gewiss voraus zu setzen, dass er Leipzig nicht ohne Kampf aufgeben werde, wenn es auch nur zur Deckung seines Rückzugs gewesen wäre; und darauf war die allgemeine Disposition für den 19. berechnet, dass nämlich sämmtliche Heeresmassen mit Tagesanbruch in Schlacht-

ordnung stehen sollten, um die endliche Entscheidung herbei zu führen. Im Fall des Rückzug's Napoleons sollten die Kriegsheere wie am 18. in 5 Colonnen gegen Leipzig vorrücken und die Stadt stürmen.

Der Herr Oberst Aster sagt uns, dass der russische Kaiser und der König von Preussen am 19. October früh, schon die Absicht hatten, weit mehr Truppen als nachher vorrückten, auf Napoleon's Rückzugslinie zu senden, und führt dies, wenn es noch wahr ist, als Bestätigungsgrund für seinen Verdacht an. Wäre das am 18. schon ihre Meinung gewesen, so wäre die Möglichkeit nicht zu bestreiten, dass dem Kaiser dadurch grosse Hindernisse in seinem Rückzuge am 19. in den Weg gelegt worden wären, aber am 19. war das auf jeden Fall zu spät; schon darum, weil es bei der bekannten Aufstellung der Heerestheile auf keinen Fall möglich gewesen wäre, von Seite der Hauptarmee mit der nöthigen Schnelligkeit so starke Truppenmassen an der Saale zu versammeln, um Napoleon den am 18. schon begonnenen Rückzug ganz zu sperren. Möglich nur war es, dem Feinde schnell zu folgen und ihm in der Verfolgung allen denkbaren Schaden zuzufügen; dass dies nicht geschah wie es hätte geschehen können oder sollen, das lag wieder gewiss nicht in den Anordnungen des F. M. Fürsten Schwarzenberg, sondern von dieser Seite theils in deren Nichtbefolgung, durch eigenmächtige Marschrichtungen nicht österreichischer Unterfeldherrn, theils in zufälligen örtlichen Hindernissen, wie bei Pegau; andererseits hatte Napoleon in seiner gewohnten Missachtung von Menschenleben, den Rückzug ohne Rücksicht auf Ermüdung und Mangel an Lebensmitteln bei der Truppe so übereilt, dass nur in eigener Zugrundrichtung von Mann und Pferd das Mittel gelegen wäre, ihm immer an der Fusssohle zu bleiben, daher sein Menschenverlust zwischen Leipzig und Frankfurt kaum demjenigen nachstand, den er in der Schlacht selbst erlitt.

In einer Randglosse zu Seite 25 des 2. Theiles bestreitet Herr von Aster dem F. M. Fürsten Schwarzenberg dass er der oberste Feldherr und Generalissimus der verbündeten Heere von Oesterreich, Russland und Preussen gewesen sei, wie solches auf der Gedächtnisstafel verzeichnet sei, die man 1851 unter das Monument — den Gedenkstein *), den die Gattinn und Söhne des Feldmarschalls — ihm zu Ehren unweit des Monarchenhügels auf dem Schlachtfelde bei Leipzig errichtet haben — angebracht; indem auch starke russische und preussische Corps sich unter dem Commando des Kronprinzen von Schweden befanden, über die der Feldmarschall Schwarzenberg eben so wenig, wie über die schlesische Armee direct gebieten konnte.

Zur widerlegenden Antwort dient Folgendes:

Als der Zutritt Oesterreichs zu dem russisch-preussischen Bündnisse 1813 eine Thatsache geworden war, — dieser Zutritt, der ganz allein — was auch die bittersten Gegner Oesterreichs nicht bestreiten, — für die gute Sache und ihr Gelingen entschied, — da war es der Kaiser Franz welcher den Fürsten Schwarzenberg zu seinem Feldherrn in diesem Kampfe ausersah, „und alle Monarchen“ — sagt uns Herr von Prokesch in seinen Denkwürdigkeiten aus dem Leben des F. M. Fürsten Schwarzenberg der Thatsache gemäss — „kamen überein, ihm die Oberleitung ihrer Heere zu vertrauen, damit ein und derselbe Geist durch alle Glieder herrsche. Von ihm erwarteten sie, dass er die widerstrebenden Stoffe binden und zum gemeinschaftlichen Ziele führen werde. Seiner ruhigen Besonnenheit, seinem starken Arme übergaben sie hoff-

*) Dieser Gedenkstein führt folgende Inschrift:
Dem Fürsten Karl von Schwarzenberg,
dem Führer der am 18. October auf den Ebenen Leipzigs für Europa's
Freiheit kämpfenden Schaaren
setzten diesen Denkstein
und seine Söhne Friedrich, Karl, Edmund.

nungsvoll die aufgebotene Kraft, das Heil der Völker, die Sicherheit ihrer Throne."

Wie Fürst Schwarzenberg diese Voraussetzung gerechtfertigt, hat der durch ihn erkämpfte Friede vom 30. Mai 1814 bewiesen.

Am 13. Juli 1813 vereinigten sich die Verbündeten zu Trachenberg in Schlesien, über den vom F. M. Fürst Schwarzenberg ihnen vorgelegten Plan, welcher über die Leitung des ganzen Feldzugs entschied, und in Folge dessen am Tage der Wiedereröffnung der Feindseligkeiten 237.000 Mann des Hauptheeres an der Eger, 95.000 Mann unter Blücher an der Katzbach und 150.000 Mann unter dem Kronprinzen von Schweden an der Havel und Spree standen.

Bei dieser Entfernung der beiden letzten Armeen vom F. M. Fürst Schwarzenberg, war es wohl nicht möglich. dass er als Oberbefehlshaber den speciellen Befehl auch über diese führen konnte; diesen war der Haupt-Operationsplan mitgetheilt worden, nach welchem alle drei Armeen sich zu benehmen hatten, und der einfach darin bestand, dass jede Armee, welche von Napoleon angegriffen würde, sich einfach zurück zu ziehen habe, während die beiden andern dem Kaiser in Flanke und Rücken fallen sollten, bis endlich die Bemühungen der Alliirten es dahin gebracht haben würden, den Kaiser Napoleon in ihre Mitte zu ziehen, welches endlich bei Leipzig vom Feldmarschall als möglich angenommen wurde und in der That wie wir wissen, sich auch so bewährte. Beide Feldherren, der Kronprinz wie Blücher, waren aber solche Persönlichkeiten, dass Fürst Schwarzenberg ihnen das Detail ihrer Bewegungen im Sinne des Hauptoperationsplanes wohl überlassen konnte.

Will nun Aster aus dem Seite 25 des 2. Theiles angeführten Briefe des Fürsten an Blücher, aus der Bitte in diesem um seine Mitwirkung schliessen, Blücher sei nicht unter des Fürsten Befehlen gestanden, so machen wir ihn darauf aufmerksam, dass, wenn der Feldmarschall in seinen Befehlschreiben den Styl des Ersuchens anwandte — der

des Bittens möchte wohl hier das Einzigemal vorgekommen sein, — dies sicher immer nur in der gewohnten Leutseligkeit und Humanität des Fürsten zu suchen gewesen sein dürfte.

Dass übrigens Blücher den Oberbefehl Schwarzenberg's anerkannt habe, davon findet sich der deutlichste Beweis bei der Schlacht von Brienne, in der Disposition des Feldmarschalls Schwarzenberg von Chaumont am 1. Februar, wie in allen Dispositionen vom 25. bis 30. März, in dem Zeitpunkte, wo die Hauptarmee mit dem schlesischen Heer in einem Körper vereint gegen Paris zog. In allen Dispositionen zeigt sich aber auch, dass, wo es die Umstände gestatteten, Fürst Schwarzenberg seinen treuen Waffengefährten dadurch ehrte, dass er das Detail der Bewegungen der schlesischen Armee dem Ermessen Blücher's überliess.

Aster glaubt nun zwar, es seien auch Russen und Preussen unter dem Kronprinzen gestanden; er scheint aber nicht zu wissen oder vergessen zu haben, dass diese beiden Corps 1814 bei der schlesischen Armee eingetheilt, und somit auch sie direct unter Schwarzenberg's Befehl standen.

Was den Kronprinzen von Schweden betrifft, so erlaubten die politischen Verhältnisse nicht, ihn dem directen Oberbefehl des Fürsten zu unterstellen, deshalb war er dennoch verbunden mit seinem Armee-Corps dem allgemeinen Operationsplan des Fürsten gemäss zu handeln, was er auch dann so schlecht wie möglich that.

Vom Obersten Aster komme ich wieder auf den schon erwähnten preussischen Schriftsteller, den Major a. D. Dr. Beitzke.

Es steht zwar unter der Würde eines Oesterreichers, seinen Kaiser, seinen Feldherrn, seine Armee gegen fremdschriftstellerische, verleumderische Anmaassung in Schutz nehmen zu wollen; denn Kaiser Franz I. steht zu hoch als Monarch wie als Mensch in der Achtung der Mit- wie der Nachwelt, als das schnöde Worte eines perfiden Schrift-

stellers, sein Andenken verletzen könnten, und was den Feldherrn, die Armee betrifft, so lobt bei dem ersten das Werk den Meister, und wer kann es wagen der österreichischen Armee aller Zeiten, die Ebenbürtigkeit mit jeder andern auch der tapfersten zu bestreiten?

Dieser Herr Doctor nun stellt S. 5 die Behauptung auf, die Verbündeten hätten in Deutschland versäumt, Napoleon das Schicksal des Varus zu bereiten; dieser Satz ist schon früher bei Aster widerlegt worden. Wenn er aber fortfährt und Seite 7 sagt: dass es die Politik der kriegführenden Mächte gewesen sei, den Krieg nicht weiter fortzuführen, und dabei Oesterreich an die Spitze stellt, bemerkend: „Oesterreich glaubte Napoleon so weit geschwächt, dass es seine frühern Besitzungen in Deutschland, und einen guten Theil von Italien wieder erhalten könnte, damit wollte es sich begnügen; ausserdem glaubte es Ursache zu haben den Frieden zu wünschen“, so entsteht die Frage, woher weiss denn der gelehrte Herr das Alles? Hat er sich davon vielleicht durch die Einsicht in die Acten des österreichischen geheimen Cabinets jener Zeit unterrichtet, oder will er den Beweis dafür dadurch führen, dass er sagt: „die Persönlichkeit des Kaisers Franz war nicht von der Art, dass er auf die Kriegsunternehmungen einwirken konnte“?

Der gelehrte Herr, der den Kaiser Franz in dem damaligen Rathe der alliirten Monarchen als eine Art Null darstellen zu wollen scheint, zeigt, dass er diesen Monarchen, seinen Geist gar nicht gekannt; eben so wenig die Geschichte seiner Zeit, sonst würde er gewusst und gewürdigt haben, dass es eben dieser Kaiser war, der zwanzig Jahre lang den Krieg gegen die französische Revolution und ihren Erben unterhielt, ihn auch dann noch fortsetzte, als er sich zuerst von Preussen, dann nach und nach von ganz Deutschland verlassen sah, dessen tapfere Armee, die erste, die Macht des corsischen Imperators brach, ihn selbst im offenen Felde schlug. Der Sieger von Aspern,

der unsterbliche Erzherzog Karl von Oesterreich, hiess es damals, habe die deutsche Ehre gerettet! Ja wohl die deutsche Ehre, aber nur mit Oesterreichern, Tyrolern, Böhmen, Ruthenen, Kroaten, Magyaren und Romanen. Und wer waren damals ausser den Franzosen und Italienern seine Gegner? Preussen abgerechnet, alle deutschen Stämme! Wenn dann auch nicht Kaiser Franz am Ende siegreich aus dem Kampfe hervorging, so legte er doch nie ohne den Ruhm tapferer, kraftvoller Vertheidigung, — was Andere nicht immer sagen können, — die Waffen nieder, um einen bessern Zeitpunkt abzuwarten.

Und als dann 1813 dieser Zeitpunkt gekommen war, da zauderte Kaiser Franz keinen Augenblick ihn zu fassen, und so wie er im ganzen Laufe des Revolutionskrieges in seiner politischen Anschauung der Verhältnisse sich immer gleich geblieben, so streifte er auch jetzt schnell das Band der aufgedrungenen Verwandtschaft ab, indem er sich zur rechten Zeit mit den nordischen Mächten verband, um ihre Heere in Schlesien und in der Lausitz von den Schranken zu befreien, die das im Laufe von kaum eines halben Jahres neugeschaffene überlegene Heer Napoleon's ihnen gestellt hatte, was durch den von Vielen, auch von unserm gelehrten Autor bekrittelten Marsch des sogenannten böhmischen Heeres nach Dresden gelang.

So viel in der Kürze, was den unvergesslichen Kaiser Franz betrifft. In seiner Verirrung sagt dann der Herr Doctor von dem erhabenen Feldherrn, dem Feldmarschall Fürst Schwarzenberg, er sei weder ein Feldherr noch ein Charakter, der besonders ins Gewicht falle; dagegen hatte — wahrscheinlich bei ihm — der Kaiser Alexander eine hohe Bedeutung gewonnen; — das sagt er jetzt, nachdem er bei Gelegenheit der Schlacht von Dresden ihn wegen seiner Einmischung getadelt, und ihm sein Unglück in seinen Anordnungen vorgeworfen; er füllt eine ganze Seite mit dessen Erhebung als Leiter des Ganzen, und Preussens als des Nervs des Riesenkampfes. Also der Feldmarschall

Fürst Schwarzenberg war nach der Ansicht des gelehrten Herrn kein Feldherr, kein Charakter, der besonders ins Gewicht fiel? Das sagt der Schriftsteller, der sich anmaasst der Historiograph eines Krieges zu sein, in welchem eben dieser Feldherr die Heere von Halbeuropa siegreich gegen den grössten Krieger seiner Zeit, gegen den Tamerlan und Attila des Jahrhunderts geführt, der in 8 Monaten das vernichtete, was die Revolution in 20 Jahren gebaut? Kann es wohl eine grössere menschliche Verirrung geben, als eine solche Phrase?

Es wäre wohl unnütze, verlorene Mühe einen solchen Unsinn widerlegen zu wollen; denn über den Fürsten Schwarzenberg als Feldherr, über den Edelmuth seines erhabenen Charakters, sind die Acten schon lange geschlossen, über ihn haben Thatsachen und andere Männer entschieden als unser gelehrter Autor, der in selbstgefälliger Weisheit, statt Geschichte zu schreiben — Darstellung dessen, was geschehen, seine politisch-militärischen Phantasien vor der Welt auskramt, dabei den Monarchen herabsetzen will, der nach seinem eigenen Geständnisse durch seinen Zutritt zum nordischen Bunde der guten Sache den Ausschlag gab, und den Feldherrn verläumden will, der das Ganze siegreich zum Ziele geführt.

Dass in den beiden Feldzügen Fehler statt haben konnten, auch statt gehabt haben mögen, wer wird das läugnen; für diese aber den Fürsten Schwarzenberg unter den Verhältnissen, unter denen er den Oberbefehl über die Armeen zu führen gezwungen war, verantwortlich machen zu wollen, ihn sogar der Unfähigkeit zeihen zu wollen, ist eine Schändlichkeit, die nur von einem Schriftsteller ausgehen kann, der sich ohne alle wirkliche Kenntniss der Thatschen, in seiner Beurtheilung nur von dem nationalen Hasse und tollen Eifersucht leiten lässt.

Ich kehre jetzt wieder nach Frankfurt zurück, wo Dinge von der grössten Wichtigkeit verhandelt wurden; am ersten ob Friede, oder der Krieg fortgesetzt werden

solle; ferner die künftige Theilnahme am Bunde der drei Monarchen, von allen jenen Fürsten Deutschlands, welche bisher die Satelliten des Kriegerkaisers gewesen, an der Fortsetzung des Krieges.

Was den Frieden betrifft, so müsste Jener, der in jenem Zeitpunkte, wie Doctor Beitzke, an die Friedfertigkeit der Monarchen hätte glauben können, mit der grössten Kurzsichtigkeit geschlagen erscheinen. Denn gab auch Napoleon, in Paris angekommen, durch die Aenderung seines Ministeriums zu dem Glauben Veranlassung, dass es ihm um den Frieden zu thun sei, so erkannte man auch in Frankfurt das Blendwerk mit dem er die Nation ködern wollte, seine neuen Rüstungen gut zu heissen, nach dem Grundsatze: *si vis pacem, para bellum.*

Einen höchst interessanten Beitrag zur Erläuterung der damaligen Stimmung unter den Grossen in Frankfurt liefert das nachfolgende Schreiben des Fürsten Schwarzenberg an seine fürstliche Gemalin vom 1. December 1813 aus dieser Stadt. Er schreibt:

„— — — — Was hält man von den Veränderungen im französischen Ministerium? Ich halte sie für ein blosses Gaukelspiel, durch welches Napoleon seinen Wunsch Frieden zu machen seinem Volke beweisen will; ich glaube nicht, dass er in diesem Moment nach seinen grossen militärischen Unfällen an den Frieden denkt."

„Indessen ist der Abfall Hollands wichtig, die Einnahme von Pampeluna sichert uns Wellington's Unternehmung nach Frankreich, und diese zwingt Napoleon, beträchtliche Streitmassen gegen ihn zu stellen. Ich sende meine Pferde nach Freiburg und werde in sechs bis sieben Tagen dahin folgen. Der Moment ist von der grössten Wichtigkeit, die ganze Last des Entschlusses und der damit verbundenen Verantwortlichkeit ruht nun wieder auf mir. Bei einem guten Erfolge findet sich ein Heer von Menschen, die alle ihren Antheil daran zu haben versichern, nicht so bei einem schlimmen. Wahrlich, in meiner

Lage mit Unverdrossenheit, Ernst, Festigkeit und Glauben ununterbrochen fortzuschreiten, scheint mir oft selbst ein Riesenwerk zu sein. Der Pfad, auf dem ich wandle, ist so schmal, ein Fehltritt stürzt mich in einen unabsehlichen Abgrund. Ohne irgend eine Nebenabsicht, blos nach meiner Ueberzeugung fasse ich meinen Gesichtspunkt, und wandle auf Gottes mächtigen Schutz bauend, fest und treu auf ihn zu. Bald werden sich entscheidende Momente nähern, sie werden dem schon Vollbrachten eine Selbstständigkeit geben — oder uns noch weit vom Ziele zurückschleudern. — Der Prinz von Oranien ist am 1. November in Amsterdam eingerückt, man erwartet 25.000 Mann aus England. Bülow macht schöne Fortschritte; was der Kronprinz — von Schweden — thut, das weiss man nicht. Wir haben hier eine böse Rolle, aber wir wollen hoffen, dass der rächende Arm der göttlichen Gerechtigkeit sein Werk nicht unvollendet lassen wird. Unsere Pflicht ist zu handeln“ —

Am 19. November war ich zum Hauptmann im Generalstab zum dritten Mal vorgeschlagen worden, leider blieb der Vorschlag in den Händen jener Person, die mich in Töplitz und bei Leipzig beseitigte, mit vielleicht noch 100 andern im Cabinete des Kaisers liegen, als dann vor der Schlacht von Arcis das Hoflager des Kaisers sich vom Hauptquartier trennte, machte Fürst Schwarzenberg den Kaiser auf die vielen unerledigten Vorschläge aufmerksam, da an einem Orte die Officiere fehlten, die am andern überzählig waren, die Antwort des Kaisers an den Fürsten war: „Avanciren Sie Alle, und der Befehl wird nachkommen“, und so wurde meine Beförderung erst am 22. März 1814 publizirt, man mag hiernach beurtheilen, wie viel Rangstufen ich in einer so grossen Armee wie die österreichische, in beinahe 6 Monaten vom 1. September 1813 bis 22. März 1814 verloren.

Am 1. December wurde ich vom Feldmarschall Fürst Schwarzenberg nach Freiburg vorausgeschickt, um dort die Aufnahme seines Hauptquartiers vorzubereiten; am

10. December traf der Feldmarschall dort ein. Hier wurde dann die Bestimmung für den Einmarsch in Frankreich durch die Verhandlungen mit der Schweiz, über den Durchmarsch durch dieselbe eingeleitet.

Mehrere französische Schriftsteller, die über jene Zeitverhältnisse geschrieben, unter andern Graf Tascher, in seiner Vertheidigungsschrift des Prinzen Eugen gegen die Vorwürfe Marmont's sagen, Oesterreich habe dem Völkerrecht entgegen die Neutralität der Schweiz verletzt. Den nämlichen Satz stellt auch La Baume in seinem Werke: *Histoire de la chute de l'empire de Napoléon*, Paris 1820 auf, indem er unter der Rubrik: *Violation du territoire suisse* sagt: *En même tems le général Bubna somma Mr. de Watteville chef des troupes suisses stationnées sur la rive gauche du Rhin, d'évacouer les postes militaires qui lui avoient été confiés, et lui déclara, que la grande armée combinée, forte de cent soixante mille hommes, allait entrer en Suisse, et que deux de ces principales colonnes se dirigeroient en toute hâte, l'une sur Befort et l'autre sur Genève.*

Obschon diese Behauptung von mir schon in der „österr. militär. Zeitschrift" im Jahre 1833 XII. Heft S. 218 und in der „Milit. Zeitung" vom Jahr 1857 in Nr. 22 widerlegt worden ist, so halte ich nicht für überflüssig, hier noch einmal den Vertrag anzuführen, welcher von österreichischer Seite durch den F. M. L. Grafen Bubna, mit dem Schweizer Obersten von Herrenschwand, am 20. December 1813 zu Lörrach in folgendem Inhalt abgeschlossen wurde:

„1. Alle schweizerischen Truppen auf der Rheinlinie werden mit Kriegsehren, Waffen und Bagage abziehen."

„2. Allen schweizerischen Truppen wird auf ihrem Marsche der ungestörte Rückzug mit der Artillerie und Munition zugesichert, und dort wo Colonnen dieser Truppen mit jenen der Alliirten zusammen treffen sollten, wird auf Begehren des schweizerischen Officiers ein Officier der alliirten Armee sie begleiten. Die rückbleibenden Kranken werden

von ihren eigenen Aerzten sorgfältig behandelt, und nach der Heilung ihren Bataillons zugeschickt.“

„3. Die möglichste Sicherung von Basel gegen Unternehmungen von französischer Seite, wird von Seite der alliirten Mächte zugesagt.“

„4. Die Thore der Stadt Basel werden morgen früh um 2 Uhr den k. k. Truppen, unter Anführung Sr. Durchl. des Herrn Generalmajors Prinzen Koburg geöffnet werden.“

„5. In Hinsicht der Beibehaltung der Cantonstruppen, der freundschaftlichen Behandlung des Landes und der Autoritäten, beruft man sich auf die Proclamation des commandirenden Herrn General Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg.“

Unterzeichnet Bubna F. M. L. Der eidgenossensch. Oberste von Herrenschwand.

Aus diesem Vertrage zeigt sich, dass am 21. December als die alliirten Truppen die Brücke über den Rhein bei Basel überschritten, die der Schweiz von Napoleon aufgedrungene Neutralität nicht mehr existirte. Hätte übrigens die Schweiz diese auf schwachen Füssen stehende Neutralität gegen die Alliirten behaupten wollen, so würde diese von ihnen nicht anerkannt worden sein, was aus der Zustimmung der Monarchen hervorgeht, die diese dem Feldmarschall ertheilt hatten, sich entweder durch Güte oder mit Gewalt den Weg durch die Schweiz zu bahnen.

Von Freiburg schrieb der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg unter dem 12. December an die frühere Adresse nach Wien:

„Hier wird nun die grosse Frage entschieden werden, ob wir die Neutralität der Schweiz anerkennen oder nicht. Meine Ansicht ist bestimmt: kein Heil für die verbündeten Heere ohne den Besitz der Schweiz.

„Die Verhältnisse dieses Landes gegen Frankreich sind von der Art, dass die Neutralität gegen Frankreich nur ein Wort ohne Sinn ist; denn nichts kann die Franzosen hindern, sobald sie hinlängliche Kräfte sammeln werden,

unter dem nichtigsten Vorwande wie vormals in die Schweiz einzudringen: nur zu spät würden wir dann eine militärische Sünde bereuen, die durch nichts mehr in der Welt zu tilgen ist. Bei weitem der grösste Theil der Schweiz wünscht das französische Joch abzuschütteln, der Geringere muss sich fügen. Aus der Schweiz kann man Frankreich empfindlich bedrohen, durch den militärischen Besitz der Schweiz wird Italien im Rücken genommen. Unverzeihlich wäre hier eine halbe Maassregel. — Wir sind aber an einer Epoche, wo wir nicht ruhen dürfen, so gewagt auch jeder unserer Schritte sein mag, so müssen wir dennoch fest und kühn fortschreiten. Wankelmuth könnte hier zum Verrath an Europa werden. — Ach! über den beneidenswerthen Wellington! der kaum sagt was er gethan hat, und dann selbst seinem Souverän nicht, was er zu thun Willens ist."

Dieser letzte Ausruf des Fürsten liefert den deutlichsten Beweis für seine Stellung als Oberfeldherr der verbündeten Heere.

Unter dem 20. December schrieb der Fürst eben auch noch von Freiburg:

„— — — — „Morgen rücken wir friedlich in die Schweiz ein, mir scheint, dass Alles ruhig ablaufen wird; es ist klar, dass die Umstände nicht erlaubten länger ruhig zuzusehen; wir stürzen uns von Neuem in den Strom einer kräftigen aber wohl überlegten Thätigkeit. Nicht Ruhmsucht leitet mich, nicht Ehrensäulen will ich erkämpfen, aber einen wahren Frieden; rein ist meine Absicht, kein meine Pflicht entheiligender Geist der Eitelkeit leitet meine Schritte, ich eile meiner Bestimmung entgegen."

Der Operationsplan zum Uebergange über den Rhein hatte für die alliirte Armee vier Uebergangspunkte angenommen, Basel, Laufenburg, Schaffhausen und Krenznach. Bei den drei ersten Orten waren stehende Brücken, bei dem letztern sollte eine Pontonbrücke geschlagen werden,

und ich war beauftragt dieses auszuführen; allein das Vorhaben musste aufgegeben werden, da bei der starken Strömung des Flusses, die Anker in seinem Felsenbette keinen Halt fassen konnten. Der F. M. L. und Chef des Generalstabs Graf Radetzky, dem an diesem Uebergange gelegen war, hatte sich persönlich von der Unmöglichkeit des Festhaltens der Anker überzeugen wollen, in einen Ponton gestiegen, war er vom Strome fortgerissen, ein paar Minuten in Gefahr ans Ufer geworfen zu werden, bis ihn die Pontoniere mit einem andern Ponton mittels Rudern wieder einholten. Das Misslingen dieses Brückenschlags erinnert an jenes des versuchten Brückenschlags im Feldzuge 1799, am 17. August bei Dettingen über die Aar, der aus der nämlichen Ursache, weil die Anker keinen Halt fassen konnten, nicht zu Stande kam; welches vom russischen Geschichtschreiber dieses Krieges, dem Obersten Miljutin benützt wird, um dem Erzherzog Karl den Vorwurf zu machen, die ganze Sache sei nur ein Schauspiel gewesen. Der gegenwärtige Fall ist wohl die beste Antwort, auf den Vorwurf Miljutin's.

Während zwischen dem 21. und 22. die Truppen in den früher genannten Punkten den Rhein überschritten, hatte der Feldmarschall am 21. sein Hauptquartier nach Lörrach übersetzt, von hier schrieb er am 23. December nach Wien:

„Hier zwischen Deutschland, der Schweiz und Frankreich habe ich mein Hauptquartier aufgeschlagen. Vorgestern rückte ein Theil der Armee in die Schweiz, der andere cernirt Hünningen, beobachtet Befort und das Rheinthal. Den Oberst Scheibler habe ich mit seinem Streifcorps gegen Strassburg und Savern poussirt, um Nachrichten vom Feinde einzuholen und die Strasse nach Nancy zu beunruhigen, ich selbst habe eine Recognoscirung gegen Hünningen vorgenommen. Dermalen habe ich diesen Theil dem Generalen Wrede anvertraut; ich werde ihn bald beträchtlich verstärken. Auch rücken die Reserven unter

Barklay hieher; Bubna rückt zwischen heute und morgen in Bern ein. Die ganze österreichische Armee sammelt sich bei Bern; von da denke ich nach Umständen über Besançon vorzurücken, und etwa im halben künftigen Monat ohnweit Langres eine Stellung zu nehmen. Indessen muss die Armee Blücher's, des Kronprinzen ebenso wenig unthätig sein, als die Holländische. Auf diese Art hoffe ich wenigstens einige Zeit hindurch auf Kosten Frankreichs leben, und meine Hilfsmittel hier schonen zu können, bei meinen zahlreichen Fressern ist das ein unendlich grosser Vortheil. Jede Operation ist mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden, dennoch musste in den dermaligen Verhältnissen die Aufgabe gelöst werden. — Nun ist es begonnen und die Schweiz, Frankreich liegt nun zentnerschwer auf mir. Der Himmel wird mich schützen, denn fern ist Eitelkeit von mir, ich dürste nicht nach Ruhm, den Frieden zu erkämpfen ist mein höchster Wunsch."

Der Feldmarschall war bis zum 25. in Lörrach verblieben, um noch im Mittelpunkte der Bewegung zu sein, während wir mit dem Hauptquartier am 22. von Lörrach nach Basel zogen, von wo der Fürst am 23. eine Recognoscirung von Hünningen vornahm, wobei auch ich ihn begleitete.

Ueber die deutschen Verhältnisse in Bezug auf die Mitwirkung der Rheinbundfürsten, schrieb der Fürst am 25. December noch von Lörrach nach Wien.

— — — — „Ueber die deutschen Angelegenheiten, da lässt sich nun allerdings manche Bemerkung machen; doch wird, wie ich hoffe, der allgemeine Friede streng richten. Im Hessischen wird sehr schnell gearbeitet werden, denn der Kurfürst fürchtet die Rückkehr Napoleon's, die ihn wieder nach Prag würde ziehen machen. Hannover bleibt um so weniger zurück, als die Gewehre und Kleidungsstücke, schon fertig aus England eintreffen. In wenig Tagen ziehen 12.000 Württemberger über den Rhein. Ganz unthätig sind wir nicht gewesen, indessen

ist die Coalition in allen Maassregeln ein fürchterliches Hinderniss; doch wären wir ohne sie nicht hieher gekommen, darum kann man ihr sammt allen ihren Unvollkommenheiten nicht gram sein. Aber wo wird das enden? Ich weiss es nicht. Frankreich hat so viele Hilfsquellen, und nirgends versteht man das Auspressen bis auf den letzten Tropfen so gut, wie in diesem Lande. Ein schweres Stück Arbeit steht mir bevor, mein bischen Ruhm steht ganz auf dem Spiele, und wenn das Glück mir nicht günstig ist, so wird mich die öffentliche Meinung tiefer fallen lassen, als sie mich erhoben hat. — Das Schloss Landskron ist genommen, ein kleiner Vortheil, — aber doch einige Kanonen!"

Von eben da schrieb der Fürst am 27. December.

„Ich gehe nach Basel, wo ich schlafen will, morgen nehme ich eine Recognoszirung gegen Kolmar vor, und Abends denke ich in Altkirch einzutreffen, wo mein Hauptquartier hinmarschirt. Bei Hünningen zieht es sich in die Länge, weil wir nicht genug Belagerungsgeschütz beischaffen können."

Ich schliesse hier den zweiten Abschnitt meiner Erinnerungen, mit dem Abschlusse des Feldzugs 1813 nachdem mit dem Uebergang über den Rhein schon der Feldzug 1814 begonnen hatte.

Dritter Abschnitt.

Das Jahr 1814.

In Basel wo das Hauptquartier am 22. eintraf, wurden wir von den Einwohnern sehr freundlich aufgenommen; ich erhielt mein Quartier bei einem sehr reichen Manne, dem bekannten Herrn Burkhard, der eine reiche Kunstsammlung von verschiedener Gattung hatte, von der die Münzsammlung den Glanzpunkt bildete; ich konnte nur bedauern wenig Zeit zu haben, Alles gehörig durchzusehen.

Es ist übrigens bekannt, dass die Baseler, eigentlich von deutschem Stamme, sich der Schweiz einverleibt hatten, und ihr Verhältniss zu Deutschland nicht gerade das freundschaftlichste war, einem Verhältnisse, dem die Baseler auf eine ganz besondere Art den Ausdruck geben. Die Brücke die bei Basel über den Rhein führt, endet an der Stadt in einem Thore, welches durch einen rechts und links mit den Stadtmauern verbundenen, zwei Stock hohen massiven Thurm führt, in welchem im zweiten Stocke eine Uhr und unter dieser ein grosser, in Stein ausgehauener vollbärtiger Mannskopf eingemauert ist. Dieser Kopf nun streckt zum Hohne gegen Deutschland bei jeder Secunde seine Schuh lange Zunge, „der Baseler Lecker" genannt, heraus. Bei unserm Einmarsch jedoch hatten die Baseler die Rücksicht, die Uhr entweder stehen zu lassen, oder wenigstens dem

Lecker Stillstand zu gebieten, indem der steinerne Kopf von da an seine Zunge im Zaume hielt.

An diesen Lecker bindet sich noch eine Eigenthümlichkeit Basels, nämlich die sogenannten Baseler-Leckerlen, ein sehr gutes Backwerk, ein Mitteldings zwischen Marzipan und Lebkuchen, welches in die halbe Welt verschickt wird.

Unser Aufenthalt in Basel mit dem grossen Hauptquartier dauerte bis zum 2. Januar, wo dasselbe nach Altkirch marschirte.

Hier hatte ich eine sonderbare, ungewöhnliche Erscheinung. Um den Officieren des Generalstabs überall sicheres Geleit durch die russischen Truppen zu verschaffen, war von dem Pulk Kosaken, der dem Hauptquartier des Feldmarschalls zugetheilt war, einem jeden Officier des Generalstabs ein Kosake als beständige Ordonnanz beigegeben worden, der ihn überall hin zu begleiten hatte.

Der Kosake, der mir zugetheilt war, ein bildschöner Junge von zwanzig und einigen Jahren, war in seiner Kosakenadjustirung äusserst nett, beinahe reich gegen andere, indem der Stiel seines Kantschu's beinahe ganz mit Silber beschlagen war, und er die Finger voller massiv goldener Ringe hatte. Da ich ohne mit ihm sprechen zu können, ihn recht freundlich behandelte, so war er mir ausserordentlich zugethan, und merkwürdig war seine Aufmerksamkeit auf mich, die er bei jeder Gelegenheit bethätigte; so konnte ich darauf rechnen, jeden Morgen auf dem Marsch von ihm mit einem trefflichen Schnaps regalirt zu werden; bemerkte er, dass ich absteigen wolle, so flog er auf seinem ausgezeichnet schönen Pferde herbei, mir den Steigbügel zu halten, ehe mein schwerfälliger Stabsdragoner, der hinter mir ritt, sich nur in Bewegung setzte. In Altkirch nun war es, wo ich in einem stockhohen Hause bequartirt war, dass ich gerade am Fenster gegen die Gasse, und mein Kosak unten auf der Stiege zur Hausthüre stand, als ein Trupp alter bärtiger Kosaken (der meine hatte noch keinen Bart) von der Strasse her,

sich dem Hause näherte. Sobald sie meinen Kosaken erblickten, hielten sie an, stiegen von den Pferden, liessen nur ein paar zum Pferdehalten zurück, und kamen ganz demüthig mit über der Brust gekreuzten Händen auf den meinigen zu, und küssten nach einer kurzen Ansprache des Aeltesten, ihm die gravitätisch dargereichte Hand. Nach einer kurzen Unterredung, und einem nochmaligen Handkusse, bei dem mein Kosak immer sein Phlegma beibehielt, stiegen sie wieder zu Pferde, um ihren Marsch fortzusetzen. Nach meinen Erkundigungen darüber erhielt ich dann die Aufklärung, dass diese Kosaken Leibeigene des meinigen waren, deren er viele Hunderte gezählt haben soll.

Eine sonderbare Erscheinung bei diesen Menschen war es, dass wenn sie den Branntwein wie Wasser tranken, sie durch die guten französischen Weine sehr leicht berauscht wurden; was ich aber an meinem Kosaken am meisten bewundert habe, war seine Orientirungsgabe.

Im Auftrage des Feldmarschalls war ich von Langres nach Dijon gesendet worden, welches am 21. Januar durch das 1. Armee-Corps unter dem Feldzeugmeister Colloredo besetzt worden war, weil der Fürst die Absicht hatte, selbst mit dem Hauptquartier über Dijon zu ziehen, was jedoch nicht geschah; am 25. wurde ich wieder ab, und nach Chaumont berufen. Als ich mich Nachmittags in Dijon zum Abmarsch bereitete, bemerkte ich dass mein Kosak höchst betrunken, von der einen Seite auf's Pferd gestiegen, auf der andern wieder herabgefallen war, so dass ich ihn zurück und sich selbst überlassen musste, wo ich ihn dann mehrere Tage nicht sah und ihn schon für verloren hielt. Und siehe da! als ich am 31. Januar auf der Anhöhe von Trannes vom Pferde steigen wollte, steht mein Kosake wieder am rechten Steigbügel meines Pferdes; ich wäre begierig gewesen den Weg zu kennen, den er von Dijon auf das Schlachtfeld von Brienne genommen.

Nach dieser Episode gehe ich zur Sache zurück.

Ohne einen Feind vor uns zu haben, waren wir mit dem grossen Hauptquartier am 5. Januar in Porentrui (Brontrutt) am 6. in Mümpelgarde (Montbeliard) am 9. in Arcey, am 10. in Villersexel und am 11. in Vesoul eingetroffen. Es musste dieser weite Umweg gemacht werden, um der Festung Befort auszuweichen.

Von Altkirch schrieb der Feldmarschall nach Wien am 4. Januar:

„Gestern war ich eine Stunde über Kolmar hinaus gegen Schlettstadt zu. Der Feind verliess Kolmar bei unserer Annäherung, er war nicht stark. Ich lasse Wrede bis gegen Strassburg rücken, um die Festung und die Strasse nach Nancy zu beobachten. Wittgenstein trug ich auf, unterhalb Strassburg eine Brücke zu schlagen, ein tête-de-pont anzulegen, und die Verbindung links mit Wrede gegen Savern und rechts mit Blücher zu suchen. Hier blockire ich Befort und am 9. wird Besançon eingeschlossen sein; mit dem Gros rücke ich über Vesoul gegen Langres, dort hoffe ich mich zu sammeln und ein besseres Land für meine Existenz zu gewinnen, um mich dann nach Umständen zu bewegen. Genf ist glücklich in unsere Hände gefallen, dadurch habe ich meinen linken Flügel gestützt, der Rücken der italienischen Armee wird durch Streif-Commanden bedroht, und ich will den Versuch machen, Bubna gegen Lyon vorzupoussiren um die Sammlung der Conscrits im mittäglichen ohnehin unzufriedenen Frankreich zu stören; dann durch die gute Ordnung und Disciplin unsern Credit in Frankreich zu heben; denn wenn die Kaufleute Lyons nach allen Gegenden Frankreichs schreiben, dass die Truppen gute Ordnung halten, so widerlegt diese Aussage vollkommen alle vom Gouvernement ausgesprengten Märchen, denn der Credit der erstern ist bei weitem überwiegend. Meine Aufgabe ist von einer gewaltigen Gattung, wenn ich unterstützt werde, so kann und muss der Friede erkämpft werden; werde ich aber nicht von der Nordarmee, von Wellington, von der

italienischen Armee in meinen Schritten begleitet, so kann ich tief stürzen, aber ich werde es zu ertragen wissen, denn mein Gewissen spricht mich frei — so und nicht anders muss ich handeln, wenn ich das Vertrauen und den Segen der Vorsehung verdienen will.

„Von Blücher, da bin ich sicher, wir verlassen uns ebenso wenig hier wie bei Leipzig.“

„Aber von einer andern Seite werden Tausende gelähmt im entscheidenden Momente. Allerdings sicherer wäre es und rein egoistisch, wenn ich, zufrieden mit dem was der Himmel mir bescherte, mich in träger Klugheit und Vorsicht eingehüllt, im entscheidenden Augenblicke vom Handeln und Wirken zurückziehen wollte; allein so denke ich nicht. Ruhe! ja, nach der sehne ich mich, aber nur nach erfüllter Pflicht, sonst schmeckt sie wie der Besitz unrechten Gutes.“

Die verschiedenen Armee-Corps setzten ihren Marsch in der gegebenen Richtung fort, grösstentheils bisher, ohne einen Feind vor sich gehabt zu haben, und ohne dass dem Feldmarschall bestimmte Nachricht über eine förmliche Versammlung französischer Truppen an irgend einem bestimmten Orte zugekommen wäre.

Ich fahre fort in der Mittheilung der Briefe des Fürsten.

Von Monbeillard schrieb der Fürst am 8. nach Wien:

„Bisher wissen wir noch nichts wegen einer förmlichen Versammlung einer feindlichen Armee, ich setze meine Bewegung fort, um wo möglich Langres und Dijon zu erreichen, dort habe ich die Gebirge hinter mir, die Armee kann leben. Blücher kann zwischen Metz und Nancy vorrücken, so kommen wir in Verbindung, und ich denke der Friede muss dann doch auch kommen. — Wrede meldet mir aus Kolmar, dass gestern der Adjutant des Duc de Vicence auf seine Vorposten kam, und eine Depesche an Metternich brachte, mit der Aeusserung Vicence sei in Lüneville. Ich gehe morgen nach Besançon, lasse die Festung cerniren, und werde die übrigen Truppen dieser Colonne

gegen Dijon disponiren, übermorgen hoffe ich mein grosses Hauptquartier, welches unterdessen fortmarschirt in Villeneuve einzuholen. Nur durch die grösste Thätigkeit können wir hoffen, den Frieden zu erzwingen; aber meine Rolle dabei ist äusserst schwer und gefährlich. — Die Einnahme des Fort de l'Ecluse ist von grossem Nutzen."

Von Vesoul am 12. Jannuar 1814:

— — — — „Vorgestern habe ich Besançon recognoscirt und die Blockade eingeleitet, die der Fürst Alois Liechtenstein zu commandiren hat, es wird ihm sehr unangenehm sein, dort sitzen bleiben zu müssen. Ich traf noch in der Nacht in Villeneuve ein, wo mein Hauptquartier war. Gestern marschirte ich hieher, es war einer der kältesten Tage. Heute machte es einen fürchterlichen Schnee, der sich endlich in Regen verwandelte, das ist schlimm für die Strassen. — Der Feind hat in Langres einige tausend Mann gesammelt; ich erwarte hier mit Ungeduld meine Reserven. Aber warum glaubst Du wohl, dass sie noch nicht hier sind? Du würdest es wahrscheinlich nicht errathen! — Nun so wisse, dass am 13. d. nämlich am ersten Januar russischen Kalenders der Kaiser Alexander vor einem Jahre an der Spitze seiner Garden über den Niemen ging, darum findet er es gar poetisch, an dem 1. Januar d. J. ebenso über den Rhein zu setzen, und das ist die Ursache, warum meine Reserven am Rhein stehen, während mein Hauptquartier in Vesoul ist. So muss ich commandiren. Wenn der Himmel mich nicht schützt, oder der Krieg bald ein Ende nimmt, so muss doch endlich eine böse Katastrophe einmal statt haben. Das Marionettenspielen in so wichtigen das Schicksal Europa's entscheidenden Epochen ist wirklich ekelhaft. Durch aufgefangene Briefe weiss ich, dass alle disponiblen feindlichen Truppen von Metz nach Nancy marschirt sind, um sich mit Victor zu vereinigen, der sodann auf meine rechte Flanke eindringen kann, die jedoch ohne Unglück leicht widerstehen soll. Blücher war

am 4. noch in Kreuznach. Ich habe ihn eingeladen sich gegen Nancy zu werfen, diese Bewegung allein muss den Feind zwingen, sich eilends zurück zu ziehen. Alles muss zusammenwirken, sonst kann leicht ein Unfall erlebt werden, und der kann dann mich am ersten treffen.“

„Meine Berechnung war richtig, wenn man mir aber meine Reserven aufhält, und in meiner Flanke mich nicht unterstützt, so scheitert allerdings der Plan. Es wird so Mancher seine Freude daran haben, wenn ich das Opfer der Thorheiten Anderer werde, aber ich denke an meine Pflicht, dann ist mir der Welt Urtheil sehr secondär. — Metternich hat dem Vicence nach Luneville geantwortet, er würde nach der Ankunft Castelreagh's, die täglich erwartet wird, erst Unterhandlungen anknüpfen können. — Das Geschäft ist von einer monströsen Ausdehnung, der Kopf kann beinahe nicht Alles auffassen, und dann die Unruhe — das giebt böse Nächte, ach! wie werde ich einst die ruhigen zu schätzen und zu geniessen wissen.“

Der Hauptinhalt des vorstehenden Schreibens des F. M. Fürsten Schwarzenberg, führt mich auf die Vorwürfe zurück, die der wahrheitsliebende Geschichtschreiber Major und Dr. Beitzke im 5. Capitel S. 82 der ersten, und Seite 57 des dritten Theils der zweiten Auflage, seines deutschen Freiheitskrieges 1813 und 1814, dem Feldmarschall macht. Aus dem vorangeführten Schreiben des Fürsten Schwarzenberg erhellt klar die Ursache der Langsamkeit des Marsches der Armee, vom Uebergange über den Rhein bis Langres; Beitzke sagt nun ohne die ihm in unserer Besprechung seines Werkes 1. Auflage (Nr. 21 der „Wr. Mil. Zeitung“ vom 14. März 1857) bekannt gegebene Ursache zu berücksichtigen: „Das böhmische Heer“ — so beliebt er immer die Hauptarmee zu nennen, — „bedurfte aber vom 20. December an einen ganzen Monat, um vom Centrum(?) Basel aus, 24 deutsche Meilen bis Langres zurückzulegen. Und dabei war nur ein Theil der Mitte bei Langres angekommen.“

Schon die angegebene Zeitrechnung ist falsch, denn nicht am 20., sondern erst am 22. December gingen die ersten Colonnen der Hauptarmee bei Basel über den Rhein und Beitzke's Berechnung der 24 deutschen Meilen, würde nur dann, und kaum ihre Richtigkeit haben, wenn der gerade Weg über Befort hätte genommen werden können. Da aber Befort links umgangen werden musste, so betrug dieser Umweg um zehn Postmeilen mehr; allein die Distanz ist nicht die Hauptsache, sondern der Aufenthalt durch das Zurückhalten der Reserven durch den Kaiser von Russland bis zum 13. Januar, die schon wenigstens am 25. oder 26. Januar den Rhein hätten überschreiten können, nachdem im Operationsplan zum Uebergang über den Rhein festgestellt war, dass die Reserven ihren Uebergang bewerkstelligen sollten, sobald als auf dem linken Rheinufer Raum für dieselben vorhanden sein würde. Da nun die Truppen keinen Feind vor sich fanden und ihren Marsch vorwärts ungehindert fortsetzten, so war es angezeigt, dass auch die Reserven unaufgehalten hätten folgen sollen. Wenn es nun wahr ist, dass der Zeit nach, die Alliirten um 14 oder mehr Tage früher vor Paris hätten erscheinen können, so kann nur die Perfidie eines gewissenlosen Schriftstellers den Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg dafür verantwortlich machen wollen, dass dies nicht so eintrat.

Am 13. Januar 1814 von Vesoul schrieb der Fürst:

— — — — „Nur im kühnen Vorwärtsschreiten liegt Heil, und der Pfad ist dabei so schlüpferig! Mir ist immer als hinge über mir das zweischneidige Schwert des Damokles an einem Seidenfaden. Indessen hat der Kronprinz von Würtemberg vereint mit Plattow, den ich dorthin beordert habe, um sobald als möglich durch das Maasthal gegen Bar-le-Duc zu streifen, — den Feind bei Epinal angegriffen, geworfen und gegen Nancy gedrängt, mehrere Gefangene gemacht, worunter 6 Officiere. Zwei Regimenter

Voltigeurs de la garde sind dabei hart mitgenommen worden; man fand mehrere hundert Gewehre auf der Strasse."

„Bei Saint Dicy hat Wrede's Avantgarde den Divisions-General Milhaud kräftig zurück gewiesen. Blücher schreibt mir, dass er Marmont mit höchstens 20,000 Mann vor sich habe, und daher hoffe am 15. bei Metz einzutreffen. Das wäre vortrefflich*). Napoleon bewegt Himmel und Erde, um einen allgemeinen Landsturm zu bilden; an manchen Orten wird es gelingen, allein das Land wird dadurch gewaltig leiden. Was hat nicht dieser Napoleon über solche Maassregeln sonst losgezogen, und jetzt ergreift er sie selbst."

Vesoul am 15. Januar 1814.

— — — — „Hier haben wir bald Frost bald Thauwetter, das macht die Seitenstrassen oft ganz unbrauchbar, ich erwarte oft Couriere mit der grössten Ungeduld; Wrede sollte am 13. angreifen und ich habe noch keinen Bericht. Bubna der zur Deckung meiner linken Flanke gegen Lyon treibt, hat mir lange schon nichts gemeldet. Das ist noch kein übles Zeichen, aber quälend ist eine solche Ungewissheit; die Lunge kann nicht frei ausathmen. Da nun meine Reserven im vollen Anmarsch sind, so denke ich am 18. einen Angriff auf Langres zu unternehmen. Vor wenig Tagen sind bei 10,000 Garden dort angekommen, und zwar in Eilmärschen von Namur her, das kömmt von dem elenden Benehmen des schurkischen Bernadotte, der

---

*) Das Schreiben Blücher's, mit welchem er dem Fürsten Schwarzenberg seine Ankunft in St. Avold meldet, ist seines Lakonismus wegen zu merkwürdig, als dass ich es hier nicht anführen sollte. Er schrieb:

„Ich bin heute mit der schlesischen Armee vor Metz angekommen. Saarlouis und Landau ist eingeschlossen, Thionville und Luxemburg berennt, ich kann sogleich mit 74,000 Mann Combattanten Bataille liefern, am 18. bei Metz mit 94,000 Mann, später mit der Euer Durchlaucht bekannten Stärke."

Hauptquartier St. Avold, den 12. Januar 1814.

Blücher."

die Lücke rechts von Blücher nicht ausfüllt. Diese Mitwirkung fehlt uns im allgemeinen Plane auf eine schmerzliche Weise. Man sagt, dass Wellington einige tausend Franzosen aus Catalonien hat entwischen lassen, die nun verbunden mit Conscrits und Nationalgarde, leicht meine linke Flanke beunruhigen können. Fürst Alois Liechtenstein, der die Blockade von Besançon, Fort Joux und Salins commandirt, zeigt an, dass Fort Joux capituliren will, ich gestatte der Garnison den freien Abzug als Kriegsgefangene bis zur Auswechselung; ich glaube es sind 200 Mann, meist Invaliden. Der Besitz des Forts ist mir äusserst wichtig, denn es sperrt die Strasse von Pontarlier hermetisch, und das ist im Falle eines Rückzugs eine Hauptlinie für mich. Wohlan! das Werk ist ungeheuer, indessen muss ich meinen Zweck fest und treu verfolgen. — Der Himmel wird auch seine Hand nicht von uns abziehen."

Vesoul vom 16. Januar:

„Mein rechter Flügel steht heute bei Bourbonne-les bains. — Wer hätte vor anderthalb Jahren, als ich diesen Badeort besuchte, gedacht, dass ich nach so kurzer Zeit an der Spitze eines Heeres ihn wiedersehen sollte? Jedermann hätte aufgeschrieen: ohne ein Wunder ist das nicht möglich. Aber das Wunder ist geschehen! Napoleon's des stolzen, übermüthigen, Gebäude ist das Gegenstück zum Thurme Babel; sein Maass war voll. Die Gesetze der Natur wollte der Thor verspotten, die eiserne Wand, die der Schöpfer der menschlichen Kraft in physischer und moralischer Hinsicht setzte, diese wollte er durchbrechen; das that er im Jahre 1812 und 1813. Wir haben höchstens das Verdienst dabei, uns durch den Nimbus von Unüberwindlichkeit nicht zurückschrecken zu lassen, denn mit Billigkeit muss man gestehen, dass er uns schönes Spiel machte.

„Dieser zweite Theil scheint sich nun der Entwicklung zu nahen, denn der Angriff auf Langres wird viel entscheiden. Eben meldet mir Wrede vom 14., dass der

Feind sich vor ihm nach Luneville zurückgezogen hat; ich befahl ihm sich näher an mich zu halten, da ohnehin Wittgenstein angewiesen ist, gerade auf der Strasse gegen Luneville vorzugehen und die Verbindung mit Blücher zu unterhalten. Mein Hauptzweck muss sein, durch Vorrückung auf dem Kamme, der die Quellen der Mosel und Maas zu seinen Füssen entspringen sieht, alle Positionen zu umgehen, die der Feind hinter diesen Flüssen nimmt. Bei Langres können wir eine etwas harte Aufgabe finden, wir wollen aber auf den Schutz des Himmels rechnen; vielleicht nähern wir uns dem Ende."

Das Gerücht hatte die Besatzung von Langres mit Inbegriff der Nationalgarde auf 15 bis 18.000 Mann angegeben; allein dies Gerücht war falsch, und Marschall Mortier, der nur mit 8000 Mann Garden dort gestanden und jetzt sicher wusste, dass nicht Streifcorps der Alliirten, sondern die Hauptarmee vor ihm stand, verliess mit Anbruch des Tages am 17. Januar Langres ohne einen Angriff abzuwarten, und ging nach Chaumont zurück. Die Einwohner von Langres hatten sich dem Streifcorps des Grafen Thurn feindselig erwiesen; um diese nun vor einer Wiedervergeltung sicher zu stellen, hatte Mortier eine Besatzung von ein paar hundert Mann in Langres zurück gelassen, um die Einwohner durch eine Capitulation vor der Gegenrache der Alliirten zu schützen. Die unverschämten Capitulationspunkte des Stadt-Commandanten wurden vom F. Z. M. Gyulay gehörig abgewiesen, mit der Drohung, im Falle sich die Besatzung nicht auf Gnade und Ungnade ergebe, die Stadt mit dem Wurfgeschütz angezündet, mit Sturm genommen werden würde, und Alles über die Klinge springen müsse.

Den Ernst sehend, ergab sich der Commandant Oberst de la Mortière auf Discretion, und 2 Oberste, 4 Officiere und 200 Mann der alten Garde gaben sich gefangen; erobert wurden 13 ganz neue Gebirgskanonen und eine grosse Menge Pulver.

Fürst Schwarzenberg schrieb am 19. Januar von Langres:

„Wir haben diesen wichtigen Punkt leichter erhalten als ich es vermuthete, und ich habe mich überzeugt, dass er uns bei einem Sturme sehr viel Blut würde gekostet haben. Uebrigens ist die Eroberung von 12 (13) neuen Kanonen, mit einem schönen Vorrathe von Pulver immer nicht unbedeutend. Heute ist Chaumont besetzt und der Feind hat sich gegen Troyes zurück gezogen.

„Fürst Alois Liechtenstein meldet, dass Leiningen kraft der ihm ertheilten Vollmacht eine Capitulation abgeschlossen hat, nach der das Fort Joux am 16. an uns übergegangen ist; nun ist die Rückzugslinie über Pontarlier vollkommen frei."

Vom 26. Januar. Langres.

„Mein Hauptquartier ist schon in Chaumont, und ich bin nur noch mit einigen Officieren hier, morgen Abends werde ich mich dahin verfügen.

„Hier sollten wir Friede machen, das ist mein Rath, unser Kaiser, auch Stadion, Metternich, selbst Kastelreagh sind vollkommen dieser Meinung; aber der Kaiser Alexander! Das ist der Moment der wichtigsten Entscheidung, der Himmel schütze uns in dieser Krisis. Caulincourt ist seit einigen Tagen in Chatillon-sur-Seine und will unterhandeln." (Wenn der Fürst wünschte hier Frieden zu schliessen, so gründete sich dies Verlangen auf seine Lage, auf die Verhältnisse, unter denen er gezwungen war, den Oberbefehl über die Armeen unter einem Druck von oben zu führen, bei dem er nur in beständigen Kämpfen im Stande war seinen Willen durchzusetzen; er wünschte den Frieden, um aus seiner schwer auf ihm lastenden Lage erlöst zu sein. Es ist dieser Wunsch jedoch nicht als Grund anzunehmen, dass er, als einmal der Vertrag im März in Chaumont geschlossen war, und die völlige Niederwerfung der französischen Suprematie das fortgesetzte Ziel der Coalition blieb, das Ende des Krieges nicht in Paris sah.) „Napoleon", schrieb er weiter „sammelt was

er nur zusammen raffen kann zwischen Rheims, Chalons und Paris. Ich habe Mortier aus Bar-sur-Aube verdrängen lassen; das Gefecht war blutig, die Feinde zogen sich gegen Troyes zurück. Wenn es nur möglich wäre ein Ende zu machen. Ich halte es aber kaum für möglich, denn um eine Garantie zu haben, muss man grosse Forderungen machen. Es kann noch zu sehr heissen Auftritten kommen. So lange unser Kampf gerecht ist, wird uns der Himmel seinen Schutz nicht versagen; allein meine Rolle wird immer schwieriger, das Schwert hängt unaufhörlich über meinem Haupte. Ich war vor einigen Tagen in Dijon, die Stadt ist schön, die Einwohner sind gut gesinnt."

Chaumont am 27. Januar.

„Ich sende Dir hier eine interessante Piece, es ist der Vortrag, den ich Sr. Majestät dem Kaiser über unsere Lage unterlegte. Der Moment ist so wichtig, die Köpfe so klein für ein so grosses Ereigniss. Nicht Gründe, sondern Lüsternheit leiten Alexander's Schritte. Der Glanz, die Welt mit ihrem Vorurtheil, das gilt. Verstand gleitet hier ab. Ich glaube wir kommen bis gegen Paris, auch nach Paris, aber werden wir dort den Frieden finden? oder stürzen wir uns vielmehr in ein Chaos? Ich glaube das Letztere." (Der Friede wurde wirklich gefunden in Paris, allein auch das vom Fürsten Schwarzenbeng gefürchtete Chaos blieb nicht aus — der erneuerte Krieg 1815 durch die Zurückkunft Napoleon's nach Frankreich; und wer hatte die Möglichkeit eines solchen Falles vorbereitet? Niemand anders als der Kaiser Alexander von Russland, denn von ihm, von seiner gutmüthigen Kurzsichtigkeit, von seiner Rücksicht auf das von Erfurt her datirende Verhältniss zwischen ihm und Napoleon, stammt die Idee, dem Mann eine Souveränität, wenn auch noch so klein, zu überlassen, einem Mann wie Napoleon, von dem jeder Gesunde den Schluss voraussetzen musste, dass er sicher Alles aufbieten werde, das frühere Spiel zu erneuern. Aber thaten

alle Monarchen Europa's weniger, als sie Napoleon III. in Frankreich wieder die Herrschaft usurpiren liessen? Ist jetzt nicht das vollendete Chaos vorhanden?)

Vom 29. Januar:

„Nun kömmt die Entscheidung! der Allmächtige wird richten. Sollten wir unterliegen, so wäre unser Rückzug nicht angenehm, indessen würde die Operation mich dennoch nicht gereuen, die Gründe hier alle anzuführen, wäre zu lang. — Blücher und mehr noch Gneisenau — denn der gute Alte muss seinen Namen leihen — treiben mit einer so wahrhaft kindischen Wuth nach Paris, dass sie alle Regeln des Krieges mit Füssen treten. Ohne die Hauptstrasse von Chalons nach Nancy mit einem bedeutenden Corps zu decken, laufen sie wie toll bis Brienne; ohne sich um ihren Rücken und Flanken zu kümmern, machen sie nur Entwürfe zu *parties fines* im Palais royal, das ist doch armselig in einem so wichtigen Momente. Gestern schreibt mir nun plötzlich Blücher: der Feind habe sein Cavallerie-Detachement, welches er gegen Vitry vorausgeschickt, zurückgedrängt. Ich eilte Wrede, der eine andere Bestimmung hatte, schnell nach Joinville zu senden. Auf diese Art verbesserte ich zwar den Fehler, den diese Leute begingen, aber Wrede's Truppen entgingen mir auf einer andern Seite, und sie wurden durch den forcirten Marsch rasend mitgenommen. Heute schreibt mir Blücher, dass der Feind ihn im Rücken anzugreifen drohe, nämlich von Vassy her; auch hörte der Officier, kurz nachdem er von Brienne fortritt, heftig kanoniren.

„Die Kosaken machten einen guten Fang, sie nahmen einen Officier gefangen, der den Operationsplan bei sich hatte. Napoleon scheint zu glauben, dass ich unsinnig genug sein könne, mit der ganzen Armee à la Blücher vorzuprellen, denn er glaubt durch seine Bewegung die ganze Armee in Rücken genommen zu haben. Ich werde nun meine Einleitungen treffen; auf alle Fälle hat der voreilige Marsch von Blücher uns etwas getrennt und erschwert

unendlich die Dispositionen. Morgen gehe ich zeitlich nach Colombé, um dort *à portée* zu sein. — Diese grosse Krisis wird dann doch das, wie ich hoffe, grosse Werk zur Reife bringen; lange hält die künstliche Maschine des grossen Bundes nicht mehr zusammen. Napoleon kämpft diesmal den Kampf der Verzweiflung, denn wird er geschlagen, so möchte es wohl das letzte Mal sein. Traurig wäre es für uns, wenn wir einen so glorreichen Krieg mit einer unglücklichen Schlacht enden sollten; indessen würde der Friede dadurch beschleunigt werden. Caulincourt zieht nun schon drei Wochen zwischen Lüneville und Chatillon einher — er hat noch kein Wörtchen erhalten."

Ich wende mich jetzt zu dem Zeitpunkte, von welchem das letzte Schreiben des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg datirt war.

Aus diesen Briefen ist ersichtlich, dass die Hauptarmee, wie schon erwähnt, grösstentheils ohne einen Feind vor sich zu haben, am 18. Januar das Plateau von Langres erreicht hatte. Durch das längere Zurückbleiben der russischen und preussischen Garden und Reserven als nöthig war, wurde die Hauptarmee in ihrem Marsche aufgehalten, darum hatte das schlesische Heer jene in ihrem Marsche überholt; so ergab es sich, dass Feldmarschall Blücher, dessen Truppen am 20. Januar Toul und am 23. Ligny genommen hatten, am 28. in Brienne eintraf, wo er im Schlosse sein Hauptquartier aufschlug, während jenes des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg an jenem Tage noch in Chaumont war.

An eben diesem Tage hatte der Oberfeldherr durch aufgefangene Briefe erfahren, dass der französische Kaiser am 26. im Sammelplatze seiner Armee, in Chalons-sur-Marne eintreffen würde.

Feldmarschall Blücher, angekommen in Brienne, hatte jedoch keine Ahnung, dass Napoleon ihm so nahe war; in seiner Anzeige an Fürst Schwarzenberg, von seinem Eintreffen in Brienne, konnte er davon auch keine Erwähnung

machen. War nun Fürst Schwarzenberg durch die Nähe Blücher's überrascht, so musste dieser es um so mehr sein durch die Meldung des General Lanskoi, die er gegen Mittag erhielt, dass dieser, der Blücher's Vorhut führte und auf der Strasse von Joinville nach St. Dizier stand, am 27. Abends von überwiegenden feindlichen Kräften angefallen, und bis Eureville zurückgedrängt worden sei; dass grosse feindliche Massen gegen Vassy im Anzuge seien.

Blücher hatte zur Erleichterung der Subsistenz seiner Truppen die einzelnen Corps in getrennten Richtungen marschiren lassen, durch die Nähe des Feindes musste er daher nicht wenig beunruhigt werden; er hielt die Bewegung jedoch für eine starke Recognoscirung, um zu sondiren, ob die Alliirten gegen Chalons-sur-Marne oder gerade nach Paris vorgehen wollten. Die Aufstellung der schlesischen Armee am 28. Januar war folgende: von dem russischen Theile des Heeres stand das Armee-Corps des Generalen Baron Saaken auf der Strasse von Joinville nach Arcis-sur-Aube zwischen Brienne und Pougy, die Infanterie-Division des Generals Alsuwief in Brienne; von dem preussischen Theile der Armee stand das Corps des General York am 27. in Bar-le-duc, mit dem Befehle am 28. nach St. Dizier zu marschiren, jenes des Generals Kleist bei Ligny.

Uebereinstimmende Nachrichten des Generals Lanskoi und des Generals Grafen Pahlen, der die Vorhut des 4. Armee-Corps der Hauptarmee führte, und den Befehl hatte, so viel möglich nahe die Verbindung der Hauptarmee mit dem schlesischen Heere zu erhalten, und am 27. von Doulevent bis Neuilly vorgerückt war, überzeugten Blücher bald, dass mehr als eine starke Recognoscirung, dass die ganze Macht des Kaisers gegen ihn im Anzuge sein müsse. Er sandte daher Saaken, der noch bei Lemont stand, den Befehl, auf der Stelle umzukehren und nach Brienne zurück zu marschiren.

Der heldenmüthige Kampf Blüchers am 29. Januar mit dem Kaiser Napoleon bei Brienne, wo Blücher mit einigen 1000 Mann Russen gegen die ganze Macht des französischen Kaisers das Schlachtfeld behauptete, ist zu merkwürdig und zu interessant, als dass ich den Verlauf desselben nicht hier nochmals wiederholen sollte, wie er in Nr. 73 des „österr. Sold.-Freundes“ vom Jahr 1851 enthalten ist, wenn er auch in der Geschichte des Feldzugs der verbündeten Heere Europa's 1814 in Frankreich ebenso vorkömmt.

Der Kaiser Napoleon hatte wirklich Paris am 26. Januar verlassen, und kaum in Chalons angekommen, den Befehl zur Vorrückung der ganzen Armee gegeben; wahrscheinlich durch seine Verbindungen im Lande in Kenntniss von dem getrennten Marsche der schlesischen Armee, hoffte er diese zu überraschen, die verschiedenen Corps einzeln zu schlagen, und so vielleicht mit einem Male die Kette des grossen Bundes zu sprengen; von der Nähe der Hauptarmee schien er jedoch keine Ahnung zu haben. Noch am 27. schickte er den Marschall Victor nach St. Dizier, dieser traf bei seinem Marsche zuerst auf die Avantgarde des schlesischen Heeres unter General Lanskoi, der sich, wie wir sahen, nach einem unbedeutenden Gefechte der Uebermacht weichend, Abends nach Eureville und in der Nacht auf den 28. nach Doulevent zurück zog, während Marschall Victor seinen Marsch nach Montier-en-der fortsetzte.

Napoleon hatte den Marschall Marmont zur Deckung seines Rückens in St. Dizier zurück gelassen; er selbst nahm am 28. sein Hauptquartier in Montier-en-der, ringsum welches die erste Colonne seiner Armee, das Corps Victors und das Cavallerie-Corps des Generalen Milhaud, welches die Tête hatte, verlegt war, während die zweite Colonne Marschall Ney mit den Garden, die Divisionen Desfours und Ricard mit der Cavallerie-Division Piret, unter dem Befehle des General Grouchy, zuerst auf der Strasse von

St. Dizier gegen Joinville vorrückte, dann bei Raigecourt sich rechts wendend, auf Feldwegen gegen Vassy zog, und dort und in der Umgegend lagerte.

Durch seinen Marsch nach Montier-en-der, hatte Napoleon sich wirklich zwischen die schlesische Armee geworfen, und den preussischen Theil York und Kleist von dem russischen Theile der Generale Saaken und Alsuwief getrennt; er stand in diesem Augenblicke auf der Verbindungslinie Blücher's mit Nancy, kannte aber wahrscheinlich die Gefährlichkeit seiner Lage nicht, indem er vollkommen von den Spitzen der Corps der Hauptarmee umgarnt war.

Am 29. früh erhielt Blücher durch die Vortruppen des Generals Alsuwief vom General Scherbatoff die Meldung, dass Massen feindlicher Truppen von Montier-en-der im Anzuge seien, das Nämliche meldete General Lanskoi von Doulevent her, wodurch dieser letztere veranlasst worden war, sich nach Chaumenil zurück zu ziehen, welchen Ort er besetzt hielt. Der Feldmarschall wiederholte daher den Befehl an den General Saaken, zum Rückmarsche nach Brienne, dem er den Auftrag beifügte, die Brücke bei Lemont zu zerstören, um von der Seite von Troyes und Arcis her sicher zu sein; er musste nun wirklich an die Möglichkeit denken angegriffen zu werden, ein Angriff, dem er jedoch in diesem Augenblicke ausweichen zu können, ernstlich wünschen musste.

Unterdessen war Graf Pahlen Blücher nach Brienne gefolgt, was diesem um so angenehmer sein musste, als die Cavallerie seiner Vorhut mit dem General Lanskoi, die andere mit dem General Saaken in Lesmont stand. Blücher ersuchte daher Pahlen, der etwas über 2000 Mann stark war, den linken Flügel seiner Aufstellung bei Brienne zu decken, und für den ersten Augenblick seine Avantgarde zu machen. Pahlen stellte sich demnach links vorwärts der Stadt zwischen ihn und Perthes an dem Wege von

Maizieres nach Brienne auf, wodurch er zugleich den Anmarsch des Generals Saaken decken konnte.

Wenn nun die getrennte Stellung des schlesischen Heeres in dem F. M. Blücher einige Besorgniss erregen musste, so hatte ihn zum Theil die Nachricht beruhigt, die er vom F. M. Fürsten Schwarzenberg erhalten, dass das 5. und 6. Armeecorps der Hauptarmee von Joinville her sich näherten, das 3. und 4. Armee-Corps um- und vorwärts von Bar-sur-Aube stehe, und eine Colonne der russischen und preussischen Garden und Reserven am 30. Januar in Colombe-les-deux-églises eintreffen werde; andern Theils hatte ein glücklicher Zufall den Oberstlieutenant Bernhard des französischen Generalstabs auf dem rechten Ufer der Aube unweit Arcis, einer Partie Kosaken des Attamann Grafen Plattow in die Hände geführt. Die Depeschen, die er bei sich trug, und in Befehlen an den General Bordesoulle in Arcis, den Marschall Mortier in Troyes und an den General Colbert in Nogent-sur-Seine bestanden, gaben vollkommen Aufklärung über Napoleon's Vorsätze, und bestätigten die Vermuthung, dass Napoleon keine Ahnung hatte, die Hauptarmee so nahe vor sich zu haben, dass er nur glaube dem schlesischen Heer allein zu begegnen.

Allen drei Generalen war der Befehl ertheilt, sich an des Kaisers Armee als rechter Flügel anzuschliessen, wobei ihnen zugleich angekündigt wurde, dass der Feind über den Haufen geworfen, dass man im Rücken desselben und auf seiner Verbindung mit Nancy stehe, und dass Vitry-sur-Marne als der Pivot der Bewegungen des Kaisers angenommen sei.

Alle diese Voraussetzungen Napoleon's waren ein grosser Irrthum; denn das Gefecht herwärts St. Dizier war sehr unbedeutend, und hatte nur mit der Cavallerie des General Lanskoi statt, der beinahe gar nicht verfolgt wurde, weil er sich nur bis Eureville zurückzog, also nicht weniger als ein: *nous avons culbuté l'ennemi* — wie

Berthier schrieb, und weder Bar-le-duc noch Joinville vom Feind besetzt war.

Durch die aufgefangenen Briefe war Blücher belehrt, dass er von Troyes und Arcis her nichts zu besorgen hatte, dass der Zug aller feindlichen Truppen von dort gegen die Marne gehe; da es ihm jedoch unmöglich schien die ausgedehnte Linie von Arcis über Brienne bis Bar-sur-Aube zu halten, so war er entschlossen, sobald seine gegen Arcis vorpoussirten Truppen Brienne wieder erreicht haben würden, sich Bar-sur-Aube zu nähern. Allein der Angriff des Feindes, bevor Saaken vollends bei Brienne eingetroffen war, hinderte die Ausführung dieses Entschlusses, den er dem F. M. Fürst Schwarzenberg bei Uebersendung der aufgefangenen Briefe bekannt gegeben hatte.

Napoleon hatte am 28. Januar gleich nach seinem Eintreffen in Montier-en-der Erkennungs - Abtheilungen nach allen Seiten abgeschickt, sie kamen alle zurück ohne einen Feind gesehen zu haben, und doch sagten die Einwohner einstimmig aus, dass in diesen Tagen eine grosse feindliche Armee von Joinville her über Brienne nach Troyes gezogen sei. Der Kaiser hoffte, dass die Brücke von Lesmont durch den General Dufour, der nach dem Rückzuge von Bar-sur-Aube diesen Weg gezogen, zerstört worden sei; der Feind daher beim Uebergange über die Aube einigen Aufenthalt gefunden haben dürfte, und er wenigstens seine Nachhut dort noch erreichen werde.

Mit Anbruch des Tages am 29. hatte Napoleon sich mit seinen Truppen in einer einzigen Colonne in Marsch gesetzt gegen Brienne; die Cavallerie führte die Tete, und die Infanterie der Garde schloss die Colonne. — Gegen Ein Uhr Mittags hatte die Cavallerie bei Boulincourt die Voire passirt und marschirte nach Maizieres, welches vom General Scherbatoff besetzt war; sobald dieser sich von einem überlegenen Feinde bedroht sah, da die feindliche Cavallerie unter dem Generalen Piret mit Uebermacht auf ihn eindrang, zog er sich fechtend durch Perthes gegen

Brienne zurück, und schloss sich dort an den General Graf Pahlen an. Inzwischen rückte das Corps des General Baron Saaken unter dem Schutze der Aufstellung Pahlen's und gedeckt durch die Weinberge und Gebüsche der Gegend, vom Feinde unbemerkt und ungesehen bei Brienne ein, die Cavallerie des General Wassiltschikoff marschirte rechts von Brienne auf, während die Infanterie Saaken's in Massen hinter Brienne à cheval der Strasse gegen Bar-sur-Aube formirt aufgestellt war.

Die nasse Witterung, abwechselndes Frost- und Thauwetter, hatten seit einigen Tagen alle Strassen verdorben, die Seiten- und Feldwege grundlos gemacht; die Truppen des Feindes konnten daher nur langsam vorrücken. Als endlich die feindliche Cavallerie die Ebene erreichte, liess General Grouchy diese in Linie aufmarschiren, und unter dem Schutze von drei Batterien sich vorwärts bewegen. Pahlen, zu schwach sich fühlend, diesen überlegenen Kräften Stand halten zu können, zog sich mit Abtheilungen links gegen Brienne zurück, wo die von ihm genommene Stellung hinter der Hochstrasse, die von Brienne nach Lassicourt führt, und deren Gräben dicht mit Infanterie besetzt waren, ihn vor möglichen Angriffen der überlegenen feindlichen Cavallerie sicherte! Einige theilweise Angriffe während dem Marsche wurden tapfer von ihm zurückgewiesen. Mit ihm vereinigte sich endlich die Cavallerie des General Pandschulitscheff, der die Arrieregarde Saaken's machte, und deshalb etwas später nachrückte, weil er die Brücke über die Aube bei Lesmont vor seinem Abmarsche hatte zerstören lassen.

Endlich um vier Uhr Nachmittags hatte auch die feindliche Infanterie sich der bodenlosen Strasse entwunden, und vom Walde von Ajou her die Höhe ihrer aufmarschirten Cavallerie erreicht. Kaum geordnet, befahl General Duhesme den Angriff auf die Stadt, und nun begann ein heftiges Artillerie- und Kleingewehrfeuer, zwischen seinen [illegible] des Generals Alsuwief, welches beinahe

eine Stunde ohne irgend einer Entscheidung währte; indessen war jetzt auch der Marschall Ney mit einem Theil der Infanterie der Garde auf der Strasse von Maizieres angekommen. Napoleon befahl ihm an der Spitze der Brigade Decoux, vereint mit dem General Duhesme den Angriff auf die Stadt zu erneuern, während die ganze französische Cavallerie als müssige Zuschauerinn auf dem rechten feindlichen Flügel ruhig stehen blieb.

Dem Scharfsinn des Feldmarschalls Blücher konnte es nicht entgehen, dass die Division Duhesme wohl mit zwei Batterien Artillerie versehen, allein ganz ohne Cavallerie war; er liess daher sogleich die Cavallerie der Generale Pahlen und Pandschulitscheff, von seinem linken Flügel ab, hinter der Stadt herum und rechts von dieser bei jener Wassiltschikoff's aufmarschiren, und griff nun an der Spitze dieser gesammten Cavallerie, bei schon sinkendem Tageslichte, die am nächsten stehende Division Duhesme an, brachte sie ganz in Unordnung, tödtete ihr viele Leute, nahm ihr acht Kanonen und zwang sie vollkommen zur Flucht; in der grössten Unordnung riss diese nun auch die Division der Garde mit sich fort, zwei Geschütze, die sie der Infanterie Alsuwief's genommen, musste sie dem 4. und 34. Infanterie-Regimente wieder überlassen, General Alsuwief behauptete die Stadt, und die feindliche Infanterie zog sich hinter die Gärten zurück.

Die Stadt brannte an allen Ecken, angezündet durch das französische Wurfgeschütz; aber die Nacht war jetzt vollkommen herabgesunken, und es schien als wenn das Gefecht beendet wäre.

Blücher hatte gleich anfangs sein Hauptquartier im Schlosse zu Brienne genommen; es liegt dies Schloss östlich der Stadt isolirt auf einer Anhöhe, und ist ein grosses beinahe viereckiges Gebäude von hohen Mauern umgeben, die ausser dem Schlosse mehrere Höfe, Terrassen und Gärten umschliessen; die Stadt selbst am Fusse dieser Anhöhe ist ein offener Ort, der mit dem Schlosse durch

eine dahin führende Strasse verbunden ist, die zugleich mitten durch die Stadt zieht, und in derselben durch eine andere rechtwinklicht durchschnitten ist.

Als die Infanterie des Feindes zurückgeworfen, das Geschützfeuer beiderseitig verstummt war, und die tiefe Nacht dem Gefechte das Ziel gesetzt zu haben schien, hatte der F. M. Blücher sich wieder in das Schloss begeben, um dort die Nacht zuzubringen; von hier aus sandte er seinen Adjutanten, den Oberstlieutenant Bronek zum F. M. Fürst Schwarzenberg, um ihn in detaillirte Kenntniss des Vorgefallenen zu setzen; dem Kronprinzen von Würtemberg, der schon am vergangenen Tage eine Aufstellung genommen, die ihn mit Blücher in die nächste Verbindung gebracht hatte, liess er sagen, er hoffe nicht allein sich am andern Tage behaupten zu können, sondern vermuthe sogar, der Feind werde bei der Nacht das Schlachtfeld räumen. Der Feldmarschall war nun nach den überstandenen Tagesmühen eben im Begriffe, sich mit seiner Umgebung zu Tische zu setzen, als auf einmal einige nahe Gewehrschüsse und ein ungeheurer Lärm die überraschte Gesellschaft auseinander scheuchte.

Der französische General Chateau ein geborner Brienner, und in der dortigen Militärschule erzogen, daher genau bekannt mit der Oertlichkeit des Schlosses und seiner Umgebung, hatte die Dunkelheit der Nacht benützt, und sich mit einer Abtheilung seiner Brigade auf unbewachten Wegen dem Schlosse genähert. Die Wache des Hauptquartiers war schnell überwältigt, und dem F. M. Blücher, dessen Freiheit und Leben in grosser Gefahr war, gelang es nebst seiner Umgebung nur mit vieler Mühe auf ungebahnten Wegen zu entkommen; doch blieben der russische Ingenieur Oberstlieutenant Graf Rochechouart, dann Hauptmann Heidler, Wachcommandant des Hauptquartiers auf dem Platze; der Commandant des Hauptquartiers Major Graf Hardenberg wurde gefangen.

Als der Feind durch eine Besatzung von 400 Mann sich des Schlosses versichert hatte, stürzte der Rest der Brigade sich in die Stadt und gewann anfangs etwas Raum, weil zu gleicher Zeit die Garde-Cavallerie unter dem Befehle des Generals Lefevre Desnouettės, unterstützt von der Infanterie - Division Duhesme, einen erneuerten Versuch machte, in die Stadt einzudringen. Die feindliche Cavallerie wurde aber jetzt von der russischen, die sich eben bereitet hatte, beim Leuchten der brennenden Stadt noch einmal die Garde-Cavallerie anzugreifen, die auf der Strasse von Maizieres nach Brienne stand, geworfen, und zog die Division Duhesme in ihrer Flucht mit sich fort. Hierdurch gewann die Infanterie Alsuwief's wieder die Oberhand über die Truppe Chateau's und warf sie vollkommen aus der Stadt gegen das Schloss.

Der F. M. Blücher, jetzt wieder Meister der Stadt, glaubte seiner Sicherheit wegen auch das Schloss nicht in den Händen des Feindes lassen zu dürfen, er befahl daher einen vereinten Angriff der Infanterie Alsuwief's auf das Schloss und jener Saaken's auf die feindliche Infanterie vor der Stadt, um auch die Strasse vom Feinde zu säubern. Zweimal erstürmten die tapfern Russen das Schloss an mehreren Punkten, allein jedesmal wurden sie zurückgeworfen, man schlug sich in den Höfen, auf den Terrassen, den Stiegen, in den Gängen, alle diese Orte waren mit Todten und Verwundeten bedeckt; allein der örtliche Vortheil war zu sehr auf des Feindes Seite, dem im sichern Hinterhalte die brennende Stadt jedes Ziel zur Erreichung seines Opfers beleuchtete. Alsuwief musste sich wieder in die Stadt zurückziehen, in welcher der neue Kampf zwischen der Infanterie Saaken's und der feindlichen entbrannte, dieser war mörderisch im höchsten Grade. Im Drange des Gefechtes hatte die feindliche Brigade Barte der Division Decoux einen Theil der Infanterie Saaken's abgeschnitten, diese warf sich in die brennenden Häuser und vertheidigte sich mit dem Muthe der Verzweiflung,

bis sie durch die Truppen Alsuwief's wieder entsetzt wurde, wodurch der Kampf sich nochmals mit frischem Muthe erneuerte; nun war es mehr ein Schlachten als ein Schlagen, bis endlich dennoch die tapfern Russen Herren der Stadt blieben, und die Franzosen auf den Besitz des Schlosses beschränkt wurden. Die Stadt stand jetzt vollkommen in Flammen, die Mitternacht war nahe, Aller Kräfte waren erschöpft, und somit endete der Kampf von selbst.

Um zwei Uhr nach Mitternacht befahl Blücher den Rückzug der Infanterie aus der Stadt; das Corps Alsuwief's wurde ins Lager hinter Arçonval, die Infanterie Saaken's nach Trannes, beides Orte an der Strasse nach Bar-sur-Aube, zurückgezogen; letztere besetzte hier die Anhöhe rechts von Trannes, die Cavallerie blieb herwärts von Brienne à cheval der Strasse stehen und beobachtete die Ausgänge der Stadt.

Es war ein heisser Abend dieser des 29. Januar; eine fürchterliche Sonne, die der Kaiser Napoleon in seiner militärischen Wiege hatte aufgehen lassen, leuchtete den erbitterten an Tapferkeit und Muth sich einander überbietenden feindlichen Krieger. Aber die Ehre des Tages war unter beiden Parteien getheilt; hatten die Russen die Stadt behauptet, so waren die Franzosen Herren des Schlosses geblieben. Selbst das Schicksal der beiden Feldherren hatte Aehnlichkeit. Das was dem F. M. Blücher beinahe bestimmt gewesen wäre, ward früher erwähnt; auch der Kaiser Napoleon war in Gefahr gefangen oder getödtet zu werden. Bei dem Cavallerie-Angriff Abends auf die französische Garde, zur Zeit als das Schloss von Brienne von den Franzosen besetzt worden war, befand sich Napoleon auf der Hochstrasse von Maizieres her, um den Angriff auf Brienne selbst zu leiten. Da brach ein Trupp entschlossener Kosaken durch die feindliche Reiterreihe und stürzte auf die Gruppe von Adjutanten und Officieren des Generalstabs, von denen Napoleon umgeben war. Diese Ueberraschung brachte ihm eine solch eminente Gefahr,

dass der Eskadrons-Chef Gourgaud, Ordonanz-Officier des Kaisers zwei Kosaken an dessen Seite tödtete und Marschall Berthier, dessen Hut von einer Kosakenlanze durchstochen wurde, gezwungen war, sich persönlich mit seinem Degen zu vertheidigen; aber alle diese Tapfern, die bis auf die Strasse vorgedrungen, opferten sich dieser muthvollen That, denn Keiner kam mit dem Leben davon. Welch Glück für Europa, wenn Napoleon bei diesem Anfalle das Ziel seines Strebens gefunden und getödtet worden wäre, allein er war noch nicht reif für die Gerechtigkeit der Vorsehung.

Aber auch er hatte keine Ursache mit dem Erfolge dieses Tages zufrieden zu sein; denn der Verlust, der auch einige brave Generale einschloss, war sehr bedeutend; was errungen, war kein Sieg zu nennen, obwohl die Pariser es dafür annehmen mussten.

Das Detail der Ereignisse auf dem Schlosse zu Brienne weiss ich aus dem Munde des Hauptmanns des österreichischen Generalstabs Grafen Karaczay, der vom Feldmarschall Schwarzenberg an Blücher geschickt worden, und unter den Gästen war, die so unliebsam von der Tafel gescheucht wurden, und sich glücklich retteten.

Die Schlacht vom 1. Februar, ihre Beschreibung gehört nicht hieher, sie gibt mir aber Gelegenheit auf unsern liebenswürdigen Doctor Beitzke zurück zu kommen, dem es nie an perfiden Ausfällen gegen den F. M. Fürsten Schwarzenberg fehlt. So sagt er S. 80, 3. Theil der 2. Auflage:

„Die Monarchen, Kaiser Alexander und der König von Preussen griffen sofort ins Commando ein, indem sie die Garden und Reserven nach Chaumont aufbrechen liessen, und Colloredo befahlen sich von Bar-sur-Seine nach Bar-sur-Aube zu dirigiren.“

Nun ist es bekannt, dass, wenn Fürst Schwarzenberg es nöthig fand den russischen Garden Befehle zu ertheilen, er den Kaiser Alexander aus Courtoisie davon benachrich-

tigte. Schwarzenberg hatte nun gleich nach Empfang der ersten Nachricht von der Lage Blücher's am 29. den Entschluss gefasst, diesem mit allen ihm zu Gebot stehenden Truppen zu Hilfe zu kommen. Der Befehl ging daher noch vor Tages-Anbruch des 30. an das III. und IV. Armee-Corps sich zur nächsten Unterstützung Blücher's bei Bar-sur-Aube zu concentriren, das V. und VI. Corps sich schlagfertig bei Joinville aufzustellen und das I. Corps Colloredo von Bar-sur-Seine nach Vendoeuvre zu marschiren, um die Flanke und den Rücken der französischen Armee zu bedrohen; zugleich den Marschall Mortier zu verhindern, von Troyes gegen die Aube vorzurücken.

Da nun die Garden und Reserven noch auf dem Marsche waren, und erst am 31. in Colombé-les-deux-églises eintreffen konnten, so ist es möglich, dass Kaiser Alexander ihnen den Befehl zur Beschleunigung des Marsches sandte. Dass aber die beiden Monarchen dem F. Z. M. Colloredo befohlen hätten, von Bar-sur-Seine sich nach Bar-sur-Aube zu dirigiren, ist um so weniger wahr, als auch der Kaiser von Oesterreich damals in Chaumont war, den die Monarchen wohl sicher nicht übergangen haben würden.

Der Herr Doctor Beitzke kömmt nun S. 96, 3. Th. 2. Auflage auf das Abtreten des Befehls bei der Schlacht von Brienne von Seite Schwarzenberg's an Blücher, und sagt:

„Es ist kaum jemals geschehen, dass ein Oberfeldherr, wenn er fast seine ganze Macht beisammen hat und es zu einer grossen Schlacht kommen soll, die über das Schicksal vieler Reiche entscheidet, den Oberbefehl an einen ihm untergeordneten Feldherrn abtritt, und ein müssiger Zuschauer dieser Schlacht wird. Fürst Schwarzenberg that dies, indem er Blücher die Führung der Schlacht überliess. Blücher war nur mit einem Corps seines Heeres anwesend, und dieses war ein russisches, es war keine Compagnie Preussen unter seinem Befehl.“ — —

— — „Freilich war Schwarzenberg bisher nie glücklich gewesen. Sein erster Debut bei Dresden missglückte beklagenswerth; später hätte er durch Theilung seiner Kräfte Napoleon beinahe das Eindringen in Böhmen möglich gemacht, seine Unternehmungen bis zur Schlacht von Leipzig waren nicht empfehlenswerth, in der Leipziger Schlacht erlitt er, wo er befehligte, nur Niederlagen, oder erstritt doch keine Vortheile, durch seine mehr als matte Verfolgung entkam Napoleon, und war im Stande Wrede bei Hanau beinahe zu vernichten; Fürst Schwarzenberg musste darum gerechtes Misstrauen in seine eigenen Fähigkeiten setzen; aber es muss unentschieden bleiben, ob diese Uneigennützigkeit Lob, oder dieser seltene Mangel an Ehrgeiz Tadel verdient.“

„Fürs Erste nehmen wir Act davon, dass Beitzke den F. M. Fürsten Schwarzenberg als Oberbefehlshaber der Verbündeten anerkennt, indem er den F. M. Blücher einen ihm untergeordneten Feldherrn nennt, was er und mit ihm alle gegnerischen Schriftsteller läugnen möchten.

Den Schluss seiner Phrase, ob die Handlung Schwarzenberg's Lob oder Tadel verdient, lassen wir durch einen Zeitgenossen, einen Augenzeugen, einen Preussen, beantworten. Es ist dies der k. preuss. Oberstlieutenant Plotho, der im III. Theile seines Werkes „Der Krieg in Deutschland und in Frankreich 1813 und 1814“ sagt: „So überliess der F. M. Fürst Schwarzenberg den grösseren Theil seines Kriegsheeres fremder Führung, und war nicht eifersüchtig auf den neuen Ruhm des Waffengefährten, den dieser durch den Gewinn der ersten Schlacht in Frankreich sehr vermehrte. Es würde um so ungerechter sein, diese edle Resignation des Fürsten Schwarzenberg der Geschichte und künftigen Zeiten nicht zu übergeben, je seltner diese Tugend den grossen Feldherren aller Zeiten eigen gewesen ist.“

Dies das Urtheil im Moment der That eines Mannes, der im Hoflager des Königs von Preussen fast täglich mit dem Fürsten in Berührung kam, daher am besten im

Stande war, den Werth der Resignation des Fürsten — etwas das freilich gewissen gemeinen Seelen undurchdringlich ist — gerecht zu würdigen, indem von Plotho sehr gut erkannte, dass es der Wunsch des edlen Fürsten war, den tapfern Waffengefährten nicht die Rolle eines Unterfeldherrn vor ihm spielen lassen zu wollen, und dass, wie Herr von Prokesch in den „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des F. M. Fürst Schwarzenberg“ sagt: „diesem daran gelegen war, seinen trefflichen Mitfeldherrn die Unfälle von Brienne durch einen Sieg bei Brienne vergessen zu machen.“

Wir möchten es übrigens eine Infamie nennen, wenn Beitzke von dem Feldherrn, der die Heere von halb Europa durch ganz Deutschland und Frankreich in dessen Hauptstadt geführt, damit die Monarchen siegreich dort den Frieden dictiren konnten, zu sagen wagt, „Fürst Schwarzenberg musste gerechtes Misstrauen in seine Fähigkeiten setzen,“ und dies dadurch beweisen will, dass er den Feldzug in Deutschland auf eine Weise kritisirt, die nur in perfider Bosheit ihren Grund haben kann.

So sagt er: „Freilich war Schwarzenberg bisher nie glücklich gewesen; sein Debut bei Dresden missglückte beklagenswerth.“ Wer wird das Wagniss des ersten Theiles dieses Satzes begreifen, wenn man weiss, dass im Momente, von welchem der Autor spricht, die verbündeten Heere Europas von dem nämlichen Feldherrn geführt, den er zu verleumden wagt, schon im Herzen des feindlichen Landes standen? Wahrscheinlich war es der strategische Geist des Herrn Doctor Beitzke, der damals unsichtbar die Heere geführt, indem er von Schwarzenberg nichts wissen zu wollen scheint und dennoch keinen andern Heerführer nennt.

Da wir diesen Gegenstand schon bei der Schlacht von Dresden und Kulm abgehandelt haben, so lassen wir die Sache fallen.

Doctor Beitzke sagt ferner in der angeführten Phrase, „dass die Theilung seiner — des Fürsten — Kräfte Napoleon beinahe das Eindringen in Böhmen möglich gemacht hätte;“ dieser Satz ist zu unverständlich gegeben, als dass eine Beantwortung desselben möglich wäre.

Dann heisst es bei unserm wahrheitsliebenden, nach Phrasen haschenden Autor: „Seine — des Feldmarschalls — Unternehmungen bis zur Schlacht bei Leipzig waren nicht empfehlenswerth.“ Was soll wohl hiermit gesagt sein? Wir wissen es nicht, aber das wissen wir, dass die Haupt-Armee sich den ganzen Monat September hindurch in einer drohenden Stellung, in einer imponirenden Defensive erhielt, die dem Feinde nicht gestattete, sich mit seiner ganzen Macht entweder auf Blücher oder auf den Kronprinzen von Schweden zu werfen; F. M. Fürst Schwarzenberg konnte nur in dieser Stellung den Zeitpunkt abwarten, wo die ganzen Kräfte der Alliirten sich in einem Kreise um den Kaiser Napoleon vereinigt haben würden, um dann durch eine allgemeine Offensive, wozu die Ebenen von Leipzig in dem Plane des Feldmarschalls als Endpunkt angetragen waren, das Schicksal Napoleon's in Deutschland zu entscheiden. Was dann Beitzke Unternehmungen nennt, waren nichts Anderes als strategische Märsche mit aufgepflanztem Bajonnet und brennenden Lunten, in welche die Gefechte an der Flöha am 6., bei Penig am 8. und 9. October fielen.

Jetzt kömmt derselbe auf die Schlacht von Leipzig zu sprechen, und meint: „In der Schlacht von Leipzig erlitt er — der Feldmarschall — wo er befehligte, nur Niederlagen, oder erstritt doch keine Vortheile.“

Jeder, dem die Geschichte jener denkwürdigen Zeit nicht fremd ist, muss den Beitzke'schen Scharfsinn bewundern. Uns drängt es die Thaten der Haupt-Armee am 16. und 18. October zu Frommen des Autors zu recapituliren.

Schon ein früherer preussischer Schriftsteller (Müfling) in dem Werke: „Zur Kriegsgeschichte 1813 und 1814.“ nennt die kriegerischen Ereignisse am 16. October Gefechte, und fügt bei, diese hätten keine befriedigende Resultate gehabt; es scheint uns nun, Beitzke habe seinen eben angeführten Satz, nach der Ansicht des eben genannten Schriftstellers, jedoch in der dritten Potenz formulirt. Wir aber glauben im Widerspruche mit diesen Behauptungen dabei fest stehen bleiben zu sollen, dass die Ereignisse bei der Haupt-Armee am 16. October vor Leipzig eine von 8 Uhr früh bis in die sinkende Nacht fortgesetzte Schlacht genannt werden können, in welcher die zur Haupt-Armee gehörenden Armeecorps von Klenau, Wittgenstein, Kleist, Merveld und Gyulay, dann die ganze österreichische Reserve unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg und ein Theil der russischen Reserven mit der heldenmüthigsten Ausdauer unter den Augen der Monarchen die wiederholten grossen Anstrengungen des Kaisers Napoleon, die Haupt-Armee zu schlagen, vereitelt haben. Wer kann bestreiten, dass die Beharrlichkeit der Haupt-Armee am 16. die Kraft Napoleon's gebrochen, und seine Hoffnung, die Armeen der Alliirten einzeln zu schlagen, ehe sie sich vereinigt hatten, vernichtet habe? Den 16. hatte er beschlossen die Armee des Feldmarschalls zu schlagen, und dadurch die Vereinigung der drei alliirten Armeen zu verhindern. Alle Opfer, die er an diesem Tage brachte, besonders der nachdrucksvolle Angriff um 1 Uhr Nachmittags in der Richtung von Gröbern, den die österreichischen Reserven, die braven Cürassiere, so tapfer zurückzuweisen den Ruhm gehabt; ebenso der kräftige Angriff in der Gegend von Kleingossa um 4 Uhr Nachmittags, der durch die russischen Garden, und durch die vom F. M. Fürsten Schwarzenberg um 5 Uhr angeordnete allgemeine Vorrückung zurückgeschlagen worden ist, alle diese Kämpfe waren die Opfer für den Sieg, welchen er erfechten wollte — und den er nicht erfocht. Auch das Herbeiziehen des

Corps des General Souham von der Parthe, welches wohl später auf dringendes Fordern des Marschalls Ney wieder dahin zurück beordert, dadurch aber dennoch den ganzen Tag abgehalten wurde, Antheil an der Schlacht von Möckern zu nehmen, wodurch die schlesische Armee die Uebermacht erhielt, beweiset nicht minder die Erfolge, welche die Haupt-Armee unter dem Befehle des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg erfocht; die nach dem Autor nur Niederlagen erlitten hätte.

Den 17. unternahm Napoleon nichts, und am 18. kämpfte er nur für seinen Rückzug; würde er diesen wohl angetreten haben, wäre er vom F. M. Fürsten Schwarzenberg nicht eben so geschlagen gewesen, wie vom F. M. Blücher? und dass der Sieg am 18. erfochten werden konnte, war doch nur die natürliche Folge von den Vortheilen, welche die Haupt-Armee am 16. schon errungen hatte. Aber unserm Autor genügt es nicht sich von einem jeden vernünftigen gerechten Beurtheiler durch seine Fantasien das bekannte *Risum teneatis* zuzuziehen, er verdient auch den Titel eines Wahnsinnigen, wenn er dem Manne Unfähigkeit zumuthet, in einem Augenblicke, wo eben dieser Mann die alliirten Armeen über 150 Meilen siegreich an den Punkt geführt hat, wo er weit entfernt auch vom gerechten Ehrgeize in seinem erhabenen Edelmuthe dem ihm untergeordneten Mitfeldherrn gestattet, eine kleine Scharte durch einen grossen Sieg auszuwetzen. In der II. Auflage S. 97 des 3. Th. fügt er in der Randglosse jetz erst die sich selbst schlagende Lüge hinzu, dass es nach dem Willen der Monarchen, d. h. auf ihren Befehl geschehen sei, dass Schwarzenberg den Befehl Blücher'n bei Brienne übergeben habe. Er hat weder die Monarchen gekannt, d. h. den Kaiser Alexander und den König von Preussen, dass sie gegenüber dem Kaiser von Oesterreich einen solchen Befehl an Schwarzenberg ertheilt hätten, noch Schwarzenberg, dass er einen solchen Befehl angenommen hätte. Doch genug von diesen frechen Infamien, über die noch

Vieles zu sagen wäre, wenn mich nicht das Ganze wie die Person des Autors widerte.

Ich gehe auf die Schlacht vom 1. Februar zurück, wo der Herr Doctor das Gespräch Schwarzenberg's mit Blücher, welches Prokesch anführt, läugnet und lächerlich macht. Die jetzige hohe Stellung des F. M. L. Baron Prokesch von Osten ist uns Bürge für die Ehrenhaftigkeit dieses Schriftstellers, des Begleiters des Fürsten in seinen letzten Lebenstagen, der, wie er mir selbst sagte, die Sache aus dem Munde desselben aufschrieb. Ebenso nimmt er S. 107, 3. Th. u. Aufl. dem Gyulay'schen Corps den Ruhm die Stellung von Dienville mit Sturm genommen zu haben, indem er sagt, Gerard sei um Mitternacht auf höheren Befehl abgezogen; ich halte mich dabei nicht auf, sondern verweise hier auf Seite 83 meines Feldzuges 1814 in Frankreich. Wo es sich um den Ruhm österreichischer Waffen handelt, darf man auf den Widerspruch des preussischen Gelehrten immer gefasst sein.

Wenn nun Blücher begünstigt durch das Glück, so wie durch die Tapferkeit der ihm anvertrauten Truppen einen vollständigen Sieg über den bisherigen Meister in der Kriegskunst erfocht, so muss der glückliche Erfolg hauptsächlich den trefflichen Anordnungen zugeschrieben werden, welche Feldmarschall Schwarzenberg dazu getroffen; wer kann es daher läugnen, dass der Glanz des Sieges in doppelter Hinsicht — wenn der Sieg zugleich Blücher's Ruhm sehr vermehrte — auf den Fürsten, sein Feldherrngenie und seinen edlen Charakter zurückfiel?

Der Sieg von Brienne giebt dem preussischen Autor weitere Gelegenheit sein eminentes Feldherrn-Talent zu zeigen, indem nach seiner Aeusserung zu urtheilen, Napoleon sicher verloren gewesen wäre, wenn er — Beitzke — damals die Armee commandirt hätte, wie er darüber auch früher schon mehrere Fingerzeige gegeben hat. Allein nicht genug an dem, S. 120, 3. Th. 2. Aufl. sagt er, „dass nachdem Blücher's Ruhm jenen Schwarzenberg's schon

lange überstrahlte, er auch das bewegende Princip und der Retter im ganzen Kriege gewesen, es unschicklich wäre, ihn wieder unter die Befehle Schwarzenberg's zu stellen! —

O Wahnsinn über Wahnsinn! Hätte Fürst Schwarzenberg dadurch, dass er Blücher für einen halben Tag den Oberbefehl über einen kleinen Theil seiner eigenen Truppen zu einem bestimmten Zwecke übertragen hatte, ihn auch aus dem früheren Armeeverbande entlassen? Sonderbare, nur vom exaltirten Preussenthume dictirte Logik! Die Vollmacht, die Fürst Schwarzenberg Blücher am 1. Februar Mittags ertheilt hatte, erlosch mit dem Abende desselben Tages, und er trat in sein früheres Verhältniss zu Schwarzenberg zurück, das eigentlich nie aufgehört hatte. Aber gar zu lächerlich und tollhäuslerisch ist es, den Autor sagen zu hören, dass man Blücher, der eigentlich nur die Hand seines Generalquartiermeisters Gneisenau war, den Oberbefehl übergeben haben würde, (wer ist der man?) wenn man gewusst hätte, was aus Schwarzenberg zu machen, daher in diesem Dilemma der Kaiser Alexander und der König von Preussen für den 2. Februar den Oberbefehl übernahmen. O Verrücktheit ohne Grenzen! Aber wenn man einmal ins Lügen kömmt, dann nur fortgelogen, etwas wird doch geglaubt. Bleiben wir bei der Thatsache, so hatte Fürst Schwarzenberg von dem Augenblicke, wo bei der Schlacht von Brienne das Feuer im Centrum und auf dem rechten Flügel schon aufgehört und der Feind nur am linken Flügel in Dienville sich noch hielt, den Oberbefehl auch hier wieder übernommen, indem er seinen General-Adjutanten Oberst Graf Paar mit dem Befehle an Gyulay sandte: „Dienville um jeden Preis zu nehmen," und dann nachdem dies geschehen, um Mitternacht, bevor er die Höhe von Trannes verliess, dem Feldmarschall Blücher befahl, am andern Tage die Verfolgung des Feindes fortzusetzen. (Man sehe Feldzug 1814 in Frankreich S. 83 und 85.)

Sehr merkwürdig ist übrigens, was Beitzke bei dieser Gelegenheit über den Kaiser Franz sagt: „jede Faser an ihm würde dagegen protestirt haben, dass ein preussischer Feldherr den Oberbefehl über österreichische Truppen führe, ein Feldherr des Landes, welches Jahrhunderte lang seinen Vorfahrern unterworfen gewesen, und sich, so mochte er urtheilen, durch Felonie gegen sein Haus erhoben hatte?“ Wen sollte ein solch' offenes Geständniss, das am Schlusse dieses Satzes, von einem Preussen nicht überraschen?

Seite 124, 3. Th. 2. Aufl. Diese ganze Seite ist wieder der vollendete Wahnsinn des Autors. Denn Alles, was er von der diplomatischen Berathung auf dem Schlosse von Brienne am 2. Februar erzählt, und wo er mir den Vorwurf macht, keinen Aufschluss über die wichtigen Verhandlungen in Brienne zu geben — die gar nicht statt hatten, wo Oesterreich alle Schwierigkeiten häufte, die Friedenspartei ihr Haupt erhob, mit der Erklärung, dass jetzt nach einer siegreichen Schlacht der Zeitpunkt zum Frieden gekommen sei. Diese ganze Behauptung ist nur eine Geistesverirrung des Autors. Denn die Verhandlungen am 2. Februar auf dem Schlosse zu Brienne, bei dem nur die beiden Monarchen und die beiden commandirenden Generale nebst den Chefs ihrer Generalstäbe zugegen waren, mit Ausschluss eines jeden Diplomaten, bezogen sich ganz allein auf die Fortsetzung der Operationen. War die Theilung der alliirten Armee in zwei Theile, als Grundzug des ursprünglichen Planes schon beim Uebergang über den Rhein ausgeführt worden, um auch die Macht des Feindes zu theilen, so bestimmte der Kriegsrath auf dem Schlosse zu Brienne, dass auch jetzt beide Armeen, die Blücher's Voreiligkeit zusammengeführt, sich wieder trennen, die Armee Blücher's den Weg nach Paris an der Marne, und jene Schwarzenberg's jenen an der Seine verfolgen sollte; eine Trennung, die übrigens auch aus Verpflegsrücksichten geboten war.

Wenn also Blücher rechts abziehen musste, um an der Marne gegen Paris zu operiren, so blieb sein Verhältniss zu Schwarzenberg immer das nämliche; es ist daher eine krasse Unwahrheit, und kann nur in der Sucht Beitzke's die Geschichte zum imaginairen Vortheile des preussischen Heerführers zu verfälschen der Grund gefunden werden, weshalb der Autor seine Fantasien anstatt Thatsachen anführt. Dies Verhältniss trat dann am 24. März als beide Heere zwischen Vitry und Chalons zusammentrafen, wieder offen zu Tage, wobei die früher immer beurkundeten freundschaftlich ehrenden Gesinnungen Schwarzenberg's gegen Blücher sich klar dadurch wiederholten, dass er ihm gestattete, die von ihm — Schwarzenberg — erhaltenen Befehle, nach seinem eigenen Ermessen, wo dies sein konnte zur Ausführung zu bringen.

Wenn Beitzke, der jetzt Blücher'n an die Marne folgt, die Schuld der Unglücksfälle, die das schlesische Heer in den Tagen des 10., 11., 12. und 14. Februar erlitt, dem Feldmarschall Fürst Schwarzenberg zuschreibt, so werden seine Genossen das ganz natürlich finden, auch das, wenn er sagt, dass das Glück Napoleon an diesen Tagen ganz besonders begünstigte. Gerechter wird aber jeder Vernünftige dieses Glück beurtheilen, wenn er weiss, dass ihm Blücher dasselbe bereitet hatte, durch die Unvorsichtigkeit, mit der er seine Armee theilte, durch sein allzugrosses Selbstvertrauen, durch die Missachtung seines Gegners und das Vergessen dessen Grundsatzes, seinen Feind immer wo möglich theilweise zu schlagen.

Die Schuld davon auf Schwarzenberg zu schieben, ist des Autors lang eingeübtes Lied mit einer neuen Variation, aber viel wäre zu thun, ihm überall zu begegnen, um sein tiefes militärisch-politisches Genie in seinen Urtheilen über den Feldmarschall zu bewundern.

Wenn Beitzke aber Seite 143, 3. Th. 2. Aufl. von dem Marsche der Armee von Brienne bis Troyes und über eine bei diesem Orte nicht statt gehabte Schlacht sagt: „Fürst

Schwarzenberg weit entfernt den Sieg bei La Rothière zu benützen, bedurfte sechs Tage, um einen Raum von fünf deutschen Meilen bis Troyes zurückzulegen. So wenig auch immer eine Neigung zum Angriff in dem Oberfeldherrn lag, so lässt sich eine solche Art Krieg zu führen, welche unter andern Umständen unfehlbar Entfernung vom Commando und Stellung vor ein Kriegsgericht herbeigeführt haben würde, nur allein mit der Politik Oesterreichs entschuldigen, wiewohl ein äusserst fügsamer Charakter dazu gehörte, solcher Politik zu dienen, da schon ein kräftiger Fussstoss hinreichte, den Gegner zu zermalmen. Oesterreich aber, den Schwiegersohn zu retten, wünschte den Frieden, der jetzt in Chatillon verhandelt wurde, und wollte den Gegner absichtlich zu einigen Kräften kommen lassen, um der Kriegspartei zu imponiren," so zwingt er uns ihm folgenderweise zu antworten:

Es liegt eine unverkennbar dämonische Perfidie in der Tendenz des Schriftstellers, der auf seine eigene Erfindung hin, dem Kaiser von Oesterreich überall mit einer nie erhörten Unverschämtheit entgegen tritt. Wie will er den Beweis führen, dass Kaiser Franz seit seiner Vereinigung mit den nordischen Monarchen ein anders Ziel hatte, als dasjenige, welches sie gemeinschaftlich gefasst, und worüber sie sich in Trachenberg, in Frankfurt, in Langres, in Chaumont geeiniget hatten. Dass Kaiser Franz, so wie seine beiden Verbündeten den Frieden wünschte, ist unbezweifelbar, aber auch gewiss nur einen solchen, der auf längere Dauer der Welt die Ruhe sichern würde. Ueber den Kaiser Franz haben wir uns schon früher hinlänglich geäussert, um nöthig zu finden noch ein Wort zu verlieren, einen Schriftsteller *ad absurdum* zu führen, der vom ersten Augenblicke, wo er die Feder zu seinem Werke ansetzte von dem tief eingeprägten Grundsatze ausging, überall Alles, was österreichisch ist, unter die Füsse zu treten, jedes Mittel, recht und schlecht anzuwenden, alles Oesterreichische zu verleumden, zu verdächtigen, der in seiner Unver-

schämtheit sich nicht entblödet, den über jeden Verdacht erhabenen Kaiser Franz des Wortbruch's, der Heuchelei zu beschuldigen; ihm Schuld zu geben, andere Tendenzen zu verfolgen, als die seiner beiden Verbündeten; der die Mitwirkung Oesterreichs zur Befreiung Europa's von dem Despotismus Napoleon's als Null erscheinen lassen möchte, um nur seinen Preussen, die er als den Nerv des Krieges darstellen möchte, jedes Verdienst allein zu vindiciren.

Ich glaube übrigens bisher schon genug gesagt zu haben, um den Charakter des oft citirten Schriftstellers zu kennzeichnen, und dennoch gibt er immer Stoff auf's Neue gegen ihn aufzutreten; und ebenso ist es mir nicht möglich, über das, was er über den Aufenthalt zwischen der Schlacht von Brienne und das Einrücken in Troyes sagt, stillschweigend hinauszugehen.

Ueber den Vorwurf der sechs Tage ist leicht hinüberzugehen, denn vor Allem muss man wissen, dass schon damals, wo der grösste Theil der Haupt-Armee auf einem Geviert-Raume von einigen Meilen versammelt war, die Lebensmittel mangelten, und von weitem herbei geführt werden mussten, deren Herbeischaffung um so mehr die Bewegung der Truppen aufhalten musste, als die Witterung alle Landwege, über welche man die Verpflegung bezog, so grundlos verdorben hatte, dass eine mehr als dreifache Zeit erfordert wurde, um die Truppen mit dem höchst Nöthigen zu versehen; es ist daher klar, dass die Bewegungen der Armeecorps nicht so statt haben konnten, als wenn sie bei dem Eintreffen in ihre Stationen auf sie wartende Magazine gefunden hätten.

Allein das war es nicht, was eigentlich den Marsch der Truppen verzögerte. Der im Kriegsrathe zu Langres angenommene allgemeine Grundsatz hatte jedes Suchen, jede Annahme einer Schlacht untersagt, ausser unter solchen Umständen, dass der Sieg als unzweifelhaft angesehen werden könnte. Diesem Grundsatze gemäss wollte der Feldmarschall auch bei Troyes keine Schlacht liefern, son-

dern den französischen Kaiser durch Umgehung zwingen, seine Stellung zu verlassen, in der Ueberzeugung zugleich, dass Blücher's Marsch an der Marne gegen Paris hinab ihn bald zwingen werde, zur Deckung seiner Hauptstadt sich zwischen diese und Blücher zu werfen. Es kann nur der grossen Kurzsichtigkeit Beitzke's zugeschrieben werden, sich nicht in den Sinn der Kriegführung einstudieren zu können, welche Fürst Schwarzenberg nach dem angenommenen Plane einzuhalten verpflichtet war, eine Kurzsichtigkeit, die so weit geht, den Feldmarschall eben deswegen, weil er diesem Plane nachkam, vor ein Kriegsgericht stellen zu wollen.

Zieht der Autor hier wieder, wie überall, die Politik Oesterreichs hervor, und sagt sogar, Oesterreich habe absichtlich, durch das langsame Vorgehen des Feldmarschalls, den Gegner zu einigen Kräften kommen lassen wollen, um der Kriegspartei zu imponiren, so kann man den Autor nur auf's Höchste bedauern, sich so der Lächerlichkeit Preis zu geben, indem er seiner eigenen Logik ein so fühlbares Dementi durch diese Behauptung gibt, da Oesterreich doch selbst zu dieser Partei gehörte.

Um den Feldmarschall oder vielmehr seine Handlungsweise um diese Zeit in das Licht zu stellen, in welchem sie gerechterweise erscheinen muss, wolle man mir erlauben, wieder etwas weiter zurück zu gehen.

Es ist schon einigemal des allgemein angenommenen Planes erwähnt worden, welcher nur erlaubte unter der sichern Voraussetzung des Sieges eine Schlacht anzunehmen. In diesem Plane war auch eigentlich die Schlacht von Brienne nicht vorgesehen gewesen, die nur durch Blücher's voreiliges Treiben gegen Paris hervor gerufen wurde. Der Gewinn dieser Schlacht änderte jedoch nichts an dem von Anfang her gefassten Plane der Alliirten, den ich mir folgendermaassen zu erläutern erlaube.

Es ist wohl nicht zu bestreiten, dass die Persönlichkeit der Heerführer über die Art ihrer Kriegführung ent-

scheidet. Nimmt man nun die beiden sich gegenüberstehenden Feldherren Napoleon und Schwarzenberg, so finden wir als Hauptgrundsatz bei dem ersten, das Theilen der Macht des Gegners am Tage der Schlacht, das Durchbrechen des feindlichen Centrums, ein kühnes, rücksichtloses Vorgehen. Diese Art der Kriegführung war es, der Napoleon bis zu seinem abenteuerlichen Zuge nach Russland den Namen des ersten Feldherrn seiner Zeit, im Vereine mit dem ihm immer begleitenden Glücke, verdankte; dieser Kriegszug nach Russland untergrub die Fundamente seines Ruhmes, und mit ihm wich auch das Glück von seiner Seite.

Wenn nun von manchem seinwollenden Kriegskundigen, wie der Herr Doctor Beitzke, die Art und Weise wie der französische Kaiser zuletzt den Krieg in Frankreich führte, als ein Aufflammen seines frühern im Beginne seiner Laufbahn in Italien gezeigten Genies bezeichnet werden will, so möchte im Gegentheil es vielmehr scheinen, dass er, gewohnt an sein Glück, an einer Geisteskrankheit litt, die ihn die Dinge ganz anders ansehen liess, als sie in der Wirklichkeit waren, ungefähr so, wie bei seinem Zuge nach Moskau. Als nämlich Napoleon den Entschluss gefasst hatte, Russland in seinen Grenzen anzugreifen, hiezu die unerhörtesten Anstrengungen machte, und mit der, seit undenklichen Zeiten grössten Armee von 6 bis 700.000 Mann, auf einer ungeheuren Strecke Weges von seinem Lande gegen seinen Zielpunkt zog, da hatte er doch bei allen seinen übermüthigen Siegeshoffnungen den überlegten Entschluss gefasst, den ersten Feldzug an der Düna zu enden, mit seinem Hauptquartier in Willna stehen zu bleiben, und dort die bessere Jahreszeit des kommenden Jahres zum Feldzug in das eigentliche Russland abzuwarten; während Danzig sein Hauptverpflegsdepot gewesen wäre, und ihm der Rücken frei blieb, alle Gattungen Verstärkungen an Mannschaft und Material, während der Zeit von 7 bis 8 Monaten an sich ziehen zu können. Es ist dies keine

vage Voraussetzung, sondern der Plan, den er 1812 vor seinem Abgange zur Armee bei seiner Anwesenheit in Dresden dem Fürsten Metternich, der seit der Vermählung Napoleon's mit der Erzherzogin Maria Louise bei ihm hoch in Gnaden stand, durch sechs Stunden über seine Karten gebeugt erläuterte. Ich habe dies aus dem Munde des Fürsten Metternich's selbst bei der Gelegenheit, wo er mir einmal durch mehr als vier Stunden die Politik Oesterreichs vom Jahre 1809 bis 1813 erläuterte, worauf ich einmal ausführlich zurück kommen werde. Wäre er diesem Plane treu geblieben, so möchte der Erfolg seines Zuges wohl ein anderer gewesen sein, als der, den die Welt mit Schaudern erlebt hat.

Allein die Russen zogen sich ihrem eigenen Plane gemäss, wie dies jetzt erwiesen ist, immer zurück, es war ihm unmöglich sie zu fassen, und das war es, was ihn nicht ruhen liess, ihn immer weiter vorwärts — in sein Verderben zog. Hier also trat der Zeitpunkt ein, wo ihn die gewisse Geisteskrankheit ergriff, die ihn später zu Grunde richtete; nur nach Schlachten drängte es ihn, ohne Rücksicht auf Zeit und Ort, auf das Klima des Landes, das er durchzog, und in diesem Zuge riss es ihn gewaltsam fort nach Moskau in dem Glauben, Kaiser Alexander würde ihm hier den Frieden, seine Unterwerfung entgegen bringen. Und dies sein abergläubisches Vertrauen auf seinen eingebildeten Stern, den sein Gesandter zu Warschau De Pradt neben ihm nicht sah, war die Krankheit, die seit seiner Vermählung mit der österreichischen Kaiser-Tochter seinen Geist umnebelte, dem nichts mehr unerreichbar schien, die sich dann in Frankreich nach seinen Erfolgen im Februar gegen Blücher, die dieser selbst verschuldet, durch den Ausdruck Luft machte, „dass er jetzt näher bei München und Wien, als die Alliirten bei Paris stehe!“ Weil er bisher alle Hindernisse überwunden, schätzte er die kommenden geringer, und weil er diese geringer schätzte,

häufte er sie massenhaft auf sein Haupt, bis sie ihn dann endlich völlig zermalmten.

Dieses sein Kriegführen im Auslande war es, welches er nun auch im eigenen Lande fortsetzen wollte, und soll man das Wagniss mit 40 bis 50.000 Mann von Chalons den Hunderttausenden der Alliirten entgegen gehen zu wollen, nicht als ein Sympton dieser Krankheit annehmen, die sich auch bei Brienne in dem Wahne zeigte, es immer nur mit Blücher allein zu thun zu haben, und ferner darin, dass, als er dann seinen Irrthum Mittags am 1. Februar erkannt, und schon den Befehl zum Rückzug gegeben hatte, der Ruf: „*vive l'empéreur*“ seiner Garden, den alten Aberglauben an seine Ueberwindlichkeit wieder wach rief, und er — die Schlacht verlor.

Vielleicht hätte er auch bei Troyes, ungeachtet der angedeuteten Umgehung durch das erste Armee-Corps und die leichte Division Liechtenstein, eine Schlacht abgewartet, wenn der Marsch Blücher's an der Marne gegen Paris zu, ihn nicht gezwungen hätte, zur Deckung seiner Hauptstadt jenem entgegen zu gehen. Brachte ihm dann die Unvorsichtigkeit Blücher's durch Theilung seiner Armee den Vortheil, diese am 10., 11., 12. und 14. Februar theilweise zu schlagen, und sie, wie er irrig glaubte, völlig aufgerieben zu haben; so war dies zu seinem Unglücke, indem diese im Grunde unbedeutenden Siege, obwohl sie dem schlesischen Heere einen Verlust von mehr als 15.000 Mann und mehreren Geschützen kosteten, der alten Krankheit wieder ihr Recht über Napoleon einräumten, die ihm in Gedanken wieder nach Berlin und Wien führte; was dann die Veranlassung gab, dass er durch Widerrufung der seinen Bevollmächtigten in Chatillon ertheilten Vollmachten den Frieden für sich unmöglich machte.

Betrachtet man dann die Art der Kriegführung des Feldmarschalls Fürst Schwarzenberg, so war diese für den Krieg in Frankreich ganz allein auf den Plan basirt, den er in der ersten Stunde der Uebernahme des Oberbefehls

den Monarchen vorgelegt, und der von ihnen gebilligt worden war, nämlich jede grosse entscheidende Schlacht zu vermeiden, in so lange der Sieg nicht apodictisch gewiss vorauszusetzen sei, wobei er an dem Grundsatze festhielt, den Franzosen immer das Doppelte der Streitmacht entgegen zu setzen; nicht weil der einzelne Mann dort oder da braver sei, sondern weil der Vortheil, den Napoleon durch seine verzweiflungsvolle Lage zu den höchsten Anstrengungen getrieben, in der Einheit seines Willens, und in seinen persönlichen Eigenschaften fand, immer noch gross genug war, um die Wagschale zwischen ihm und den Verbündeten schwankend zu erhalten. Fürst Schwarzenberg war nicht Herr und Meister seiner Truppen in dem Sinne, wie der französische Kaiser, der nie das Blut seiner Leute schonte, wenn er nur seinen Zweck erreichte; der Fürst glaubte den Monarchen, die ihm den Feldherrnstab in die Hand gegeben, für jedes unnütz verschleuderte Leben ihrer Unterthanen verantwortlich zu sein. Nach diesen Grundsätzen ist es natürlich, dass der Fürst, der beim Anfange immer das Ende betrachtete, den heissblütigen Köpfen, wie der Autor sich gern zeigen möchte, nie genug thun, es ihnen nie recht machen konnte, und dennoch führte er die Heere zu dem ihm gesteckten grossen Ziel. Ist es dann nun nicht mehr als lächerlich, wenn ein Schriftsteller in seiner Kurzsichtigkeit den Mann, den er auf keine Weise gerecht zu beurtheilen im Stande ist, vor ein Kriegsgericht stellen, ihn entlassen will? Doch lässt sich der Autor herab, den Feldmarschall durch die Politik Oesterreichs, die fabelhafte, zu entschuldigen, allein nicht ohne ihm den sinnlosen Vorwurf zu machen, dieser Politik zu dienen. —

Ich gehe zur Schlacht von Brienne zum F. M. Fürst [illegible]nberg auf der Höhe von Trannes zurück, von wo [illegible]andel der Schlacht mit seinen Augen verfolgt [illegible]önlich betrifft, so war ich gleich nach [illegible]lacht gegen zwei Uhr Nachmittags

vom F. M. Fürsten Schwarzenberg von der Anhöhe von Trannes zum V. Armee-Corps an den Grafen Wrede geschickt worden, um dem Fürsten bestimmte Nachricht über den Gang der Schlacht am äussersten rechten Flügel zurück zu bringen. Nachdem ich mich mit meiner Bedeckung von Kosaken mühsam durch das coupirte Terrain des Schlachtfeldes durchgewunden, erreichte ich das V. Armee-Corps gerade in dem Zeitpunkte, als der General der Cavallerie Graf Wrede die Vorbereitung zum Sturme auf Chaumenil machte. „Sie kommen eben recht“ sagte mir der Graf, „um Zeuge und, wenn sie wollen, Theilnehmer am Sturme auf Chaumenil zu sein.“

Ich schloss mich auch wirklich an das erste Szekler-Bataillon an, und war Zeuge der ausgezeichneten Bravour dieser Truppen, die mit lächelndem Muthe, ohne einen Schuss zu thun, dem feindlichen Feuer trotzten und Alles über den Haufen warfen, was ihnen entgegen stand; das Gleiche gilt von dem 7. baierischen Infanterie-Regiment, an dessen Spitze der tapfere Oberst Rodt tödtlich verwundet wurde.

Als dann Chaumenil besetzt, die Ordnung hergestellt war, und ich mich beim Grafen Wrede zum wieder Abgehen meldete, sagte mir dieser: „Sagen Sie dem Feldmarschall, was Sie gesehen, ich lasse ihm Glück wünschen; sagen Sie ihm, die Szekler hätten sich selbst übertroffen.“

Erst nach schon eingebrochener Nacht erreichte ich die Höhe von Trannes wieder, nachdem ich den Weg an der Schlachtlinie genommen, und mich zweimal mit meinen Kosaken durch zerstreute feindliche Flankeurs hatte durchschlagen müssen. Der Fürst blieb bis nach Mitternacht auf der Anhöhe von Trannes, von welcher er, wie schon erwähnt, seinen General-Adjutanten Oberstlieutenant Grafen Paar mit dem Befehle an den Feldzeugmeister Graf Gyulay gegen Dienville schickte, wo General Gerard sich noch hielt, unter jeder Bedingung diesen Punkt zu nehmen.

Als dann die Nachricht von dessen Besitznahme und dem Rückzug Gerard's nach Brienne eingetroffen, und Fürst Schwarzenberg dem F. M. Blücher den Befehl ertheilt hatte, am andern Tage die Verfolgung des Feindes fortzusetzen, ging er mit seinem Gefolge nach Colombé-les-deux-églises in sein Hauptquartier zurück. Am andern Tage ward die Verfolgung fortgesetzt, und die Monarchen, Kaiser Alexander und der König von Preussen, hatten sich bei Lassicourt dem feindlichen Feuer, besonders Kaiser Alexander so nahe ausgesetzt, dass Fürst Schwarzenberg, der den Kaiser schon mehrmal gebeten hatte, die gefährliche Stelle zu verlassen, wo er mit dem kurzen Fernrohr die Stellung des Feindes betrachtete, sich endlich dringend mit den Worten an den Kaiser wandte: *Sire! ce n'est pas ici même ma place, moins encore celle de Votre Majesté!* und ihn bewog zurück zu gehen.

Ich stand dem Fürsten damals so nahe, dass ich genau die Worte hörte. Dagegen verwechselt der Russe Danilewsky im V. Kapitel des 1. Bandes seines Werkes Seite 69 — aus allzugrosser Vorliebe für den F. M. Fürst Schwarzenberg, dessen Anwesenheit er vielleicht ignoriren möchte — diesen mit dem General der Cavallerie Grafen Wrede, dem er jene Worte in den Mund legt. Fürst Schwarzenberg war es, der die Worte sprach, auch war es nur der Oberbefehlshaber, der zum Kaiser sagen durfte: *Ce n'est pas ici même ma place!*

Am 2. Tag nach der Schlacht versetzte der Feldmarschall sein Hauptquartier von Colombé nach Bar-sur-Aube, von wo er am 3. Februar Folgendes nach Wien schrieb:

„Nur in grösster Eile schreib' ich Dir. Der Himmel hat abermals unsere Waffen gesegnet, und die Ebenen von Brienne werden uns stets unvergesslich bleiben. Unser Manöver ist vollkommen gelungen, 73 Kanonen fast alle mit der Bespannung liefern dazu den sprechendsten Beweis.

„Gyulay, sammt seinen Truppen, hat Wunder der Tapferkeit gethan, so auch Saaken, der Kronprinz von Wür-

temberg, Wrede, Frimont. Mein Regiment hat sich besonders ausgezeichnet." (Schwarzenberg-Uhlanen hatte 12 Kanonen mit sammt der Bespannung genommen.) „Die Reserven haben keinen Schuss gethan. Der Feind scheint sich mit dem Gros gegen Troyes zu ziehen. Morgen werde ich vor diesem Orte 60 bis 70.000 Mann versammelt haben, während die übrigen rechts vorrücken, um diesen Punkt theils zu umgehen, theils dem Feinde auf dem Fusse zu folgen."

Am 5. October schrieb er eben auch von Bar-sur-Aube:

„Der Feind, welcher sein Gros in Troyes sammelte, hielt Arcis-sur-Aube durch Marmont besetzt, Macdonald war bei Chalons, und ich erwartete stündlich die Nachricht, dass er sich gegen Epernay zurückzog, denn er ist so schwach, dass ihn Blücher erdrücken könnte, ich zweifle daher nicht, dass Blücher in wenig Tagen vor Paris erscheinen wird. Heute Morgens ist Napoleon von Troyes abgegangen. Die Armee, welche aus Victor, Ney, Oudinot, der jungen und alten Garde besteht, marschirt in der Richtung nach Nogent, ich werde mit einem grossen Theil der Armee nach Sens zu manövriren, um stets des Feindes rechte Flanke zu umgehen, und so viel möglich starke Partien gegen Orleans poussiren, um von Allem benachrichtigt zu sein, was von dort her zur Haupt-Armee Napoleon's in Anmarsch begriffen sein mag."

Von Troyes schrieb der Fürst am 11. Februar:

„Im engsten Vertrauen wisse, dass Coulincourt auf die alten Grenzen Frankreichs zu unterschreiben bereit ist, wie sie in Königszeiten waren. Kaiser Alexander will nicht mehr, besteht aber darauf bis nach Paris vorzudringen; ich fürchte, wir werden diese Reise mit viel Menschenblut bezahlen, und Schlachten sind stets grosse Krisen, deren Resultat oft sehr unerwartet ist. Meinen alten Blücher zieht es schon wieder mit solcher Macht gegen das Palais royal, dass er schon wieder anfängt wie unsinnig vorzurennen, ohne zu bedenken, dass der Feind vor ihm zwar schwach

ist, in seiner Flanke aber die feindliche Armee steht; es wäre ein Wunder, wenn dieses Zerstückeln seiner Kräfte ihm nicht abermals einen Unfall bereiten sollte. Mit jedem Tage wird unsere Vorrückung schwieriger."

Aus diesem Schreiben erhellt deutlich, wie gerecht Fürst Schwarzenberg die Lage der Dinge beurtheilte, so wie das Benehmen Blücher's in einem so kritischen Augenblicke. Hatte er doch bei Brienne die Folgen des Theilens seiner Macht erfahren, und verfiel hier in den nämlichen Fehler, ohne dass Fürst Schwarzenberg nahe genug war, seine Fehler wieder gut zu machen, wie bei Brienne. Der jetzt folgende Brief von Troyes am 13. Februar zeigt wie wahr des Fürsten Vorahnungen in Bezug auf Blücher waren. Er schrieb:

„Diesmal ist Blücher's Eilen leider bitter bestraft worden. Er liess Saaken in Eilmärschen bis Laferté vorrücken, ohne ihn zu unterstützen; dort kam es zu einem Gefechte, wo Saaken zwar Macdonald gegen Meaux zurückwarf, und ihm einige Kanonen abnahm. Indessen rückte Napoleon mit einem Theile seiner Armee von Nogent gegen Sezanne vor. Blücher beorderte den Generalen Alsuwief mit 4 bis 5000 Mann den Feind zu recognosciren. Mangel an Cavallerie setzte diesen in grosse Verlegenheit, er ward mit Uebermacht von allen Seiten angegriffen, und erlitt einen bedeutenden Verlust, man glaubt an, selbst über 1000 Mann geriethen in Gefangenschaft, und 9 bis 10 Kanonen mögen in des Feindes Hände gefallen sein. Saaken, dem Blücher den Befehl ertheilt hatte, gegen Montmirail herbei zu eilen, traf am folgenden Tage dort wieder ein, warf die feindliche Avantgarde zurück, ward aber am Abend von der alten Garde so lebhaft in seiner linken Flanke angegriffen, dass er mit Mühe bis in die Nacht sich in seiner Stellung behaupten konnte. Er zog sich dann auf York zurück, beide sind nun in Chateau Thiery vereinigt. Blücher selbst steht mit Kleist und Kapziewitsch bei Vertus. Ich habe ihm gerathen, sie wieder zu sammeln,

indem ich Alles anwende des Feindes Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen."

Eben daher vom 14. Februar:

„Ich habe den Feind bei Nogent angreifen, die Brücke herstellen, und Abtheilungen über die Seine setzen lassen, auf diese Art muss der Feind durchaus von Blücher ablassen, aber ich gestehe, dass ich mit dem grössten Unmuth im Herzen den Krieg fortsetze und einer Schlacht entgegen gehe, die nur unserer Eitelkeit fröhnen kann, wenn sie gelingt, und die uns in unabsehbare Verwirrung stürzen kann, wenn sie misslingt."

Von Troyes am 20. Februar.

— — — — „Nachdem Napoleon Saaken und York bis über Chateau Thiery zurückgedrängt hatte, wollte Blücher, da eben Kleist angekommen war, einen Versuch machen, gegen Montmirail neuerdings vorzurücken; alsogleich liess Napoleon von der Verfolgung ab, stürzte mit dreifacher Uebermacht auf das kleine schwache Corps Blücher's, nahm ihm über 3000 Mann gefangen nebst 6 Kanonen; nur der Tapferkeit des kleinen Häufleins ist es zu danken, dass es ihm gelang, sich mit dem Bajonette durch die feindliche Cavallerie durchzuschlagen. Auf diese Art fand nun der gute Blücher Mittel, ein Corps seiner Armee nach dem andern schlagen zu lassen, da doch alle zusammengenommen dem Feinde, wenn nicht überlegen, doch zuverlässig gleich waren.

„Um den Feind zu zwingen Blücher zu verlassen, musste ich von hieraus vordringen, ich liess Nogent und Bray nehmen, die Brücken herstellen, zwei Corps in der Richtung gegen Provins und Nangis vorrücken, mit dem Befehle bei Annäherung eines bedeutenden feindlichen Corps sich wieder zurückzuziehen, da meine Absicht nur dahin ging, des Feindes Aufmerksamkeit von Blücher abzulenken, zugleich poussirte ich ein Streifcommando von Hessen-Homburg Husaren bis Fontainebleau und Melun, woraus der Feind verjagt wurde.

„Die unrichtige Befolgung meiner Disposition war Ursache, dass Wittgenstein, dem auch nur Paris im Kopfe lag, bis Guignes vordrang, dort plötzlich von einer grossen Masse Cavallerie angehalten, seine Arrièregarde dieser nicht schnell genug entziehen konnte, und ein paar tausend Mann und 9 Kanonen sitzen liess. Hätte er wie Wrede meine Befehle pünktlich befolgt, so hätte er, wie dieser, nichts verloren.

„Der Kronprinz, welcher Montereau bis Abend halten sollte, um den vorgeschobenen Detachements Zeit zu lassen einzurücken, wurde unter Napoleon's persönlicher Gegenwart durch eine solche Uebermacht angegriffen, dass er nach einem äusserst hitzigen und tapfern Gefechte endlich mit einem Verluste von beinahe 2000 Mann und zwei Kanonen zum Weichen gezwungen wurde, indessen hatte er 4 Kanonen erobert und viele Gefangene gemacht, worunter ein Adjutant des Prinzen Neufchateau „Le Couteux“ sich befindet.

„Da ich nun meine Absicht erreicht hatte, nämlich Napoleon zu zwingen, Blücher Zeit zu lassen, seine zerstreuten Corps zu sammeln, so befahl ich meinen Corps, sich bei Troyes zu versammeln, welches heute vollendet ist. Blücher, der einstweilen seine Armee bei Chalons formirt hat, habe ich eingeladen nach Arcis zu rücken, wo er mit 50 bis 60.000 Mann heute schon angelangt ist; morgen ziehe ich nach Mery, und so will ich dann auf des Allmächtigen Beistand hoffend eine Schlacht annehmen. Auf diese Art müssen nun Ströme von Blut fliessen, um einen Frieden zu erkämpfen, den man vor wenig Tagen uns aufdringen wollte.“

Vom 21. Februar 1814.

— — — — „Ich bin nun im Begriffe vorwärts eine Recognoscirung zu unternehmen, und schreibe Dir während man die Pferde bereitet.

„Von Lyon aus, wie ich es in meinem Memoire deutlich vorher sagte, fängt der Feind, der aus Spanien be-

trächtliche Verstärkungen erhalten hat, eine Offensive in das Saône Thal an. Du kannst leicht denken, dass mich das in keine geringe Verlegenheit setzt. Ich gestehe, dass mein guter Wellington als echter Insulaner, den Krieg auf seine Faust führt, ohne sich viel um uns zu kümmern; er hat schon seit geraumer Zeit Winterquartiere bezogen, und Soult und Suchet haben indessen 20 bis 30.000 Mann alter Truppen gegen mich detachirt, wovon wir schon einige 100 gefangen haben. Unter uns gesagt, ist meine Lage, wie ich es vorhersah, äusserst traurig; denn trenne ich meine Armee, so kann ich *en détail* geschlagen werden, versammle ich sie, so sterbe ich vor Hunger. Meine Bewegungen waren auf den Frieden berechnet, den haben wir erobert, weiter zu gehen, erklärte ich als Tollheit, dennoch musste ich gehorchen — und nun treten die Verlegenheiten ein. — Ich soll sie heben, da ich doch vorhinein erklärte, dass sie nicht zu heben sind, man sie daher vermeiden müsse. So bin ich wirklich bis zur Verzweiflung gefoltert. Eitelkeit mit Leichtsinn, Schwäche und Ignoranz verbunden, machen ein Ganzes aus, welches eine Welt zu verhunzen im Stande wäre. Wie ich hier helfe, das weiss der Himmel, indessen weisst Du, dass ich immer auf die Hilfe von Oben rechne, und so verzweifle ich nie. Nicht der Feind hat uns geschlagen, denn die Vortheile, die er errungen hat, sind von keinem militärischen Werth, aber die Umstände sind es, die die grosse Verlegenheit herbeiführen."

Die vom Fürsten erwähnte Recognoscirung hatte statt, und nur die Aufmerksamkeit eines Ordonnanz-Officiers des Fürsten, des Rittmeisters Apel (gestorben als General der Cavallerie) rettete ihn und sein Gefolge vor wahrscheinlicher Gefangenschaft; die Sache verhielt sich folgendermassen:

Der Major Georg Geppert des Generalstabs und ich ritten dem Fürsten und seinem Gefolge auf 7 bis 800 Schritte voraus auf der Strasse gegen Trainel.

Wir mochten schon eine Stunde geritten sein, ohne etwas vom Feind gesehen zu haben, als wir links von der Strasse an eine Anhöhe gelangten, die uns eine freie Aussicht vorwärts versprach, war der untere Theil mit Weinreben bewachsen, so waren oben Felder, theilweise mit Obstbäumen besetzt; auf die dem Fürsten gemachte Anzeige befahl dieser den beiden zur Deckung der Recognoscirung bestimmten Regimenter Knesewich-Dragoner und Josef-Husaren rückwärts der Anhöhe aufzumarschiren, und nun wurde die Anhöhe erstiegen. Es zeigte sich jetzt, dass diese Höhe durch ein 2 bis 3000 Schritte breites Thal von einer andern niedern Anhöhe geschieden war. Oben angekommen, wurde, da man nichts Feindliches in der Nähe bemerkt hatte, von den Pferden gestiegen, und der Fürst verlangte das Fernrohr, weil auf der jenseitigen Anhöhe eine Bewegung bemerkt wurde, die man durch die Gesträuche nicht mit freiem Auge genau unterscheiden konnte; wo es sich dann zeigte, dass es Artillerie unter Cavallerie-Bedeckung war.

Der Feind mochte uns bemerkt haben, und es fielen ein halb Dutzend Kanonenschüsse, deren Kugeln uns aber nicht erreichten. Gegen die linke Seite der Anhöhe auf eine Entfernung von vielleicht 1000 Schritten, fiel die Anhöhe wieder Thal ab. War es nun Neugierde oder ein gewisser Instinct, der den Rittmeister Apel veranlasste, nicht abzusitzen, sondern links fortzureiten, um zu sehen, was sich allenfalls dort ergebe. Allein kaum hatte er das Ende der Fläche erreicht, als er einen Trupp feindlicher Reiter in scharfem Tempo gegen die Anhöhe ziehen sah; schnell umkehrend, was sein Pferd nur laufen konnte, rief er von weitem „Aufsitzen, Aufsitzen, die Franzosen sind da". Das war unser Glück, denn wir hatten gerade noch so viel Zeit, uns aufs Pferd zu schwingen, und unsere Bedeckung zu erreichen. Die Feinde, die beiden Regimenter sehend, feuerten wohl ihre Pistolen gegen uns, ohne etwas zu treffen und kehrten wieder um, als eine Schwadron Husaren zum

Vorrücken sich anschickte.*) Ohne Apel's Aviso wären der Fürst vielleicht und wir alle mit ihm zu Fuss überrascht worden, wobei die Folgen nicht voraus zu sehen gewesen wären.

Nach der Zurückkunft von der Recognoscirung verliessen wir Troyes, und unser Rückmarsch, das heisst jener des Hauptquartiers, dauerte bis tief in die Nacht hinein, und da war es in der Nähe schon von Vendoeuvres, wo General Langenau mit dem Pferde stürzte und ein Bein zweimal brach, wonach er zu seiner Heilung nach Basel gebracht wurde, ihm folgte unser, vorzüglich mein höchstes Bedauern, denn ich hatte nicht nur für diesen Augenblick, einen höchst rücksichtsvollen, anerkennenden Vorgesetzten, sondern beinahe einen Freund verloren, was er mir in späterer Zeit noch öfter bewies. In Bezug auf meine bisherige Stellung bei ihm wiederhole ich, dass ich in derselben Eigenschaft wie früher bei Langenau zur Person des Chefs des Generalstabs Grafen Radetzky überging, und bis zum Feldzugsschlusse blieb.

Hatte Fürst Schwarzenberg früher die Idee gehabt, Napoleon jetzt bei Troyes eine Schlacht zu liefern, so

*) Ich kann hier nicht umhin einer charakteristischen Anekdote aus diesem Zeitpunkte zu erwähnen. Einer der Ordonnanzofficiere des Fürsten Graf . . . . ein kleiner, etwas stark beleibter junger Mann, der einen grossen Falben ritt und auch abgestiegen war, konnte in dem brennenden Augenblicke nicht auf sein Pferd kommen, das er auslassen musste, und durch angestrengtes Laufen so glücklich war, die Suite des Fürsten wieder zu erreichen. Fürst Schwarzenberg fragte ihn: „Wo haben Sie denn Ihr Pferd?“ — — Antwort: Es ist mir erschossen worden! Aber kaum war das Wort aus dem Munde, da kam Oberstlieutenant Graf Schulenburg geritten, an seiner Hand das Pferd führend, sprechend: „Da bring ich Dir Dein gelbes Pferd!“

Am andern Tage stand im Armeebefehl Graf . . . . avanciert zum Major bei der Süd-Armee. Im Jahre 1820 commandirte ich eine Schwadron in seiner Division; da ich bei der Scene zugegen war, so mag man sich denken, dass wir nicht viel Seide mit einander gesponnen.

Er starb als Feldmarschalllieutenant.

hatten ernstliche Betrachtungen der Lage, der Verhältnisse ihn wieder von diesem Entschlusse zurückgebracht. Nachfolgendes Schreiben des Fürsten von Colombé am 26. Februar gibt treu und wahr die Gründe an, die den Fürsten bewogen von seinem frühern Entschlusse zurückzutreten.

— — — — „Kaiser Napoleon hatte alle seine Kräfte gesammelt, um uns bei Troyes eine Schlacht zu liefern. Dieser feste Wille war mir ein Beweggrund mit, sie nicht anzunehmen. Die Hauptursache aber warum ich der Schlacht auswich, war die wichtige Bemerkung, die mir nicht entgehen durfte, dass, wenn die Schlacht unglücklich für uns ausfallen sollte, welches doch immer unter die möglichen Fälle gezählt werden muss, ein Rückzug von Troyes bis über den Rhein unsere Armee gänzlich würde aufgelöst haben. Die ganze Winterbewegung war darauf berechnet, den Kaiser Napoleon zu überraschen, in allen seinen Vorbereitungen zu hindern, und auf diese Art einen vortheilhaften Frieden gleichsam ihm abzudringen; wie konnte es meine Absicht sein, in dieser auf keiner Basis ruhenden Operation mit Beharrlichkeit fortfahren zu wollen, wenn, wie es hier der Fall war, der Friede der bestimmte Zweck war, und aus was immer für Ursachen nicht erreicht wurde. Eine Hauptschlacht gegen einen Feind zu liefern, der durch einige vortheilhafte Gefechte aufgereizt, für seine Existenz ficht, und zwar in der Mitte seines Landes, wo alle Landleute für ihn sich bewaffnen, eine Hauptstadt hinter sich, die ihm alle Hilfsmittel nachschiebt — dies ist ein Unternehmen, zu dem Einen nur die unbedingte Nothwendigkeit berechtigen kann. Wir sind aus allen Nationen zusammengesetzt, leiden an dem traurigen Uebel drei Souverains auf den Schultern zu tragen, haben, sobald die ernstlichen Operationen begannen, durch Nachzügler alle Transportmittel geplündert, denn um mit diesen Völkern auf einer grossen Linie die Excesse zu verhindern, müsste man eine Armee im Rücken der Operirenden aufstellen; es wird daher unmöglich, die Magazine für eine so bedeutende

Truppenmasse nachzuschaffen. Das Alles war vorausgesehen und hundertmal gesagt, aber nie gewürdigt worden, so wie die Wichtigkeit des Saônnethals, indem der Feind doch einmal von Lyon vorrücken musste, um auf unsere Communicationen zu wirken. — War ich dazu berechtigt in dieser Lage eine Hauptschlacht im Innersten von Frankreich zu geben, ohne auf meine Flanken und Rücken, auf den Aufstand der Bauern, auf die Anwesenheit der Souverains zu denken?

„Ich kann gar wohl dulden, dass Journalisten, Tugendbundisten und was dergleichen mehr sein mögen, vollauf schreien: Ach hätte an der Spitze dieses schönen Heeres ein Anderer gestanden, was wäre da nicht Grosses zu thun gewesen? — Aber ich könnte nicht in Worlik mit Dir ruhig geniessen, was uns der gütige Himmel Gutes beschert hat, wenn mein Gewissen mir sagte: Du hast nicht den Muth gehabt, das Urtheil der Welt zu verachten, Du hast nicht nach Deiner Ueberzeugung gehandelt, und darum ist ein schönes Heer zum Triumphe Frankreichs zerstäubt.

„Viel, sehr viel musste ich ob diesem Entschlusse, die Schlacht nicht anzunehmen, bitter leiden, denn mit stolzen, eiteln, unwissenden, Soldaten spielenden Souverains geplagt zu werden, ist eine grauenvolle Marter. Ich blieb aber bei meiner Ansicht felsenfest stehen, und nichts konnte mich erschüttern.“

„Ich zog mich in grösster Ordnung hinter die Aube, Blücher nahm seinen Weg rechts ab, um sich mit Winzingerode, Bülow, dem Herzoge von Weimar zu vereinigen, und auf diese Art eine Armee von 120.000 Mann zwischen Rheims und Soissons zu bilden; auf diese Weise wird des Feindes Aufmerksamkeit sehr getheilt, meine Reserven stehen zwischen Chaumont und Langres, und so kann ich, wenn Angereau aus dem Saônnethal her meine Corps zurückdrängen sollte, diese sogleich unterstützen, und im schlimmsten Falle die an der Aube vorpoussirten Armee-Corps aufnehmen.

„Durch diese Aufstellung bedrohe ich die weiter vordringenden einzeln feindlichen Corps, decke den Anmarsch meiner Reserv-Armee, und hoffe Zeit zu gewinnen, sie gehörig eintheilen zu können. — Ich glaube richtig manöverirt zu haben, nun mögen die Menschen schreien, wie sie wollen, ich fühle mich beruhigt in der Ueberzeugung recht gehandelt zu haben.“ — — — —

Ich gehe wieder zu Herrn Beitzke, der im 8. Abschnitte des 7. Buches S. 186 sagt: „Der Stillstand, der Unternehmungen — nach der Schlacht von Brienne, und der ersten Besetzung von Troyes nämlich — war dem Oberbefehlshaber durch die österreichische Politik geboten, und es ist hinlänglich ermittelt (Perz), dass er von seinem Hofe die Weisung hatte, mit der Masse des Heeres die Seine nicht zu überschreiten.“ Ich wiederhole hier, wie ich es bei jeder solchen Annahme dieses Satzes von fremden Schriftstellern geäussert habe, dass mir aus dem Munde des Fürsten Metternich mehrmal die Versicherung geworden, dass weder speciell dem Feldmarschall Schwarzenberg ein Befehl von seinem Kaiser geworden, nicht über die Seine zu gehen, noch dass er während der beiden Feldzüge in Bezug auf die Operationen je was immer für einen Befehl von demselben erhalten habe. Das Dementi dieser fremdschriftstellerischen Behauptung liegt jedoch in der Sache selbst, in dem zweimaligen Ueberschreiten der Seine durch die Haupt-Armee. Was dann der übergelehrte Herr Doctor S. 211 über den Feldmarschall Schwarzenberg in Bezug auf die Nichtannahme der Schlacht bei Troyes sagt, ist durch das zuletzt angeführte Schreiben des Fürsten vom 26. Februar von Colombé zu deutlich, zu gründlich widerlegt, als dass es der Mühe lohnte der perfiden Faseleien des Autors nur mit einem Worte zu gedenken. Aber nicht Faseleien, sondern Infamien sind es, wenn er auf der nämlichen Seite sagt, der Rückzug sei dem Fürsten von seinem Hofe befohlen worden, und Oesterreich habe überhaupt auf eine Unternehmung in Frank-

reich verzichtet; es habe stillschweigend Napoleon alle seine Forderungen, die Rheingrenze, Belgien, Italien für Eugen und noch vieles andere zugestanden. Und einen solchen wahnwitzigen Unsinn wagt der gelehrte Herr jetzt noch aufs Tapet zu bringen, wo das Gegentheil durch die Thatsachen hundert und tausendfach bestätigt ist. „*Calumniare audacter*“ heisst es bei ihm „*tamen aliquid haeret!*“ —

Aber eine Lüge kann ich ihm, weil sie mich persönlich betrifft, nicht ungestraft hingehen lassen.

Seite 213 sagt er in einer Randglosse: „In dem Werke von Thielen, welches von österreichischer Seite meinen Aufzeichnungen als Muster vorgehalten wird, wird ganz ernsthaft die Meinung ausgesprochen, dass, nachdem die Vereinigung beider grossen Heere bei Troyes und Mery erfolgt, es das Beste gewesen wäre sich zurückzuziehen. In einer Schlacht, die Thielen ganz gewiss für die Verbündeten als verloren betrachtet, sieht er die Flucht des Heeres über den Rhein und die Auflösung desselben. Der Feind sei durch Siege angefeuert, er kämpfe auf seinem eigenen Boden, würde vom Landvolk unterstützt. Er wäre so wüthend gewesen, dass man sich seinen Schlägen nicht habe aussetzen können. — Dann wäre es ja überhaupt das Beste gewesen, kann man hinzufügen, zu Hause zu bleiben.“

Ich führe hier dasjenige an, was ich in meinem Werke über diesen Gegenstand, übereinstimmend mit dem, was in dem eben citirten Briefe des Fürsten enthalten ist, gesagt habe, und möge dann der Leser die Perfidie des Preussen im Verdrehen des Sinnes, dessen was ich gesagt, selbst beurtheilen.

Seite 98. „Der Kaiser Napoleon hoffte, es werde ihm gelingen, den Feldmarschall zu einer Schlacht in jener Stellung zu bringen, in der die Nachtheile des Bodens jetz so auf Seite des Feldmarschalls, wie dessen Vortheile in den ersten Tagen des Monats gegen den Kaiser waren. War es auch früher die Idee des Feldmarschalls, eine

Schlacht anzunehmen, so hatte er doch nach reifer Ueberlegung eines Bessern sich besonnen, und schon am vorigen Tage den Rückzug über die Seine beschlossen, mit dem festen Vorsatze unter den obwaltenden Verhältnissen dem Kaiser Napoleon auf keinen Fall eine Schlacht zu liefern, und dies im gegenwärtigen Augenblicke um so weniger, als auch die Nachrichten, die er aus dem Süden erhalten hatte, beunruhigender Art waren."

Seite 99 sagte ich: „Wie konnte der Feldmarschall daran denken eine Hauptschlacht gegen einen Feind zu liefern, der durch einige vortheilhafte Gefechte aufgereizt, für seine Existenz focht, und zwar in der Mitte seines Landes, wo alle Landleute sich für ihn bewaffneten; der eine Hauptstadt hinter sich hatte, die ihn mit allem Nöthigen versorgte, wo auf der Alliirten Seite schon der grösste Mangel an Lebensmitteln herrschte. Was konnten die Folgen einer im Herzen des feindlichen Landes verlorenen Hauptschlacht sein? was anders als der Rückzug bis über den Rhein, der die Armee gänzlich würde aufgelöst haben." —

Wo steht hier in den angeführten Worten, wie der Preusse sagt, dass, nachdem die Vereinigung beider grossen Heere erfolgt, es das Beste gewesen wäre, sich zurückzuziehen, wo ferner, dass ich den Verlust der Schlacht als gewiss angesehen habe? und dann wo, dass der Feind so wüthend gewesen wäre, dass man sich seinen Schlägen nicht hätte aussetzen können?

Wenn dann mein Werk ihm von österreichischer Seite als Muster zu seinen Aufzeichnungen vorgehalten worden ist, so war das gewiss nur in Bezug auf die Wahrheiten die darin enthalten sind, und demjenigen sehe ich noch entgegen, der mich sowohl in meinem Werke über den siebenjährigen Krieg, wie in jenem über den Feldzug 1814 in Frankreich, eben so in den kriegsgeschichtlichen Aufsätzen, die ich seit mehr als dreisig Jahren bekannt gemacht habe, einer Unwahrheit zeihen will.

Ich stehe daher nicht an, offen zu erklären, dass ich es war, der den dritten Band der deutschen Freiheitskriege des Doctor Beitzke einer eingehenden Kritik unterzog, und den bisher noch nicht widerlegten Beweis führte, dass die genannte Geschichte, wegen der Anmaassung, mit welcher der Verfasser, der den Krieg nur dem Namen nach kennen kann, sich Urtheile über Dinge erlaubt, die weit über den Horizont seines Wissens gehen, über Personen, die zu erhaben sind, als dass das ungerechte Urtheil eines solchen sein wollenden Geschichtschreibers an sie reichen könne, dann wegen der Unwahrheit, die in ihr herrscht, wegen der Parteilichkeit, Verdächtigung, sogar specieller Verläumdung, der er sich bei Behandlung geschichtlicher Thatsachen, wie ich ihm bewiesen, schuldig gemacht hat, vor dem Richterstuhle der gerechten Kritik verworfen werden muss.

Doch ich bin von der eigentlichen Sache abgekommen, ich lenke wieder ein.

Das zuletzt angeführte Schreiben des Feldmarschalls war vom 26. Februar; die Nachrichten, die er am Nachmittage vom Marsche Blücher's über die Aube, vom Abzuge Napoleon's von Troyes erhielt, veranlassten ihn auf den 27. eine allgemeine Vorrückung der Armee anzuordnen, wobei es auf eine Umgehung der linken Flanke, des bei Bar-sur-Aube stehenden Feindes abgesehen war, die durch das VI. Armee-Corps hätte ausgeführt werden sollen, welches den Befehl hatte, noch vor Tagesanbruch so aufzubrechen, dass es bei Bar-sur-Aube, vom Feinde unbemerkt, sich rechts hätte ziehen sollen.

Der Feldmarschall ritt mit dem Beginne des Tages aus seinem Hauptquartier Colombé zum V. Armee-Corps. Als wir aber um 8 Uhr früh bei dem Lager des VI. Armee-Corps bei Lignol vorüber kamen, stand das Corps noch ruhig daselbst; der Fürst nicht wenig hievon überrascht, sandte mich an den Grafen Wittgenstein, mit dem Befehle, auf der Stelle aufzubrechen. Allein der Hauptzweck der Umgehung, dass der Feind nämlich davon keine Ahndung hätte

haben sollen, war schon dadurch verfehlt, weil der Feind den Marsch rechts des Corps gegen Arentiere von Bar-sur-Aube aus genau sehen konnte, er daher, der an einen Angriff für heute überhaupt nicht geglaubt hatte, weil er die Pferde seiner Artillerie weitaus auf Fouragierung geschickt hatte, seine Maassregeln darnach nahm. Wäre die Umgehung der Disposition des Feldmarschalls gemäss gelungen, der Feind von der Brücke von Dollancourt abgeschnitten worden, so wäre wahrscheinlich ein grosser Theil der Truppen Oudinot's gezwungen gewesen, die Waffen zu strecken.

Die ganze Sache ist wieder ein Beweis, unter welchen Verhältnissen der Feldmarschall die Armeen commandiren musste.

Da ich Gelegenheit hatte in der Schlacht von Bar-sur-Aube persönlich mitzuwirken, so erlaube ich mir etwas weiter auszuholen.

Bar-sur-Aube liegt am rechten Ufer des Flusses, rechts und links von Höhen umgeben, die westlichen Höhen auf dem rechten Ufer bildeten nebst der Stadt selbst den Kampfplatz; die nächste gegen die Stadt abfallende Höhe, welche die Franzosen zu besetzen vernachlässigt hatten, war der erste Schauplatz des ernsten Kampfes, nachdem der Scheinangriff nach der Disposition schon begonnen hatte.

Graf Wittgenstein hatte gleich nach seinem Eintreffen dieselbe durch das 24. Jägerregiment besetzen lassen; kaum bemerkte dies der Feind, als er seinen Fehler erkannte, und nur Infanterie ohne Artillerie und Cavallerie dort erblickend, mit einigen Bataillonen die Höhe hinanstürmte, und die Jäger, die getrennt auf einem grössern Raume aufgestellt, und durch die Schnelligkeit der feindlichen Bewegung überrascht waren, mit dem Bajonette zurücktrieb. Der Feind dadurch ermuthigt, bildete im Vorrücken jetzt Linien, und sandte einen Hagel von Gewehrkugeln vor sich her.

Der Fürst Schwarzenberg, der eben erst mit seinem Gefolge, unter dem auch ich mich in der nächsten Nähe des Fürsten befand, auf der Hochfläche angekommen war, bemühte sich die zurückweichenden Jäger zu sammeln, und wieder vorzubringen. Er fand hier mitten unter dem feindlichen Kugelregen den König von Preussen mit seinen beiden heldenmüthigen Prinzen in der nämlichen Beschäftigung. Aufs Aeusserste besorgt für das Leben des Königs und seiner Söhne, bat er dringendst den König sich von der bedrohten Stelle zurückzuziehen, sagend: „Ich bitte Euer Majestät, hier ist ja doch nicht Ihr Platz,“ und erhielt vom Könige die denkwürdige Antwort: „Wo Ihr Platz ist, mein lieber Feldmarschall, da ist auch der meinige!“ und der König und die Prinzen setzten ihre Bemühungen fort. Der General Graf Wittgenstein erschien mit einer Abtheilung des Pskow'schen Cürassier Regiments; allein ihr Angriff misslang in dem unebenen steinigten Boden, die Cürassiere wurden geworfen, Graf Wittgenstein verwundet.

Der Augenblick war beunruhigend. Da brachte Hauptmann Sanchez unsers Generalstabs 2 Kanonen, die er im Beginn der feindlichen Bewegung, ihren wahrscheinlichen Erfolg beurtheilend, dem Fürsten Gortschakoff abgedrungen hatte. Schnell gegen den Feind gerichtet, blieb auf die ersten Kartätschenschüsse, die ihm viele Leute tödteten, der Feind stehen; jetz hatten sich auch die Jäger wieder gesammelt, und griffen den in Unordnung gebrachten Feind mit dem Bajonette an, der dann bald über die Anhöhe wieder herabgeworfen wurde. Indessen versuchte der Feind in einer Schlucht im Rücken unserer Stellung, zur Unterstützung der Geworfenen wieder vorzudringen, als ich eben mit 2 andern Kanonen, die ich Gortschakoff beinahe abgetrotzt hatte, dort ankam; durch die bewundernswürdige Schnelle des sich folgenden Kartätschenfeuers ward der Feind hier so kräftig empfangen, dass ein grosser Theil desselben liegen blieb, und er es später nicht mehr wagte, den Versuch zu erneuern. Die Kanoniere der 4 Geschütze der

russischen 14. Artilleri-Compagnie wurden mit goldnen und silbernen österreichischen Tapferkeits-Medaillen belohnt, des Hauptmann Sanchez und meiner wurde in der Relation erwähnt.

Fürst Schwarzenberg schrieb unter dem 28. Februar nach Wien:

„Vorgestern Abends drang Oudinot über die Aube, und besetzte Bar-sur-Aube; ich liess sogleich das V. und VI. Armee-Corps Wrede und Wittgenstein sammeln, und griff gestern den Feind an; er ward zurückgeworfen mit einem beträchtlichen Verluste, und eilte gegen Troyes zurück. Heute lasse ich durch den Kronprinzen von Würtemberg Macdonald angreifen, der bei Bar-sur-Seine steht; der Himmel gebe ihm Glück. — Ohne mich gestern besonders zu exponiren, fand eine Musketenkugel Mittel, jedoch schon matt, mich zu erreichen. Sie hatte nicht mehr die Kraft, durch meinen Pelz durchzudringen, und gab mir nur am linken Arm einen derben Schlag; nichts ist verletzt, der Arm ist etwas geschwollen, und wird nun wie natürlich ganz blau; ich kann ihn gut bewegen, der Schmerz ist unbedeutend.“

Wenn der Fürst sagt, dass er sich an diesem Tage nicht sehr exponirte, so ist das nicht wörtlich zu nehmen, denn bei dem Gefechte auf der Anhöhe, wo er den König von Preussen auf die Gefahr aufmerksam machte, fielen die Gewehrkugeln wirklich wie die Erbsen um uns herum, so dass der König von Preussen selbst sagte: die „Kugeln kommen ja ganz warm aus dem Lauf;“ die Kugel traf den Fürsten, als Abends der Kampf beinahe vollendet war, und war wohl nur eine verlorene.

Am 26. Februar hatten sich Gerüchte verbreitet, als wenn der Kaiser Napoleon an der Spitze von 4. Armee-Corps von Troyes nach Dijon marschirt sei, einem Gerüchte, dem Fürst Schwarzenberg um so weniger Glauben beimaass, als kein vornünftiger Grund dafür vorhanden war, auch kein einziger Dienstbericht der Vortruppen auf so etwas hindeutete. General Seslavin hatte gemeldet, dass

er gegen Chatillon keine Spur vom Feinde gefunden, und sich am 1. März gegen Tonnerre am Armaçon mit seinem Streifcorps gewendet habe, wo er Napoleon's Weg durchschnitten haben müsste. Der Mangel an Lebensmitteln hatte den Feldmarschall veranlasst, die Armee in Cantonnirungs-Quartiere zu verlegen, und ihr einen zweitägigen Rasttag zu gestatten.

Nun sagt Generallieutenant Danilewsky im I. Bande S. 175: „Er — der Generalissimus," wie er den Feldmarschall immer nennt, dem er übrigens überall den Oberbefehl abstreitet, und ihn diesen mit Blücher und Barklay theilen lässt, — „verfolgte den Feind ohne Energie, indem er sich auf Gründe stützte, welche in folgendem am Tage nach der Schlacht auf seinen Befehl von dem Chef seines Stabes an den Fürsten Wolkonsky geschriebenen Briefe auseinander gesetzt sind." Es soll darin gesagt sein: „die Aussagen einiger gestriger Gefangenen und besonders die Meldungen des Generalmajors Seslawin, dass Napoleon sich nach Dijon gewandt, haben den Generalissimus (?) verhindert, dem Feinde mit jener Schnelligkeit nachzurücken, mit welcher wir ihn ohne Zweifel verfolgt haben würden, wenn wir mit Bestimmtheit wussten, dass er Blücher nachgegangen. Ueber dem sind die Truppen zu sehr ermüdet; es ist also gefährlich sie in eine Gegend vorzuschieben, die nicht die geringsten Mittel zur Verpflegung derselben darbietet, und ohne genau die Bewegungen des Feindes zu kennen u. s. w." Mit gutem Gewissen kann ich betheuern, dass dieser Brief nicht geschrieben worden ist; der Chef des Generalstabs würde erstens den Fürsten Schwarzenberg nie Generalissimus genannt haben, was in den officiellen Schriften von österreichischer Seite nie vorkömmt, in denen immer der Fürst nur Oberbefehlshaber genannt wird; zweitens war Graf Radetzky nicht der Mann, der etwas sagen konnte, von dessen Gegentheil er überzeugt war, da ihm bekannt war, dass Seslawin gerade das Gegentheil von dem gemeldet hatte, was Da-

nilewsky angibt; auch weiss ich, dass die Nachricht, Napoleon sei gegen Dijon gezogen als eine Absurdität betrachtet, und als bestimmt angenommen wurde, Napoleon sei dem F. M. Blücher nachgeeilt, dann war auch der Grund in Bezug auf die Verpflegung um so weniger wahr, als jene Gegend durch Truppenmärsche noch nicht ausgesaugt war; soll ich noch hinzufügen, dass General Langenau, der auf dem Rückzug von Troyes mit dem Pferde gestürzt, den Fuss gebrochen, zurückgebracht worden, und ich gegenwärtig bei Graf Radetzky die Stelle wie früher bei Langenau als Geheimschreiber vertrat, mir sicher die Verfassung jenes Schreibens aufgetragen worden sein würde, das durchaus nicht mein Styl ist.

Die Hauptsache aber, warum der Marsch vorwärts von Seite des V. und VI. Armee-Corps nicht fortgesetzt worden, war, dass der Fürst nicht eher gegen Troyes vorgehen konnte, bis er seine linke Flanke durch die Vorrückung des Kronprinzen von Würtemberg an der Seine gesichert wusste. Auch war die damalige Hungersnoth kein Unding, von weitem her musste man sich die Lebensmittel verschaffen, woher allein schon die zweitägige Rast geboten war. Danilewsky daher hat hier wieder einmal in die Luft gegriffen, um einen Schatten auf den Fürsten Schwarzenberg zu werfen. Fürst Schwarzenberg hatte dann für den 1. März eine Erkennung des Feindes durch das V. und VI. Armee-Corps gegen Vandoeuvres angeordnet, und so wie bei Brienne war ich auch hier zum V. Armee-Corps gesendet worden, um dem Feldmarschall die erste Nachricht von dem Erfolg zu bringen. Das V. Corps hatte den Feind auf der Strasse von Vandoeuvres anzugreifen, und das VI. von Dienville her, dessen linke Flanke zu umgehen. Der Feind wurde überrascht, Szekler-Husaren mit ihrer Cavallerie-Batterie, und die österreichischen Jäger Frimonts, behaupteten den Ruhm des Tages; General Gerard keineswegs auf einen Angriff gefasst, wurde, indem er Vandoeuvres in aller Eile geräumt, bis an das Defilé der

Barce bei Villeneuve durch die alliirte Reiterei verfolgt. Dass Gerard nicht an einen solchen Rückzug geglaubt, zeigte sich dadurch, dass er die Besitzer des Schlosses zu Vandoeuvres wo er sein Quartier hatte, nicht früher benachrichtigte, indem die Damen nur von der Toilette aufgesprungen sein konnten, um zu fliehen, da unsere Jäger den ganzen Toiletten-Apparat von Büchsen und Flaschen im Buodoir der Herrinn fanden.

Von Colombé schrieb der Fürst am 2. März:

„Mein Arm ist gut. — — — Ich gehe heute nach Bar-sur-Aube und mache eine Bewegung vorwärts gegen Troyes. Der Kronprinz von Würtemberg ist in Bar-sur-Seine. Blücher hat glücklich am 27. v. Monats bei La ferté-sous-Jouarre die Marne passirt, Napoleon konnte ihn nicht erreichen, da dieser nicht gleich folgte. Blücher kann nun mit den übrigen Corps sich vereinigen, und eine Armee von 120.000 Mann bilden.“

Die Disposition des Feldmarschalls bestimmte den Angriff für den 3. März auf beiden Seiten der Seine, der Fürst Schwarzenberg auf dem rechten, der Kronprinz von Würtemberg auf dem linken Ufer des Flusses auf Troyes. Die Truppen des erstern waren bis über die Barce vorgerückt, allein, da auf der linken Seite des Flusses keine Bewegung hörbar war, daher zu vermuthen stand, der Kronprinz habe die Disposition für den 3. März nicht erhalten, der Tag auch schon weit vorgerückt war, so wurde das fernere Vorgehen eingestellt.

Um aber der Vorrückung des Kronprinzen für den andern Tag ganz sicher zu sein, fand der Fürst es nöthig noch gegen Abend einen Officier seines Generalstabs an den Kronprinzen zu senden, mit dem mündlichen Befehl, unter allen Bedingungen am 4. März früh gegen Troyes vorzudringen. Die Wahl des Fürsten fiel auf mich, und vom Schlachtfelde aus wurde ich abgeschickt. Die Aufgabe, die ich erhielt, war nicht ohne Gefahr, denn es war damals gerade der Zeitpunkt, wo in jenem Theile Frank-

reichs die Bewaffnung der Bauern theilweise ausgeführt, und schon mehrere Fälle vorgekommen, dass einzelne Individuen spurlos verschwunden waren. Der Feldmarschall befahl mir daher, von jenem Cavallerie-Regiment, auf welches ich zuletzt stossen musste, einen Zug zur Bedeckung mitzunehmen. Wenn meine Mission des erwähnten Umstandes wegen nicht gerade die angenehmste war, so war die Ausführung um so schwieriger, als schon 5 Uhr Nachmittags vorüber, die Nacht im Herabsinken war, ich auch eine Strecke Weges von wenigstens 4 Stunden nach Bar-sur-Seine, — wo wahrscheinlich das Hauptquartier des Kronprinzen stand, — zu reiten haben mochte. Vor Tags waren wir aus dem Hauptquartier Bar-sur-Aube aufgebrochen, den ganzen Tag war ich schon zu Pferde und mit im Gefechte gewesen; weder ich noch mein Pferd, von denen ich gerade jetzt das dritte bestiegen hatte, hatten während des Tages etwas über die Zunge gebracht, ich etwa einen Schluck Branntwein, der bei der herrschenden Hungersnoth noch eher zu haben war, als ein Stück Brod; beide waren wir daher ziemlich ermattet. Das nämliche war der Fall bei dem Zuge von Knesewich-Dragoner, der mich begleiten sollte; die meisten Pferde glichen nur Schatten, und ich war gewiss, von dem Zuge mehr aufgehalten als gefördert zu werden. Ich entschloss mich daher nur einen Mann mitzunehmen, wozu ich durch den Zugs-Commandanten den noch am besten berittenen Mann auswählen liess, der zufällig auch etwas französisch sprach. Nachdem ich mich nun so lange es noch Tag war, aus der Karte über den nächsten zu nehmenden Weg orientirt hatte, ritten wir in Gottes Namen fort. Es war schon lange finstere Nacht geworden, zwei Stunden mochten wir wohl schon geritten sein, als wir in der Ferne rechts von der Strasse ein einzelnes Licht erblickten. Hatten wir uns unterwegs über unsern Hunger und Durst unterhalten, so war es uns noch mehr 'um unsere Pferde zu thun, die sich kaum mehr schleppen konnten; das

erblickte Licht musste daher die Hoffnung in uns lebendig werden lassen, uns und unsere Pferde zu restauriren. Als wir uns auf einige hundert Schritte dem Lichte genähert hatten, bemerkte ich, dass es von einem einzeln etwas von der Strasse entfernt liegenden Gehöfte herkam; in weiterer Entfernung vor uns tauchten mehrere Lichter auf, die einem grössern Orte anzugehören schienen. Ich hielt daher einen Augenblick an, und berathschlagte mit meinem Gefährten, ob wir nicht den Versuch machen sollten, uns bei dem einzeln Hause zu stärken. „Wenn sie uns nur nicht überfallen und todtschlagen," meinte der Dragoner. Doch die Noth entschied, und wir ritten zu dem erleuchteten Fenster. Ein erquickender Anblick, als ich über den Zaun des kleinen Vorgartens in das erleuchtete Zimmer hinein sah, ein gedeckter Tisch — es mochte 7 Uhr Abends vorüber sein — schönes Brod und eine Flasche Wein; im geräumigen, gut aussehenden Zimmer nur ein alter Mann auf Krücken, und fünf oder sechs Figuren weiblichen Geschlechts von verschiedenem Alter; das Ganze des Zimmers machte den Eindruck einer gewissen im Hause herrschenden Wohlhabenheit. Ich fasste Muth und klopfte mit der Säbelspitze an's gegenüberstehende Fenster; es mochte etwas derb ausgefallen sein, denn in einem Nu verschwanden alle Weiber, nur der Alte näherte sich dem Fenster, öffnete es und sagte: *„Qu' est-ce qu' il y a?"* *„Pour l'amour de dieu,"* antwortete ich, *„donnez nous un morceau de pain, et un verre de Vin."* *„Ah! Monsieur!"* sagte der Alte, *„descendez donc, entrez, nous aurons encore d'autres choses à Vous offrier, que du pain ou du vin seul."* Mein Begleiter wollte mich abhalten abzusitzen, aaf meine Frage ob er sich vor Weibern fürchte, folgte er mir nach. Mittlerweile hatte der Alte ein Nebenpförtchen geöffnet, wir zogen unsere Pferde in den geräumigen Hof, in welchem mehrere leere Fässer standen; einem der Weiber, welches mit einer Laterne erschien, befahl der Alte Hafer zu bringen, welcher auf den obern Boden eines umgestürzten

Fasses geschüttet wurde, der so den Pferden zur Krippe diente, und nun führte der Alte mich in's Zimmer, wo sich auch einige der andern Weiber eingefunden. Ein gleichgiltiges Gespräch über Wetter und Wege wurde bald durch zwei jüngere Personen unterbrochen, von denen die Eine eine tüchtige gebratene Schöpsenkeule, die Andere eine grosse Schüssel mit gebratenen Erdäpfeln herein trug. Aus Allem, was ich bisher bemerken konnte, aus dem freundlichen Zuvorkommen, das Alle gegen mich zeigten, leuchtete klar hervor, dass sie mich für einen Franzosen, für einen der Ihrigen hielten, welcher Wahn dadurch nicht gestört wurde, dass ich meinen grauen Mantel nicht ablegte, um die weisse Armbinde nicht sehen zu lassen, ein Wahn, den ich im Gespräche festzuhalten suchte, welches um so leichter war, als ich meine Zeit wie der Kastellan in Karl VII. mehr zum Essen als zum Sprechen verwendete, wobei ich dem guten Braten und dem nicht schlechten Weine alle Ehre zu erweisen beschäftigt war; aber auch meines Begleiters war dabei nicht vergessen worden. Endlich wurde nach wiederholt gefüllter Flasche die Gesundheit des Kaisers Napoleon mit dem *Vive l'empéreur* vom Alten ausgebracht, die auch ich — versteht sich *cum reservatione mentali* — mittrank. Jetzt schien es mir Zeit zum Aufbruche, und der Augenblick war gekommen, der eine Aufklärung herbeiführen musste. Ich begann darüber zu scherzen, dass so viele Frauen und nur ein alter Mann im Hause sei; da meldeten sich dann gleich drei Frauen als verheirathet. Diesem musste ich natürlich die Frage folgen lassen, wo denn die Männer seien, vielleicht bei der Armee? Die Antwort des Alten war ziemlich abkühlender Art, denn er erklärte, dass seine fünf männlichen Hausgenossen mit den Männern des nahen Dorfes dort versammelt seien, um auf die Alliirten zu lauern. Jetzt war guter Rath theuer, und das Eis musste so schnell wie möglich gebrochen werden, denn jeden Augenblick konnte so ein Trupp von Landstürmern in's Haus fallen. Doch

gefasst rechnete ich auf die eben genossene Gastfreundschaft, wie auf die bekannte nationale Loyalität, und erklärte dem Alten geradezu wer ich sei, fügte aber hinzu, dass ich mit sehr wichtigen Aufträgen auf das linke Ufer der Seine zu gehen habe, dass wenn ich allenfalls zu Grunde gehen sollte, eine strenge Untersuchung folgen und sie sicher sein müssten, dass in diesem Falle ohne Frage gewiss alle auf meiner Route gelegenen Orte angezündet, und ohne Gnade der Erde gleich gemacht werden würden.

„*Ainsi Vous n'êtes pas des notres*“, sagte der Alte, „*alors c'est très-différent, très-différent! mais, Vous avez pourtant partagé notre toaste sur l'empéreur.*“ Ich erwiederte: „*Vous pensiez au beaufils et moi au beaupere!*“ Der Alte lächelte, brach aber dann schnell in den Ruf der Besorgniss aus: „*Mais, mon dieu! mon dieu, que faire à présent?*“ Ich fragte nun, ob kein Seitenweg, kein Fusspfad mich der Strasse ausweichen lassen könne, die sie als so gefahrvoll für mich bezeichnet hatten. Die Furcht vor den Folgen wenn mir etwa ein Unglück begegnen sollte, hatte Alle versteinert, die Weiber schluchzten laut. Nach kurzem Besinnen sagte der Alte: Ja es gebe noch ein Mittel zu entkommen, der Fusssteig durch die Gärten; allein wie werden Sie den bei der Nacht finden? ohne Führer, denn ich — auf seine Krücken zeigend — wie Sie sehen, kann nicht. Da trat kühn die jüngste von den Frauen, ein bildschönes Mädchen von 17 bis 18 Jahren hervor, und sagte ganz entschlossen: „*Ah! je conduirai bien Monsieur!*“ Nun dieser Anstand gehoben, kam wieder Leben in Alle; schnell wurden jetzt Säcke zerschnitten, und Jung und Alt eilte unsern Pferden die Hufe zu verbinden, damit bei dem gefrornen Boden uns der Hufschlag nicht verrathe. Und so zogen wir, die Pferde am Zügel führend, von unserm Schutzengel geleitet, unter den Segenswünschen der Zurückbleibenden bei stockfinsterer Nacht, die auch nicht ein Sternlein erleuchtete, durch ein Hinterpförtchen, in vielfachen Windungen hinter den Gärten herum. Mehrmal

stand das Mädchen still um zu lauschen, oder mich aufmerksam zu machen auf männliche Stimmen, die aus dem Dorfe herüber schallten, nach und nach entfernte sich der Schall, und endlich beinahe nach einer halben Stunde, erreichten wir die Strasse, wo unsere Führerinn uns in Sicherheit glaubte. Geschäftig half sie uns noch die Hufe unserer Pferde von ihrer Hülle befreien, wobei eine von ihrem Mieder, als eine weibliche Waffe vielleicht, an einer grün seidenen Schnur herabhängende Scheere ihr treffliche Dienste leistete, wobei die Pferde wie die Stöcke standen. Auch sie verweigerte die Annahme eines Goldstückes standhaft, welches schon ihr Grossvater mit Entrüstung zurückgewiesen hatte; aber eine herzliche Umarmung, mit der ich das kühne schöne Mädchen an meine Brust drückte, erwiederte dieselbe vielleicht ebenso — denn gemeinschaftliche Gefahren machen auch aus bisher einander Fremden schnell gute Freunde, — und entschwand schnellfüssig wie ein gescheuchtes Reh, in der Dunkelheit der Nacht unsern dankbaren Augen.

Ich setzte nun meinen Weg fort, kam bald in ein Dorf an der Seine, wo würtembergische Jäger nach Lebensmitteln in den verlassenen Häusern suchten. Auf meine Frage, wo wohl eine Furth sei, oder wie sie über die Seine gekommen seien, war die Antwort des Gefragten: „Such's der Herr!“ Da die Seine nicht breit und die beiderseitigen Ufer flach waren, so versuchte ich es auf mein gutes Pferd mich verlassend, durch den Fluss zu kommen, und erreichte schwimmend das linke Ufer. Hier lag das Dorf Vaudes, wo der würtembergische Feldzeugmeister Graf Franquemont mit dem Hauptquartier des Kronprinzen stand, der für seine Person über die Nacht wieder nach Bar-sur-Seine zum Schlafen zurück gegangen war. Der General sass mit seinem Gefolge beim helllodernden Kaminfeuer, und eben wurde Punsch gemacht. Es war 10 Uhr Abends als ich in Vaudes ankam, und mit Hilfe des Feuers trocknete ich mich halb und halb von

Aussen, und wärmte mich von Innen mit dem dargebotenen Punsch; obwohl mir nun Graf Franquemont versicherte, dass der Befehl zur heutigen Vorrückung zu spät gekommen, diese aber auch für Morgen schon befohlen, mein Ritt nach Bar-sur-Seine also überflüssig sei, so hatte ich beim Abgehen vom Feldmarschall Schwarzenberg den Befehl erhalten, nicht allein dem Kronprinzen den ihn betreffenden Befehl persönlich zu bringen, sondern auch darauf anzutragen, dass der Fürst vor seinem Aufbruche am 4. von Bar-sur-Aube gegen Troyes die bestimmte Nachricht habe, dass er auf den Kronprinzen sicher rechnen könne.

Es war Ein Uhr nach Mitternacht, als ich Bar-sur-Seine erreichte; der österreichische Oberst Graf Latour Chef des Generalstabs des Kronprinzen hatte diesen ganz allein nach Bar-sur-Seine begleitet. Ich liess ihn aufwecken und meldete ihm meine Botschaft. Er erklärte aber den strengsten Befehl zu haben, den Kronprinzen nur im Fall eines feindlichen Ueberfalles aufwecken lassen zu dürfen; auf meine Bitte dann, wenigstens einen Officier von ihm aus, auf der Stelle nach Bar-sur-Aube zu senden, der doch von seiner Seite dem Feldmarschall die Nachricht gebe, dass der Kronprinz ganz gewiss vorrücken würde; da erklärte mir Graf Latour weiter, dass er durchaus Niemanden habe, den er nach Bar-sur-Aube schicken könne, indem der Kronprinz und er ganz allein nur mit zwei Reitknechten in Bar-sur-Seine sich befinde, dass mir daher nichts übrig bleibe, als selbst noch in der Nacht nach Bar-sur-Aube zu reiten. Sah nun der Oberst sehr wohl ein dass es mir, der ich seit Anbruch des vorigen Tages zu Pferde sass, ebenso meinem Pferde, kaum möglich war diesen Ritt noch zu machen, so blieb mir doch nichts anderes übrig. Nachdem nun ich, mein Gefährte und unsere Pferde sich wieder erfrischt hatten, begaben wir uns auf den Weg und suchten in der finstern Nacht Bar-sur-Aube zu erreichen, aber bald wurde die Strasse durch ein brennendes Dorf erleuchtet, welches nach Aussage der Bewohner durch Kosaken an-

gezündet worden; ich habe zwar auf dem ganzen Wege keinen Russen begegnet, allein es war nicht rathsam sich aufzuhalten, denn es schien als wollte man uns für das Feuer verantwortlich machen, es blieb daher nichts übrig als die letzten Kräfte unserer Pferde anzustrengen, um allenfalls einem Angriffe zu entgehen, da schon das *arrêtez-les* in meinen Ohren tönte. Der Tag war schon angebrochen, als ich in Bar-sur-Aube eintraf.

Graf Radetzky war schon angezogen als ich mich bei ihm meldete: „Aber wie sehen Sie aus," sagte er mir, „als wenn Sie aus dem Grabe gekommen!" Nachdem ich ihm meine Beichte abgelegt, sagte er: „Gut! legen Sie sich nur gleich nieder, und fahren Sie, wenn Sie sich ausgeschlafen haben, mit meiner Britschka nach". Ich dankte für das gütige Anerbieten, schlug aber den Kaffee nicht ab, der eben hereingebracht wurde, kleidete mich dann um, und folgte mit einem frischen Pferde dem Feldmarschall in der Suite.

Um Mittag des 4. war Troyes in unsern Händen, und der Feind wurde nach allen Richtungen hin verfolgt.

Unter dem 7. März schrieb der Fürst von Troyes:

„Ich liess den Feind vor Troyes (am 3.) angreifen; er ward geschlagen, Geschütz und Gefangene wurden ihm abgenommen. Tags darauf rückten wir nach einem kurzen Widerstande in Troyes ein. Der Feind hat sich nun bei Nogent, Bray und Monterau ganz über die Seine gezogen; letzteres hielt er stark besetzt. — Mein Arm fängt an seine blaue Farbe zu verlieren, ich kann ihn vollkommen brauchen. — Ich erwarte Nachrichten von Blücher."

Von ebendaher vom 9. März:

„Ich war vorgestern in Sens, welches vom Kronprinzen von Würtemberg besetzt ist; Monterau hält der Feind stark besetzt, auch Bray. Nun bekommen meine Leute doch wieder etwas zu beissen, weil der grösste Theil cantonnirt und nicht verhungert. Indessen wo soll das hinaus? So können wir nicht bleiben, denn bald wird im strengsten

Sinne nichts mehr zu finden sein. — Für Genf ist mir bange, ich habe Bianchi (der mit 30.000 Mann über Dijon an die Saônne geschickt worden war) befohlen, seine Offensive mit dem grössten Nachdruck zu führen, nur auf diese Art kann Bubna gerettet werden."

Es ist bekannt, dass zu jener Zeit der Congress von Chatillon noch dauerte. Die Correspondenz des französischen Kaisers mit seinem dortigen Gesandten, dem General Caulincourt Herzog von Vicenza, ging durch besondere Boten, die bei unsern Vorposten übernommen, in's Hauptquartier des Feldmarschalls geleitet, und von dort gewöhnlich unter Begleitung eines Officiers des Generalstabs nach Chatillon expedirt wurden. So traf mich dann auch einmal die Tour, einen solchen Envoyé zu begleiten, es war ein Auditeur du Conseil d'état mit Namen Rumpigny; der Hauptauftrag des Begleiters war, zu verhindern, dass der Reisende unterwegs sich mit Jemand in Verbindung setze. Der meinige, der unterwegs ein obstinates Stillschweigen beobachtete, hatte seinen eigenen ziemlich schlechten Wagen, was sich dadurch bewies, dass eine halbe Stunde herwärts von Bar-sur-Seine ein Rad desselben brach, und er auf der Strasse liegen blieb. Um weiter zu kommen blieb uns jetzt nichts übrig, als uns auf die Pferde zu schwingen, und so unsern Einzug in Bar-sur-Seine zu halten. Es war nun die Rede, wo wir dort absteigen würden. Das Natürlichste wäre gewesen, in einem Gasthof; nun aber wünschte er, wenn es möglich gewesen wäre, bei einem ihm von früherer Zeit, vielleicht von den Studienjahren her bekannten Medecinae Doctor abzusteigen, dessen Namen er mir nannte. Da ich nun schon einige Tage in Bar-sur-Seine mich aufgehalten, und eben bei diesem Manne, der sich mir als einen guten Royalisten gezeigt hatte, im Quartier gestanden war, so hatte ich nichts dagegen.

Gleich nach unserer Ankunft machte dieser Anstalt den Wagen des Reisenden in die Stadt zu bringen, und

ihn repariren zu lassen. Darüber vergingen drei bis vier Stunden, die wir theils im Gesellschaftszimmer, theils beim Mittagsmal zubrachten. Nach dem Essen verlangte mein Reisender vom Hausherrn ihm einen gewissen Ort zu zeigen, wohin ich ihn doch nicht begleiten konnte; es mochte wohl aber vielleicht 5 Minuten dauern, bis der Hausherr wieder in's Zimmer trat; bald darauf erschien auch mein Reisender wieder, zugleich wurde angezeigt, der Wagen sei hergestellt und auch schon eingespannt. Ich muss hier bemerken, dass zur nämlichen Zeit der Kaiser Alexander und der König von Preussen ihr Hoflager für diesen Tag in Bar-sur-Seine hatten. Bei dem ersten Wechsel der Pferde — wenn ich nicht irre — in Mussy, fand ich den Obersten Grafen Chorinsky, welcher eben auch auf der dortigen Post angekommen und im Begriff war, nach Chatillon zu fahren, wohin er als Stations-Commandant für die Dauer des Congresses bestimmt war; auf meine Bitte übernahm er gerne meinen Reisenden, um ihn nach Chatillon zu bringen, und ich kehrte auf der Stelle nach Bar-sur-Seine zurück. Es ging schon gegen Mitternacht, als ich die Stadt erreichte, fand aber gleich keine Postpferde zum Weiterreisen. Da ich nun unser früheres Absteigequartier noch hell erleuchtet sah, trat ich dort ein, und fand noch eine kleine Gesellschaft beim Nachtmahl. Dieses und das Gespräch mochte sich anderthalb Stunden verzögert haben, als man mir meldete, die Post stehe vor der Thüre. Als ich nun vom Hausherrn begleitet das Zimmer verliess, um zum Wagen mich zu begeben, nahm er mich bei Seite in ein Cabinet, und vertraute es mir als Geheimniss, dass der Auditeur du Conseil d'état ihm den Antrag gemacht habe, es auf alle Weise möglich zu machen, da er beauftragt sei in Chatillon zu bleiben, an Napoleon die Nachricht von dem Aufenthalte der Monarchen in Bar zu bringen, wofür er ihm eine Belohnung von 100,000 Franken und das Legionskreuz versprach. Es ist zwar nicht einleuchtend, was für Napoleon damit erzweckt

werden wollte, indem an ein Aufheben der Monarchen wohl im entferntesten nicht zu denken war, allein die Erzählung des Hausherrn ist Thatsache.

Ich kehre zur Sache zurück. Das Hauptquartier war noch immer in Troyes; am 12. März schrieb der Fürst von dort nach Wien:

— — — — „Blücher hat sich diesmal mit Klugheit benommen, er hat keine Schlacht angenommen, bevor er nicht vereinigt war; am 9. war er dies bei Laon; bis dahin hatte er nur Arrièregarde-Gefechte, welche immer seinen Truppen zur Ehre gereichten. Vom 9. habe ich noch keine Nachrichten, ich gestehe aber, dass ich zittere. Wenn Blücher geschlagen wird, der zwar sehr gute und zahlreichere Truppen hat als Napoleon, so entsteht die Frage, ob es klug ist mit dieser Armee eine Schlacht anzunehmen. Wird diese Armee auch geschlagen, welcher Triumph für Napoleon, und welche Rolle spielen die Souverains, wenn sie an der Spitze der geschlagenen Armee den Rhein passiren.“

Im Hoflager des Kaisers von Russland war man höchst unzufrieden mit den Bewegungen des Fürsten, den man wahrscheinlich immer zu grossen Operationen antreiben wollte, es zeigt sich dies aus folgendem Briefe, den der Fürst Schwarzenberg unter dem 13. März an den Kaiser Alexander nach Bar-sur-Seine schrieb.

„Ich habe die Ehre zu berichten, dass die Corps in der vorgestern von mir angeordneten Bewegung fortfahren, indem sie sich rechts halten, und ich glaube auf solche Weise alle Operationen vorbereitet zu haben, welche den Umständen gemäss erforderlich sein könnten. Morgen werde ich die Ankunft Euer Majestät erwarten, um mir Ihre Befehle zu erbitten.“

„Erlauben Sie, allergnädigster Herr! mit der Aufrichtigkeit, an welche Sie mich lange schon gewöhnt haben, Ihnen an den Tag zu legen, wie schmerzlich für mich der in Ihrem Briefe enthaltene Ausdruck ist, dass ich in

Zukunft nicht mehr gebunden sein werde, und den strategischen Combinationen gemäss handeln könne. Niemals, Euer Majestät! war ich gebunden; ich habe immer in Folge strategischer Combinationen gehandelt, ich glaube gut manövrirt zu haben, und wünsche nicht, dass es anders gewesen wäre. — Das ist meine Beichte. Ich halte für meine Pflicht zu bemerken, dass, wenn meine Anordnungen nicht den Beifall der Monarchen haben, ich und meine Grundsätze die Schuld davon tragen. Wie glücklich würde Napoleon sich schätzen, wenn er sich vorstellen könnte, dass solche Zweifel zu einer Zeit, wo Sie die grosse That der Befreiung Europa's vollbringen, bei den Monarchen Eingang gefunden. Ich weiss, dass Euer Majestät mit der Ihnen eigenen Grossmuth die Auseinandersetzungen gnädig aufnehmen werden, welche ein aufrichtiger Krieger Ihnen zu Füssen legt."

Dieses Schreiben des Feldmarschalls wirft wieder das grellste Licht über seine Lage als Oberfeldherr der Armeen Europa's; und den Mann will ein Danilewsky bei Seite schieben, und den Kaiser Alexander als Leiter des Ganzen proclamiren, der durch seine viele Einmischungen dem Fürsten die Arbeit so sauer machte.

Unter dem 14. März schrieb der Fürst von Troyes aus:

„Blücher hat am 9. ein sehr glückliches Gefecht bei Laon gehabt, Marmont soll fast ganz vernichtet sein. — Napoleon zog sich nach Soissons, das ist sicher. Der russische General St. Priest hat am 12. Rheims gestürmt und 2000 Gefangene gemacht. Bianchi meldet mir aus Macon vom 11., dass er ein glückliches Gefecht gehabt hat. Das ist Alles sehr gut, aber der Hunger macht mir in der armen ausgepressten Champagne im wahren Verstande Todesängsten. Ich verlege morgen mein Hauptquartier nach Pont-sur-Seine."

Am 18. schrieb der Fürst von Arcis-sur-Aube:

„Nachdem Blücher bei Laon die Angriffe Napoleon's am 9. und 10. zurückgeschlagen, zog sich dieser wie es

scheint mit seinem Gros gegen Rheims, entriss am 13. dem General St. Priest die Stadt, die er am 12. genommen hatte, und verdrängte unsere Streif-Corps aus Epernai und Chalons, hiedurch ist meine Verbindung mit Blücher unendlich erschwert. Nach den Nachrichten des Blücher'schen Sieges, musste ich unter allen Bewegungen des Feindes diese um so weniger vermuthen, als ich vielmehr glauben musste, dass eine rasche Verfolgung von Seite Blücher's ein solches Manöver dem Feinde nur gestatten würde. Ich beschloss daher die Reserven nie bis an die Aube zu ziehen, um auf alle Fälle diese nicht in die Flanke genommen zu wissen, wenn es dem Feinde gefallen sollte, bei Epernai über die Marne zu gehen. Mit zwei Corps liess ich den Feind dicht an Provins zurück werfen. — Vor zwei Tagen erhielt ich ein Schreiben von Blücher, der mir ankündigte, dass seine Truppen zu sehr ermüdet seien; um den Feind nachdrücklich verfolgen zu können, und ich sah, dass er seine Streitkräfte zu theilen gesonnen sei, um der Verlegenheit, in die ihn die Verpflegung setzt, zu begegnen. Sogleich versetzte ich mein Hauptquartier hieher, und da ich nun nicht mehr zweifelte, Napoleon würde sich in meine rechte Flanke werfen, so leitete ich eine allgemeine Concentrirung meiner Truppen hinter Bar-sur-Aube ein. Heute wurde wirklich ein Posten, der Epernai beobachtete, durch die Cavallerie der Garde angegriffen. Gefangene sagen aus, dass Napoleon in Epernai übernachtet habe, und mit allen seinen Garden hieher marschiere."

„Ich gehe morgen nach Pougy und übermorgen nach Bar-sur-Aube. Der Himmel wird das Weitere verfügen. — Napoleon hat nunmehr in Chatillon ein Ultimatum gegeben, welches nicht einmal mehr die Frankfurter Basis zugibt; es geht daher heute oder morgen der Congress auseinander. Wann Friede wird, das ist eine Frage, die schwer zu beantworten ist; mögen es die verantworten, die daran Schuld sind, dass dem Blutvergiessen und der Ver-

wüstung kein Ende abzusehen ist. Ich war seit einigen Tagen nicht ganz wohl. Vieles traf zusammen, Witterung, Anstrengung, Verdruss, mit einem Wort, ich war gestört. Heute befahl mir der Arzt das Bett zu hüten; eine ergiebige Transpiration, ein wirksames Brechmittel haben vortheilhaft gewirkt; die grosse Reizbarkeit hat nachgelassen, ich hoffe morgen ganz hergestellt zu sein. Alles wird sich bessern! — — Ach! wenn es so bliebe, dann möchte es wohl Keiner an meiner Stelle aushalten."

Danilewsky, dessen ganze Tendenz in seinem schon zitirten Werke die ist, zu zeigen, wie schon gesagt, dass es der Kaiser Alexander war, der eigentlich die Armee commandirte, und jede Veranlassung mit den Haaren herbeizieht, den Feldmarschall Fürst Schwarzenberg in ein falsches Licht zu stellen, benützt auch den Zeitpunkt, wo man im grossen Hauptquartier in völliger Unwissenheit dessen, was beim schlesischen Heere vorfiel, und Fürst Schwarzenberg bemüht war, die Bewegungen seiner Heerestheile so zu leiten, dass er die Fäden derselben immer in der Hand halte, den Knoten zu schürzen, aus dem die vereinte Kraft des Heers am Tage der Schlacht hervorgehen sollte, um den Feldmarschall, der gerade damals unwohl war, nebst seiner Umgebung auf eine Art zu schildern, die immer dahin deutete, dass es Alexander war, der die Welt rettete. Er sagt S. 62 im 2. Theile: „Der Kaiser Alexander, welcher sich in Troyes befand, wurde durch die häufigen Berichte des General Toll, der wie schon früher gesagt, im Hauptquartier des Fürsten eine höchst zweideutige Rolle spielte — an den Fürsten Wolkonsky, denen die Rapporte Kaissarowff's im Originale beigelegt waren, von Allem benachrichtigt, was sich im Hauptquartier des Fürsten zutrug, (war also nach dem wahren Sinne Danilewsky's, der russische Spion im österreichischen Hauptquartier), wie auch von der Unentschlossenheit der seinen Kriegsrath bildenden Generale. Die Anwesenheit des Kaisers in Arcis wo sich der Feldmarschall befand, wurde

nothwendig, um dem Schwanken des Generalissimus in einem Augenblicke, wo die zerstückelte Lage der Armee auf hundert Werst von Provins bis Brienne, dem Feinde die Möglichkeit bot, sie theilweise zu schlagen, ein Ende zu machen. Fürst Schwarzenberg musste zu grösserer Thätigkeit angespornt und bewogen werden, irgend einen Entschluss zu fassen. Die Sorglosigkeit in seinem Hauptquartier ging in's Unglaubliche. Zu dieser Zeit, wo sich Napoleon beinah in unserm Angesichte befand, und beabsichtigte die Corps abzuschneiden, wurden die Befehle aus dem Stabe des Feldmarschalls an die Befehlshaber derselben nicht immer durch Expresse, sondern mit der Post abgesendet, in einem Lande, wo mit Mühe, und bisweilen gar nicht Pferde auf den Stationen zu erhalten waren."

Wer die Geschichte des Feldzuges 1814 in Frankreich gelesen hat, wird wissen, was Danilewsky das Schwanken des Feldmarschalls nennt, auch geht der Grund dessen, was Danilewsky mit dem Worte Unentschlossenheit bezeichnet, und was nur die Ungewissheit war, in welcher der Fürst sich über die Verhältnisse bei Blücher befand, deutlich aus dem zuletzt angeführten Schreiben des Fürsten hervor, was seine noch grössere Bestätigung in dem zunächst folgenden letzten Briefe des Fürsten erhält. Doch ich muss zuerst Danilewsky abfertigen. Er spricht von der Unentschlossenheit der Generale, die den Kriegsrath des Feldmarschalls bildeten; ich, so nahe an der Quelle des Wissens, weiss von keinem Kriegsrathe des Feldmarschalls; vielleicht meint er unter diesem die Generale, die seinen Generalstab bildeten, den Chef desselben, den Feldmarschallieutenant Grafen Radetzky, und die beiden Brigadiere: die Generale Langenau und Trapp, von denen der erstere als Generalquartiermeister fungirte, in jenem Zeitpunkte aber, wie wir wissen, zur Heilung seines gebrochenen Beines in Basel krank lag, und der letztere die innern Geschäfte des Generalstabs leitete. Was nun den nachherigen Feldmarschall Grafen Radetzky betrifft, der

eigentlich der einzige Rath des Fürsten war, so glaube ich darüber kein Wort weiter verlieren zu dürfen, sondern nur an die Jahre 1848 und 1849 zu erinnern, um die verdächtigenden Worte Danilewsky's mehr als zu widerlegen. Spricht er dann von der Sorglosigkeit in dem Haupquartier des Feldmarschalls, so trete ich der lügnerischen Behauptung in Bezug auf die Expedition der Befehle — abgesehen von der Absurdität in Feindes Land, sich der feindlichen Posten zu diesem Behufe zu bedienen — mit der bestimmten Versicherung entgegen, dass die auf die Operationen Bezug habenden Befehle nie anders als durch Officiere des Generalstabs, wie ich denn selbst unzähligemal dazu verwendet worden bin, oder durch die Ordonnanzofficiere an die entfernten Abtheilungen gesendet, und der französischen Post sich nie anders als zum Transport von Personen bedient worden ist. Danilewsky sagt dann ferner S. 63: „Um 6 Uhr Abends langte der Kaiser in Begleitung des Fürsten Wolkonsky aus Troyes in Arcis an, gerade in das vom Fürsten Schwarzenberg bewohnte Haus, welcher das Podagra hatte und an's Lager gefesselt war.“ Danilewsky greift hier wieder in die Luft; Fürst Schwarzenberg kannte diese Krankheit nicht, und sein Unwohlsein ist durch sein letztes Schreiben erläutert. — Weiter sagt er: „Was geht hier bei Euch vor? Wir können die ganze Armee verlieren!“ rief der Kaiser mit Unwillen dem General Toll zu, den er im Empfangzimmer traf. „Eure Majestät belieben sich selbst von der Unentschlossenheit dieser Herren zu überzeugen,“ antwortete General Toll. „Ich von meiner Seite habe Alles angewendet, um ihnen die Gefahr unserer Lage vorzustellen. Es ist das grösste Glück, dass Eure Majestät angekommen sind, Sie werden alle unsere Fehler gut machen.“ Darauf wandte sich der Kaiser an den Chef des Stabes des Fürsten Schwarzenberg — das war doch wohl Graf Radetzky — und an den Generalquartiermeister Baron Langenau. „Meine Herren!“ fragte er sie, „was beabsichtigen Sie in dieser bedenklichen Lage

zu thun?“ Sie antworteten, dass man fernere Nachrichten vom Feinde abwarten müsse, wohin vier baierische Schwadronen abgesandt seien.

„Als General Toll diese unbefriedigende Antwort vernahm, machte er dem Kaiser die Bemerkung, dass jetzt jede Minute theuer sei, und kein anderes Mittel übrig bleibe, einer Gefahr zu entrinnen, als allen Corps anzubefehlen sich zu concentriren und sich zwischen Troyes und Pougy aufzustellen, während Wrede's Corps in der Nacht auf das linke Ufer der Aube zurückkehren, und mit allen Kräften Arcis und den Uebergang bei dieser Stadt behaupten müsse. Auf diesen Vorschlag eingehend, befahl der Kaiser dem General Toll darüber dem im Nebenzimmer liegenden Fürsten Schwarzenberg eine Mittheilung zu machen. Der Feldmarschall wiedersprach diesem nicht und nachdem er den Chef des Stabes und den General Langenau herbeigerufen, trug er ihnen auf, demgemäss Weisungen an die Befehlshaber der Corps zu erlassen, während der Kaiser einen Officier an Rajewsky absandte mit dem Befehle, dass er in forcirten Märschen nach Troyes eilen sollte.“

Ich halte mich ganz bestimmt berechtigt dieser Erzählung als einer Unwahrheit zu widersprechen, zum Beweis dieser Behauptung dürfte zuerst dienen, dass in derselben zweimal des General Langenau als handelnd erwähnt wird, der, wie schon gesagt, zur selbigen Zeit in Basel krank lag. Ferner erinnere ich mich durchaus nicht von einer Scene dieser Art, obwohl ich damals fortwährend im Hauptquartier anwesend war, etwas gehört zu haben, so wie ich die Ueberzeugung habe, dass General Toll es nicht gewagt haben würde, in Gegenwart des Grafen Radetzky eine solche Sprache zu führen, wie Danilewsky sie jenem in den Mund legt, da General Toll ohnehin noch vom Rückzuge von Dresden her im Hauptquartier des Feldmarschalls, so wie späterer unbefugter Einmischungen wegen, nicht so gut angeschrieben war, als dass Radetzky

ihn nicht in die gehörigen Schranken zurückgewiesen haben würde, um so mehr als bei der Erkrankung des Fürsten, schon der Kaiser Alexander die Rücksicht gegen diesen nicht würde vernachlässigt haben, einen fremden Generalen in dessen Krankenzimmer zu schicken, wo sein Chef des Generalstabs das allein geeignete Organ war, um mit dem Fürsten zu verhandeln. Am besten aber widerlegt diese Danilewsky'sche Fabel der jetzt folgende letzte Brief des Fürsten vom 22. März von Pougy, in welchem der Fürst gewiss einer solchen verletzenden Begegnung mit dem Kaiser Alexander, wie Danilewsky sie erzählt, nicht vergessen haben würde. Er schreibt:

„Meine Gesundheit ist nun wieder in Ordnung; ich bin nur noch etwas matt, ich hoffe aber in wenig Tagen ganz im Reinen zu sein. Die Ereignisse gestatten mir wenig Ruhe, und es ist meiner kräftigen Constitution zu danken, dass ich mich so leicht abschütteln kann. — —

„Nun sind wir mit Napoleon's Armee sehr nahe seit mehreren Tagen, und die Bewegungen, die statthatten, sind in militärischer Beziehung sehr interessant. Du weisst, dass ich, als ich erfuhr, dass Napoleon ganz von Blücher abliess, und gerade gegen Arcis-sur-Aube marschirte, um meine vorpoussirten Armee-Corps von den Reserven abzuschneiden, ich mich zwischen Troyes und Arcis concentrirte, um mich hinter Bar-sur-Aube aufzustellen. Diese Bewegung ging mit dem besten Erfolge vor sich. Napoleon drang von Fère Champenoise in Eilmärschen gerade auf Plancy vor, passirte dort die Aube, und wollte noch am nämlichen Abend die Seine bei Mery übersetzen, um die von Nogent nach Troyes im Marsch begriffenen Armee-Corps anzufallen; die Brücke aber wurde vertheidigt, bis keine Gefahr mehr für die defilirenden Colonnen war. Als ich erfuhr, dass Napoleon sich zwischen die Aube und Seine einzuengen wagte, fasste ich sogleich den Entschluss, ihn Tags darauf mit meiner ganzen Armee anzugreifen. Als nun am 20. plötzlich die Colonnen sich entwickelten; so

sah man deutlich, wie wenig Napoleon darauf gefasst war; er warf sich mit seinen eben im Vorrücken begriffenen Truppen in das Städtchen Arcis, worin er sich bis in die Nacht mit ausserordentlichem Verluste vertheidigte. Um nicht zu viel Leute zu verlieren, nahm ich mir vor abzubrechen, um am folgenden Tage mit grösserer Macht diesen Punkt zu bezwingen.“

„Indessen hatte sich die Colonne meines linken Flügels bis Mery vorgedrängt, wo drei Regimenter der Garde à cheval sehr hart mitgenommen wurden, vorzüglich die Grénadiers à cheval und die Mamelucken. Nun dachte Napoleon, ich hätte Stellung hinter der Aube genommen, nämlich meinen linken Flügel gegenüber Plancy, und meinen rechten hieher zu. Er zog daher Alles, was er bei Plancy übergesetzt hatte, eiligst über die Aube zurück, und liess es längs dem rechten Ufer auf Arcis marschieren, wo er seine sämmtlichen Streitkräfte sammelte, um dort auszubrechen, von meiner so ausgedehnten Stellung zu profitiren, um sie im Mittelpunkte zu sprengen. Als er aber bemerkte dass ich am 21. früh in seinem Angesichte eine Bewegung machte, um meine Truppen in einer vortheilhaften Position aufzustellen, zwischen Chaudrai und St. Remy, so bemerkte man deutlich eine Unentschlossenheit in den feindlichen Manövern. Ich liess nun die Armee ein paar Stunden ruhen, und eben als ich das Signal zum allgemeinen Angriffe geben liess, sah man aus Arcis in der Richtung gegen Vitry abmarschiren. Als ich bemerkte, dass diese Colonne sehr bedeutend wurde, so beorderte ich den Kronprinzen von Würtemberg mit drei Armee-Corps den Angriff fortzusetzen, während ich das V. Armee-Corps unter Wrede und alle Reserven gegen Lesmont dirigirte, wo sie die Aube passirten und sich gegen Vitry aufstellten. Auf diese Art deckte ich auf alle Fälle meine Communicationslinie, wenn es ja die Absicht des Feindes hätte sein können, meinen rechten Flügel zu umgehen, und bereitete meine Bewegung auf den folgenden Tag vor, um der feindlichen

Armee in allen Richtungen, die sie nehmen könnte, folgen zu können. Zugleich erfuhr ich, dass Blücher seine Offensive wieder begonnen, und Winzingerode Rheims weggenommen habe; vielleicht marschirt nun Napoleon in jene Gegend; das muss sich durch die Rapporte, die ich heute Nacht erwarte, aufklären. Meine Rolle ist jetzt ihm auf dem Fusse zu folgen, damit er nicht auf Blücher falle, ohne von mir begleitet zu sein. Wie lange wir es aushalten werden, ohne in diesem ausgehungerten Lande vor Hunger zu sterben, das weiss der Himmel, der uns stets begünstigt. Der Angriff des Kronprinzen von Würtemberg hatte den glänzendsten Erfolg; der Feind war bald nach Arcis hineingeworfen, und in Unordnung über die Brücke gejagt; in diesen beiden Tagen haben wir 7 Kanonen erobert, und dem Feinde bedeutenden Schaden zugefügt. Napoleon selbst soll ein Pferd verloren und die Grenadiere der Garde sehr gelitten haben."

„Am 19. standen nach einem glücklichen Gefechte unsere Truppen zwei Stunden von Lyon, ich erwarte von dorther entscheidende Nachrichten, denn ich habe grosse Streitkräfte dahin disponirt, damit bestimmte Resultate erzielt werden."

„Der Krieg kann noch lange währen, die Bauern sind allgemein bewaffnet; diese Stimmung nimmt nun einen Charakter an. Ich gestehe, dass ich nicht vermag durch den Nebel durch zu sehen."

Dieses ist das letzte Schreiben des Fürsten während den Operationen, denn vom Marsch Napoleon's über die Marne in den Rücken der Armeen, und unserm Marsche gegen Paris, war bis zu unserm Einrücken dort die Verbindung gesperrt.

Ich habe eine Zeit lang den Doctor Beitzke aus dem Augen gelassen; ich kann es ihm aber nicht schenken, wenn er im 8. Capitel 1. Auflage, die unwahre Behauptung aufstellt, Fürst Schwarzenberg habe von seinem Hofe den Befehl gehabt, mit der Masse seiner Truppen nicht über

die Seine zu gehen, eine Behauptung, die so vielfältig aufgetaucht, mit der auch schon Danilewsky aufgetreten ist, und wahrscheinlich einer dieser wahrhaften Geschichtschreiber von dem andern abgenommen hat. Der Grund, den er für seine Behauptung legt, ist so ziemlich ein lächerlicher, er findet ihn darin, dass der Fürst mit seiner Armee nach dem Rückzuge von Troyes hinter der Aube angekommen, seine Truppen in Cantonirungsquartiere verlegt hatte; als wenn der Doctor die herrschende Hungersnoth nicht gekannt hätte, die den Fürsten zwang die Truppen auseinander zu legen, um sie leben zu machen. Ich wiederhole ein für allemal die Versicherung, dass Fürst Schwarzenberg während beiden Feldzügen nie irgendwie Befehle seines Kaisers in Bezug auf die Operationen erhielt, der seinen Feldherrn kennend, von der ersten Stunde an die ganze Führung der Heere seinem Ermessen überliess. Ich kann diese Versicherung mit so besserem Gewissen wiederholen, als ich sie in späterer Zeit aus dem Munde des Fürsten Metternich entgegennahm, wie ich das schon erwähnt habe.

Gegen Alles, was der Herr Doctor ferner über die Ereignisse im Februar und März sagt, berufe ich mich in Bezug auf alle Thatsachen auf meinen Feldzug 1814 in Frankreich.

Spricht er aber S. 243 von Unterhandlungen Napoleon's mit Kaiser Franz, von denen er für erstern einen glücklichen Erfolg vorhersehen will, wenn es ihm möglich gewesen wäre, noch einige bedeutende Erfolge — vielleicht wie die gegen Blücher — zu erringen, dessen Niederlage, wie er mit der gewohnten Perfidie sagt, die österreichische Politik nicht ungerne gesehen habe; so ist dies wieder eine jener schmählichen Verläumdungen gegen Oesterreich, ein Ausfluss des vom wüthendsten Oesterreichshasse inficirten Preussengehirnes, dessen der Autor auf keinem Blatte seines Werkes, wo von Oesterreich die Rede ist, sich entschlagen kann. Wenn es wahr ist, dass Napoleon

seinem kaiserlichen Schwiegervater Separat-Anträge zu Unterhandlungen gemacht hat, so ist es auch eben so wahr, dass seine Anträge mit der Erklärung beantwortet wurden, dass die Monarchen friedlichen Anträgen gerne Gehör geben würden, und wünschen den Leiden der Menschheit durch den Stillstand der Waffen ein Ziel zu setzen.

Die Folge davon war auf Verlangen Napoleon's, die Unterhandlungen in Lusigny über den Waffenstillstand, die kaum eröffnet, an Napoleon's Starrsinn scheiterten, der als erste Bedingung das Zurückziehen der Alliirten über den Rhein verlangte. Dass Kaiser Franz entschlossen war, keinen Schritt von dem Vertrage zu weichen, den er mit den nordischen Mächten geschlossen, davon liegt der erste Beweis darin, dass der Kaiser den am 16. October in der Schlacht von Leipzig von den Franzosen gefangenen, und von Napoleon an den Kaiser Franz mit Friedensvorschlägen entlassenen Generalen Graf Merveld nicht anders als in Gegenwart der beiden andern Monarchen empfing.

Bei Gelegenheit der Entscheidungsschlacht bei Arcis-sur-Aube am 21. März, spricht wieder der preussische Blücher-Anbeter, wenn er sagt: das glorreiche Beispiel Blücher's, seines Collegen — seit wann College und nicht untergeordneter Feldherr des Oberfeldherrn? — scheine den Fürsten Schwarzenberg aufgefordert zu haben, diesmal auch etwas zu wagen. Welches Beispiel meint wohl Herr Beitzke! Etwa das Gefecht an der Therouanne, oder die Flucht des schlesischen Heeres vor Napoleon von der Marne an die Aisne? oder das Unterlassen des völligen Aufreibens, nach Angabe des Autors selbst, des napoleonischen Heers vor Laôn? Es ist alles wie man es nehmen will, das zeigt sich dort wo Beitzke demonstrirt: Nachdem Napoleon gegen Blücher eine Niederlage erlitten, und gegen Schwarzenberg nichts hatte ausrichten können; meines Erachtens sollte es heissen: „Nachdem Napoleon

gegen Blücher nichts hatte ausrichten können und gegen Schwarzenberg eine Niederlage erlitten!"

Ich übergehe Beitzke's geäusserte Weisheit über den Congress in Chatillon. Wenn er aber wieder sein altes Thema anhebt, und zum Gott weiss wie vieltenmal behauptet, dass Oesterreich aus Besorgniss vor Russland, welches ganz Polen, darum auch Galizien ansprechen könnte, aus Eifersucht auch gegen Preussen, welches in Deutschland gross werden könnte, Napoleon auf dem Throne zu erhalten wünschte, so kann ich nur auf die frühere Beantwortung solcher Hypothesen deuten und den Autor bedauern, der mit Willen gegen besseres Wissen immer auf Holzwegen wandelt. Sagt er weiter, Oesterreich sei indirect Napoleon's Verbündeter geworden, so nenne ich dies eine schmähliche Verläumdung, und möge er, wenn man ihm glauben sollte, den kaiserlichen Cabinets-Befehl produciren, welcher dem Feldmarschall auftrug, nach der Schlacht von La Rothière dem Kaiser Napoleon Zeit zu lassen, sich wieder zu erholen, und dass er zweimal die Seine nicht überschreiten durfte, um Paris nicht zu gefährden. Ist das nicht die höchste Spitze alles Unsinns? Aber Nein! um zu beweisen, dass Oesterreich gezwungen bei der Coalition hätte aushalten müssen, zählt Beitzke die Macht Russlands und Preussens auf dem unmittelbaren Kriegsschauplatz gegenüber jener Oesterreichs, gleich als wenn dieses vor dem Uebergewichte die Segel gestrichen, und sich dem Willen der beiden erstern hätte fügen müssen; giebt es wohl einen infamern Unsinn als solch' eine Annahme?

Unser von der allgemeinen Zeitung als kriegskundig hoch erhobene Held kann seine Preussenmanie durchaus nicht ablegen, und behauptet der Schwerpunkt des Krieges sei in der Hand Blücher's gelegen, von dem er bei Gelegenheit der Schlacht von Laon sagte, dass er auf Null herabgesunken. Ich habe Blüchern vor 60 Jahren schon in Münster in Westphalen gesehen, wo er als Brigadier

stand, und ich studierte. Dass er sehr beliebt gewesen wäre kann ich gerade nicht sagen, vorzüglich weil er die Leichtfertigkeit ein und des andern jungen Officiers in Beunruhigung des schönen Geschlechts unterstützte, die dann nicht immer für den Betroffenen gut ausfiel, aber die Preussen waren im Allgemeinen damals in Westphalen nicht geliebt. Ich habe ihn dann im Feldzuge 1813 wieder gesehen, bin während dem Marsche von Leipzig nach Frankfurt ein paarmal vom Feldmarschall Schwarzenberg an ihn gesendet worden, habe auch einmal — ich glaube es war in Fulda — die Ehre gehabt an seine Tafel gezogen zu werden, bei welcher ich jedoch mich über seine Tischreden nicht sehr erbaut habe; dass er das Prädicat Marschall „Vorwärts“ wirklich verdiente, ist nicht zu läugnen; aber lächerlich ist es, ihn den Schwerpunkt des Krieges zu nennen, denn wo hat er denn entschieden in Frankreich gesiegt? Er hat das Seinige zum Allgemeinen redlich beigetragen, das muss ihm zugestanden werden; dass aber der Feldmarschall Schwarzenberg die Seele des Ganzen war, hat Blücher in seinem bekannten Toast in Karlsbad: „Dem Helden! der uns trotz der Anwesenheit der Monarchen in seinem Lager zum Siege geführt,“ vor der ganzen Welt anerkannt, und in diesen wenig Worten mehr gesagt, als hundert Beitzke je widersprechen können.

Hat Napoleon durch sein hin und her Manövriren, was seine Armee durch die forcirten Märsche schon von selbst zu Grunde richten musste, uns, wie Fürst Schwarzenberg schreibt, schönes Spiel gemacht, so sind doch auch die Siege der Hauptarmee bei Brienne, Bar-sur-Aube, Arcis-sur-Aube, Fère-Champenoise und Paris in offener Feldschlacht errungen, und nur die letzte unter Mithülfe des schlesischen Heeres nicht zu läugnen.

Ueber die Schlacht von Arcis nun, die als Wendepunkt Napoleon's Geschick entschied, sind nach mehr als einem Menschenalter nach der That Urtheile von verschiedenen Schriftstellern, die sich Historiker nennen, gefällt worden,

die den Augenzeugen, wenn er sie liesst, empören müssen, Dies Gefühl muss um so tiefer in mich dringen, wenn der Schriftsteller eines bedeutenden Rufes geniesst; hier ist es der Historiker Häusser, von dem ich sprechen will, der auch einer von jenen ist, der den Werth des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg als oberster Feldherr in dem Befreiungskriege, nicht wie er es verdient, anerkennen will. Ich kenne Häusser's Werke nicht; wenn man eine bestimmte Beschäftigung hat, kann man nicht Alles lesen; es bleibt Einem daher nichts übrig, um die Schriftsteller kennen zu lernen als sich an die Besprechungen über sie in den Tagsblättern zu halten. Es ist nun merkwürdig, in welche Irrthümer Schriftsteller verfallen, die dem sogenannten Gelehrten-Stande angehören, wenn sie eigentliche kriegsgeschichtliche Gegenstände behandeln. Diese Stubengelehrten, die natürlich keinen eigentlichen Begriff von dem Kriegerhandwerke haben können, ordnen die kriegerischen Ereignisse nach ihrer Phantasie, oder nach den schönen Redensarten, wie sie ihnen in die Feder kommen; ihr Hauptfehler besteht aber gewöhnlich darin, dass sie das Wasser der trüben Quellen, aus denen sie schöpfen, nicht zu filtriren wissen.

Was Häusser betrifft, so las ich in Nr. 718 — 1857 — der illustrirten Zeitung, dass ihm in Ansehung des 3. Bandes seiner Geschichte vom Tode Friedrich II. bis zur Gründung des deutschen Bundes, unter vielem Lob, eines Theils Eilfertigkeit, andern Theils vorgeworfen wird, dass er bei seinen Forschungen die Engländer und Franzosen nicht zu Rathe gezogen habe, etwas, das ihn in seiner Geschichte der Befreiungskriege der Jahre 1813 und 1814 gar schwer belasten muss, weil man bei jenen, Thiers bei den letztern ausgenommen, mehr Wahrheit und Unparteilichkeit findet als bei den Deutschen und Russen. Durch das Blatt Nr. 113 in der Beilage zur „Augsb. allg. Zeitung" bin ich durch den Aufsatz „die Schlacht von Arcis-sur-Aube" durch Auszüge aus dem 4. Bande von

Häusser's erwähntem Werke näher mit ihm — als Militär kann ich zwar nicht sagen, sehr vortheilhaft — bekannt geworden.

Es liegt im Interesse der Geschichte selbst, mag sie politisch oder militärisch sein, dass bestehende Irrthümer von Jenen berichtigt werden, die in der Lage sind als Zeitgenossen, oft als Augenzeugen es zu können.

Sind es kriegerische Ereignisse, deren irrige Darstellung ein unrichtiges Bild der Thatsachen giebt, so ist es wohl vor Allem die Pflicht des besser unterrichteten Mitkämpfers, diesen Irrthümern kräftig entgegen zu treten, nicht allein im Interesse der Wahrheit, sondern auch in jenem der Wissenschaft selbst.

Mag nun die „allg. Ztg." in Nr. 113 — 1857 — sagen, Häusser habe sich durch angebornen Tact und langjährige Specialstudien eine seltene Befähigung erworben, die oft widersprechenden militärischen Angaben der Parteien zu sichten und kritisch zu erläutern, so muss ich gestehen, dass ich diese Befähigung in dem, was er von der Schlacht von Arcis sagt, um so weniger gefunden habe, als es klar ist, dass er in dem Werke Beitzke's, dieses vor dem Richterstuhle der gesunden Vernunft wie des Rechtes verwerflichen Werkes, wie ich dies in meinen sieben Aufsätzen im März und April 1857 bewiesen zu haben glaube, — seine Quelle gefunden hat. Häusser sagt bei Gelegenheit der Schlacht von Arcis: „Die grosse Armee der Alliirten war unter dem frischen Eindruck des Sieges von Laôn langsam vorgegangen, wie freilich die Nachricht von Saint Priest's Schicksal bei Rheims — soll eigentlich heissen das Schicksal der Stadt Rheims und ihrer Besatzung — eintraf, zog sie sich wieder zurück. Jetzt näherte sich Napoleon, zwar nicht wie er gehofft, mit den 30.000 Mann Macdonald's vereinigt, aber doch in der Erwartung es werde ihm gelingen, Schwarzenberg ähnlich zu überraschen (?) wie fünf Wochen früher das schlesische Heer. Allein die Verbündeten hatten ihren Rückzug schon be-

gonnen, und auf die Kunde von Napoleon's Anmarsch sich fester zusammen geschlossen; sie waren entschlossen eine Schlacht zu liefern. Erst schien es als wolle sich Schwarzenberg dasselbe Terrain als Schlachtfeld aussuchen, wo im Anfang Februars der erste glückliche Schlag geführt worden war, dann fasste er den ungewöhnlichen Entschluss, dem Feind mit seiner überlegenen Macht entgegen zu gehen, und ihn an der Aube anzugreifen — ein Entschluss, worauf Napoleon allerdings nach allen früheren Erfahrungen kaum gefasst sein konnte. Es ist selten ein Kampf mit ungleicheren Kräften ausgefochten worden, als die Schlacht von Arcis-sur-Aube" u. s. w. Ich antworte darauf, dass nie ein ungegründeterer, ungerechterer Ausspruch geschehen ist als der letztere; um dies zu beweisen, muss ich wieder etwas weiter ausholen.

Dass die Hauptarmee unter dem frischen Eindruck des Sieges von Laôn langsam vorwärts gegangen sei, ist zwar schön gesagt, aber es ist nicht wahr! denn die Bewegung vorwärts, der Uebergang der Hauptarmee über die Seine geschah am 14. März, und erst am 17. Abends erhielt Fürst Schwarzenberg die erste Nachricht über die Ereignisse bei Laôn durch Blücher's Schreiben vom 12., die Vorrückung über die Seine stand daher mit diesen Vorfällen in keiner Verbindung. An eben dem Tage erhielt er auch die Nachricht vom Falle Rheim's, mit ihr aber auch zugleich jene des Vordringens des Feindes — Ney's — auf der Strasse von Chalons, und dies war es, was dem Fürsten Besorgnisse für seine rechte Flanke einflössen musste. Bei dem excentrischen Benehmen Napoleon's — wie sich dies bisher, wie später nach der Schlacht von Arcis bewies — war jede ausserordentliche Bewegung denkbar, also auch seine Absicht, sich auf die Verbindungen der Hauptarmee zu werfen, daher der vorübergehende Entschluss des Feldmarschalls, seine Armee bei Trannes zu concentriren. Er stellte somit die am 14. begonnene Bewegung am 18. ein, befahl den Rückzug über

die Seine und bereitete die Zusammenziehung der Armee für den Fall einer Schlacht vor. Aus seinen Dispositionen geht hervor, dass er damals sein Heer in gleicher Bereitschaft hielt, entweder zu einer Vorrückung links gegen Provins — Macdonald — Nangis und Melun, oder rechts gegen Vitry und Chalons, oder auch zur Deckung seiner Verbindung mit dem Rhein, durch eine retrograde Bewegung gegen Trannes.

Die am 18. früh dem Feldmarschall zugekommenen Nachrichten vom Feinde überzeugten ihn, dass Napoleon nicht an der Marne heraufziehen, sondern sich gerade gegen ihn zu wenden gedenke. Auf die baldige Herstellung der Verbindung mit Blücher rechnend, den er auf Napoleon's Fersen zu glauben ein Recht hatte, fasste er den Entschluss, den Feind zwischen Arcis und Vitry auf dem rechten Ufer der Aube zu erwarten, um ihm dort die Schlacht zu liefern.

Da erhielt er um 3 Uhr Nachmittags von Tettenborn die Kunde, der französische Kaiser habe die Nacht in Epernay zugebracht, und sei mit seinen Garden auf dem Zuge nach Fère-Champenoise, also gerade auf die Aube zu. Dies änderte auf einmal die strategische Lage der Dinge. Ein Theil des linken Flügels, das dritte Armee-Corps war bei Sens noch zu weit entfernt, um zeitig genug den andern sich anschliessen zu können; es schien daher um Zeit zu gewinnen nichts übrig zu bleiben, als alle Abtheilungen bei Trannes zu vereinigen. Allein dazu waren wieder das vierte und sechste Corps zu weit entfernt, um rechtzeitig mit den andern sich zu vereinigen; schneller konnte die Armee zwischen Troyes und Pougy sich zusammen ziehen. Da nun auch am 19. von Kaissaroff die Nachricht eintraf, Napoleon habe den 18. wirklich sein Hauptquartier in Fère-Champenoise gehabt, den Marsch gegen die rechte Flanke der Armee nicht fortgesetzt, weil er seine Richtung gegen Arcis zu nehmen scheine; so war es nun dem Feldmarschall durch Zeitgewinn eines Tages möglich, die

ganze Hauptarmee am 20. wirklich zwischen Pougy und Troyes zusammen ziehen zu können; er beschloss daher jetzt mit seiner ganzen Macht diesseits auf dem linken Ufer der Aube, dem französischen Kaiser entgegen zu gehen. Diesem gemäss ertheilte er die nöthigen Befehle an die drei Armee-Corps seines linken Flügels nach Arcis zu marschiren; zog auch das fünfte Armee-Corps nebst den Garden und Reserven auf das linke Ufer der Aube, wobei Arcis einstweilen von der österreichischen Brigade Volkmann des fünften Armee-Corps noch besetzt blieb, und erwartete die Dinge, die da kommen sollten.

Dies ist dasjenige, was ich über die angeführte lange Phrase Häusser's zu sagen habe, um zu zeigen, dass die ganze schön gesagte Phrase nicht wahr ist; übrigens bin ich der Meinung, dass es einen Schriftsteller von Ruf, wenn er auch den der Gerechtigkeit behaupten will, nicht ehrt, wenn er von einem Manne, wie der Feldmarschall Schwarzenberg spricht, der erwiesenermassen damals der einzige Feldherr war, der durch sein Genie, wie durch seine Persönlichkeit allein im Stande war, die heterogenen Massen, so wie die politischen Bestandtheile der grossen Coalition zusammen zu halten, sie zum erstrebten Ziele geführt — sich verdächtigender Beiwörter, wie langsam, ungewöhnlich und gegen frühere Erfahrungen zu bedienen, die in gewisser Art Nachahmungen eines verwerflichen Historikers sind. Ich wiederhole, was ich schon anderwärts gesagt: dem Feldmarschall Fürst Schwarzenberg war es weder um Ruhm, noch um den Beifall Jener zu thun, die kurzsichtig genug sind, die Handlungsweise, wie ihre Motive eines Mannes zu verstehen, der keinen andern Zweck hatte als den Frieden zu erkämpfen, dies mit so wenig Blutvergiessen wie möglich; und siegreich wie ruhmvoll hat er dies Ziel erreicht. Dies ist die Anschauung, die jeder rechtliche Mann haben muss, wenn von den Handlungen des Fürsten als Oberbefehlshabers der verbündeten Heere die Rede ist.

Ich komme jetzt auf Häusser's zweiten Satz: „Es ist selten ein Kampf mit ungleichern Kräften ausgefochten worden, als die Schlacht bei Arcis-sur-Aube“ u. s w., von welcher Häusser der Welt glauben machen will, als habe Napoleon am 20. März mit 30.000 Mann den Kampf gegen die ganze Macht Schwarzenberg's — 100.000 Mann — aufgenommen. Häusser verwechselt hier auf eine wenig gewissenhafte Weise zwei Tage, den 20. und den 21. März, und hält sich dabei an den Geschichtsverdreher Beitzke.

Es liegt mir als Oesterreicher und als Theilnehmer an der Schlacht daran, gründlich diese beiden Historiker zu widerlegen, ich detaillire daher die Ereignisse des 20. und 21. März, so wie sie wirklich statthatten, wie ich sie mit erlebt habe, und beginne mit dem 19. März, der Ankunft Napoleon's.

Es war Nachmittags 2 Uhr als die Truppen Napoleon's unter Sebastiani, bei Plancy und Charny über die Aube setzten. Um 5 Uhr hatte sich Kaissaroff, der diesseits bei Charny stand, nach langer Gegenwehr der Uebermacht weichend, gegen Pouan am Barbuisse-Bach zurückgezogen, wo er an dem Defilée festhielt.

Eine zweite Colonne feindlicher Cavallerie, eine Gardebrigade, an ihrer Spitze der Kaiser selbst, hatte sich von Charny rechts gegen Mery gewendet. Des Kaisers persönlicher Versuch sich der Stadt zu bemeistern, scheiterte an der Tapferkeit zweier österreichischer Grenadierbataillone des vierten Armee-Corps, welche der Kronprinz von Würtemberg bei seinem Rückzuge von der Seine gegen Troyes dort zurückgelassen hatte. Als der Abend nahte, kehrte Napoleon unter Bedeckung seiner Garden zurück, und übernachtete in Plancy.

Die Nacht war schon eingebrochen, als F. M. Fürst Schwarzenberg in seinem Hauptquartier in Pougy die Meldung Kaissaroff's von dem Uebergange der Franzosen bei Plancy und von ihrem Vorrücken bis Pouan erhielt. Die Aussicht, der Kaiser werde seine ganze Macht bei

Plancy über die Aube ziehen, befestigte jetzt den Entschluss des Fürsten mit der ganzen Hauptarmee, die sich während dem Marsch vereinigen sollte, Napoleon entgegen zu gehen; er ertheilte dem gemäss die erforderlichen Befehle.

Es war vorauszusehen, dass Napoleon seiner Gewohnheit nach versuchen würde auf die einzelnen Corps der Hauptarmee zu treffen und sie durch locale Uebermacht zu überwältigen; die Befehle des Fürsten zu ihrer Vereinigung sollten dies verhindern, und Napoleon in die Gefahr gebracht werden, die Schlacht unter den nachtheiligsten Verhältnissen, zwei Flüsse im Rücken, eingekeilt in das Delta, das Seine und Aube bilden, annehmen zu müssen. Doch Napoleon's wechselnder Entschluss änderte die ganze Lage der Dinge, der Kaiser hatte wahrscheinlich eingesehen, dass das Durchbrechen der Aufstellungslinie der Hauptarmee, oder die Aufreibung einzelner Corps ihres linken Flügels durch Uebermacht auf keine Weise mehr möglich sei. Durch die veränderte Stellung seines Gegners, dessen linker Flügel sich eben bei Troyes concentrirte, während der rechte auf einen Tagmarsch davon bei Arcis stand, kam er wieder auf das Project zurück, den letzten entweder zu umgehen, oder mit ganzer Macht anzugreifen; daher gab er noch in der Nacht allen seinen Truppen den Befehl, an beiden Ufern der Aube hinauf gegen Arcis zu rücken.

Feldmarschall Fürst Schwarzenberg hatte am 19. Cavallerie-Abtheilungen zur Recognoscirung auf dem rechten Aubeufer vorgehen lassen. Durch diese erhielt er die Meldung, dass Napoleon's Heer gegen Arcis im Anzuge sei; er befahl nun die Stadt Arcis zu räumen, um den Kaiser zu veranlassen diese zu besetzen, aus ihr zu debouchiren, und so die Schlacht, Stadt und Fluss, mit seinem Moraste und seinen vielen Brücken im Rücken, annehmen zu müssen.

Der Kaiser von dem Wahn befangen, die Hauptarmee sei auf dem Rückzuge begriffen, welches er von ihrer seit zwei Tagen befolgten Richtung schloss, ging in die Falle, die Schwarzenberg ihm gestellt; nur trat hier wieder die Tücke des Geschicks zwischen den Willen des Feldherrn und die That.

Die ersten Befehle des Feldmarschalls hatten nämlich den Kronprinzen angewiesen, mit dem linken Flügel, dem dritten, vierten und sechsten Armee-Corps von Troyes über Charmont zum Angriffe auf Plancy vorzurücken, und seine Verbindung rechts mit dem fünften Armee-Corps zu suchen, welches gegen den Barbuisse-Bach zu marschiren gehabt hätte. Die nothgedrungene eigenmächtige Abänderung des Marsches durch den Kronprinzen, gab dann die Veranlassung, dass er den zweiten Befehl gerade nach Arcis zu marschiren am 20. nicht mehr ausführen konnte. Er war dem ersten Befehle zu Folge an diesem Tage noch vor dessen Anbruch, mit dem ganzen linken Flügel von Troyes und Umgebung aufgebrochen; durch die angestrengten Märsche der vorhergehenden Tage, waren die Truppen aber so ermüdet, dass die Spitze der Colonnen um 9 Uhr früh, wo sie schon in Charmont hätten eintreffen sollen, erst Feuges erreicht hatten, und noch weit von Charmont waren. Da nun der Kronprinz nach der Disposition die Aufstellung des Feindes sich nicht anders denken konnte, als in der Gegend von Plancy, so glaubte er ganz den Umständen gemäss zu handeln, wenn er das beschwerliche Defilé des Barbuisse-Baches vermied, und von Feuges über Premierfait in der Richtung von Plancy marschiere. Dieser Marsch nun war die Ursache, dass der linke Flügel der Hauptarmee keinen Antheil an der Schlacht vom 20. bei Arcis nehmen konnte, und erst wie man sehen wird, am 21. Morgens um 10 Uhr auf dem dortigen Schlachtfelde eintraf.

Am 20. zog Napoleon mit dem grössten Theile seiner Truppen am rechten Ufer der Aube hinauf gegen Arcis,

wo er um 1 Uhr Mittags ankam, nachdem die vordersten seiner Truppen schon um 10 Uhr durch die Stadt gezogen, nach und nach ausserhalb derselben Stellung genommen, und sich bis Grand Torcy ausgebreitet hatten, welches mit mehreren Bataillonen besetzt wurde. General Sebastiani, der gegen Kaissaroff gestanden, war am linken Ufer heraufmarschirt, und bildete mit der Garde-Cavallerie und anderer rechts von Arcis den rechten Flügel der französischen Stellung.

An eben diesem Tage um Mittagszeit erhielt der Feldmarschall die unerwartete Nachricht, dass der Kronprinz an diesem Tage nicht mehr auf dem Schlachtfeld erscheinen, der Fürst auf seine Hilfe nicht rechnen könne: so stand nun das fünfte Armee-Corps: die Baiern und Oesterreicher ungefähr 30,000 Mann unter Wrede, der ganzen Macht Napoleon's und ihm selbst gegenüber, und die Garden und Reserven waren noch weit entfernt vom Schlachtfelde.

Nichts destoweniger blieb der Feldmarschall bei seinem Entschlusse, und gab um 1 Uhr den Befehl zum Angriffe.

Ich halte mich nicht auf bei dem Detail der Schlacht dieses Tages, des 20. März, da es zu meinem Zwecke genügt anzuführen, dass der Kampf dieses Tages bei Arcis um 1 Uhr nachmittags begann, bis Abends 8 Uhr dauerte, und bis zum Sonnenuntergange ganz allein vom fünften Armee-Corps ausgefochten wurde, wobei das Object des Kampfes auf dem feindlichen linken Flügel das Dorf Grand Torcy, wechselweis mehrmal von einem und dem andern genommen und wieder verloren wurde, bis endlich die sehnlichst erwarteten Reserven von Lesmont heranrückten, und erst mit dem sinkenden Abend theilweise in den Kampf gezogen werden konnten, der in der Finsterniss damit endete, dass jeder seine Stellung behauptete, die er mittags eingenommen, obwohl der Donner des Geschützes erst um Mitternacht vollkommen verhallte.

In der Zwischenzeit war auch die auf dem linken Flügel des fünften Armee-Corps stehende Cavallerie des Corps nicht unthätig geblieben, indem sie die feindlichen Cavallerie-Angriffe dort mehreremal kräftig zurückgeworfen, 4 Geschütze genommen, viele Gefangene gemacht, und der Feind so in Unordnung gebracht wurde, dass schon Trupps einzelner Reiter gegen Arcis, durch die Stadt und über die Brücke flohen, so dass der Kaiser selbst den Degen ziehen und sich den Flüchtigen entgegen stellen musste, wobei es nur seiner Persönlichkeit, und den bittern Vorwürfen, die er ihnen entgegen donnerte, gelang, die Ordnung wieder herzustellen. Dies ist in der Kürze die Erzählung des Verlaufes der Schlacht von Arcis-sur-Aube am 20. März, so wie der übrigen Ereignisse, die an diesem Tage Statt hatten oder darauf Einfluss übten, wie ich sie der Wahrheit gemäss als Augenzeuge und Theilnehmer am Kampfe erlebt und im kurzen Umrisse hier aufgezeichnet habe; ich glaube damit die Angabe Häusser's: dass nie ein Kampf mit ungleichern Kräften gefochten wurde, genau dahin berichtigt zu haben, dass, statt dass auf der alliirten Seite die Uebermacht, diese umgekehrt auf der französischen Seite war, um so mehr als gewisse Geschichtschreiber die Person Napoleon's = 100.000 Mann berechnen.

Häusser fügt dann, um seiner Hypothese dennoch einen Schein von Wahrheit zu geben, die ganz unwahre Behauptung bei, „dass als der Tag sich neigte auch die übrigen Massen der Verbündeten angekommen, und nun die Zuzüge mit gerechnet, die Napoleon noch erhielt, 30,000 gegen 90- bis 100,000 Mann gestanden wären.“ — Und wo standen die übrigen Massen der Verbündeten, die drei Armee-Corps des linken Flügels, noch in der Nacht vom 20. auf den 21. März? Sie standen jenseits des Barbuisse-Baches, zwei bis drei Meilen vom Schlachtfelde.

[illegible] [illegible]usser dann sagt, dass das ganze Bemühen [illegible] andere Entscheidung bringen konnte, als

eine Niederlage abzuwehren, so muss man sich wundern, dass er dies wenigstens eingesteht, und darf sagen, dass die ausdauernde Tapferkeit der Baiern und Oesterreicher die Niederlage ihres stolzen Gegners für den kommenden Tag trefflich in Aussicht gestellt hatten. Nein! die Herren von der Feder sollen das Kriegsgeschichten-Schreiben den Männern vom Schwerte überlassen, damit sie nicht ausgelacht werden.

So viel nun was Häusser betrifft, in Bezug auf die Schlacht von Arcis-sur-Aube am 20. März; ich habe nun noch demselben über die Schlacht vom 21. März entgegen zu treten, zugleich auch den Referenten im Beiblatte der „Augsb. allg. Ztg.“ in Nr. 113 des Jahres 1857, der Häusser vertheidigt, indem er sagt: dieser zeichnet die Verhältnisse wie sie damals thatsächlich waren, nicht wie sie den kämpfenden Parteien erschienen; das Urtheil welches der Historiker nach 43 Jahren fällt, muss freilich ein anderes sein, als des im Dunkeln tappenden fechtenden Soldaten, im Momente der Gefahr, und unter dem Druck ungeheuerer moralischer Verantwortlichkeit.“ — Giebt es wohl etwas Lächerlicheres und Absurderes als eine solche Behauptung? Soll der Soldat nicht staunen über einen solchen Unsinn? Wen bezeichnet wohl der Referent der „Augsb. allg. Ztg.“ unter dem im Dunkeln tappenden fechtenden Soldaten? Doch sicher nur den Gemeinen, in Reih und Glied stehenden, sein Gewehr losschiessenden und wieder ladenden Soldaten, der im dichten Pulverdampfe oft kaum sieht wohin er zielt; von dem ist freilich nicht zu erwarten, dass er die Geschichte der Schlacht schreiben soll, in der er focht; oder begreift er unter denen, die unter dem Druck ungeheuerer moralischer Verantwortlichkeit fechten, vielleicht den Feldherrn, die Generale, die höhern Officiere? Wenn das ist, so muss das Corps aller Officiere von A bis Z, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, sich bei dem Herrn Referenten auf's schönste bedanken, für die gute Meinung, die er von ihnen hegt.

Unwiderlegbare Thatsachen, können auch nach fünfzig Jahren nur die nämliche Ansicht gestatten, wie im Moment der That. Doch ich lasse mich weiter nicht aus über die Absurdität der erwähnten Hypothese, sondern ich nehme sie nur als den Beweis von der Unfähigkeit gewisser Schriftsteller an, die obwohl sie vielleicht einmal in Friedenzeiten den Kriegerrock getragen, keinen Begriff von Krieg und Schlachten haben können, und zu glauben scheinen, dass wenn einmal der Schlachtenlärm beginnt, ein jeder den Kopf verliert, dass er nicht mehr Schwarz von Weiss unterscheiden kann; es wäre wirklich sehr interessant zu erfahren, welchen Begriff der Herr Referent nach seinem aufgestellten Satze von einem Feldherrn — von einem Soldaten hat.

Ich gehe jetzt zu Häusser, welcher sagt: „Den Morgen des 21. März brachte Schwarzenberg mit neuen Aufstellungen zu, und schien den Angriff eher erwarten als beginnen zu wollen.“ Beide Angaben entbehren vollkommen der Wahrheit, um dies zu beweisen muss ich wieder näher in die Einzelheiten der Ereignisse dieses Tages eingehen. Aus dem beim 20. März Angeführten ist bekannt, dass der Kronprinz von Würtemberg mit dem linken Flügel der Hauptarmee an diesem Tage nicht auf dem Schlachtfelde erscheinen konnte; der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg sandte noch um Mitternacht aus seinem Hauptquartier Pougy dem Kronprinzen die Disposition auf den 21., welche ihm befahl, so früh mit seinen Truppen aufzubrechen, dass er um 5 Uhr Morgens in der Stellung von Chaudrai und St. Remy mit allen seinen Truppen eintreffen könne. Allein der Bote konnte nicht fliegen, und der Kronprinz erhielt die Depesche um 5 Uhr Morgens, in der Stunde wo er in der ihm angesagten Stellung schon hätte eingetroffen sein sollen. Obschon er auf der Stelle aufbrach, konnte er jedoch erst um 10 Uhr das Schlachtfeld erreichen, und bezog die ihm angewiesene Stellung.

Also nicht mit neuen Aufstellungen brachte Fürst Schwarzenberg den Morgen des 21. zu, denn der rechte Flügel, das fünfte Armee-Corps nebst den Garden und Reserven standen früh Morgens am 21. schon in der Stellung, welche sie um Mitternacht bezogen, und der Kronprinz rückte direct in jene Stellung ein, welche die Disposition zur Schlacht ihm noch am 20. angewiesen hatte. Diese Disposition enthält vollständig die Anordnungen zur Schlacht, die der Feldmarschall dem französischen Kaiser schon am 20. zu geben beschlossen, die das Ausbleiben des Kronprinzen an diesem Tage, in dem gewünschten Sinne, verhindert hatte; und sie ist es, die den Beweis gegen Häusser's Angabe führt, wenn er sagt: es hätte geschienen, der Fürst hätte den Angriff eher erwarten als beginnen wollen.

Hatte der Angriff dann zu einer spätern Stunde Statt als angenommen war, so liegt die Ursache zuerst in dem Späterkommen des Kronprinzen mit seinen Truppen, dann darin, dass der Fürst diesen Truppen eine Rast zum Abkochen gönnte, und es sich vorbehielt, nach Umständen den Zeitpunkt des Angriffs zu bestimmen. Dass nun Napoleon die Verwegenheit hatte, seinem Gegner bei seiner eigenen Schwäche früher entgegen zu gehen, als dieser die Angriffsstunde bestimmt hatte, konnte gerechterweise nicht erwartet werden, und schlug nur zu seinem Nachtheile aus. Der Kaiser Napoleon hatte, wie wir durch's Fernrohr von der Anhöhe von Mesgnil-la-Comtesse deutlich sehen konnten, früh Morgens einen Recognoszirungsritt über Grand Torcy hinausgemacht, von dem er um 10 Uhr zurückkam; zufriedengestellt, wie es schien von dem was er gesehen, vermuthlich weil er in den feindlichen Vorposten die er sah, keine andern Truppen erkannte, als die, denen er gestern im Gefechte begegnet war, dadurch in dem Wahn bestärkt worden sein musste, es nur mit der Nachhut der Hauptarmee zu thun zu haben, die er sich immer auf dem Rückzuge dachte.

Gegen die Vorstellungen seiner Generale, die anderer Meinung waren wie er, befahl er dem General Sebastiani mit der Cavallerie der Garde und der Linie vorzurücken und alle Feinde, auf die er stossen würde, auf die Strasse nach Troyes zurückzuwerfen, weil er die Alliirten von ihrer ursprünglichen Verbindungslinie abtreiben wollte; Marschall Ney sollte mit der Infanterie zur Unterstützung folgen. Und so setzte sich die französische Armee in Marsch gegen die Anhöhe von Mesgnil-la-Comtesse, die zwar auf halber Höhe mit einigen Batterien, aber sonst nur mit Cavallerie des fünften Corps leicht besetzt war, vor denen Kosaken die Vorposten hielten.

Es entspann sich jetzt eine heftige Kanonade zwischen den, den feindlichen Truppen ziemlich weit vorausziehenden Batterien und den vordersten der Alliirten, die sich dem erhaltenen Befehle gemäss langsam zurückzogen. Dadurch kamen nach nicht gar langer Dauer die Spitzen der feindlichen Colonnen an den obern Rand der Anhöhe, hinter welcher die ganze alliirte Hauptarmee bei 100,000 Mann aufmarschirt war.

Die feindlichen Führer, die den Wahn Napoleon's von dem Rückzuge der Hauptarmee gleich anfangs nicht getheilt hatten, stutzten demnach nicht wenig über das vor ihren Augen sich ausbreitende kriegerische Schauspiel. Sie hielten an, sandten die Meldung über das was sie sahen zurück an den Kaiser und verlangten Verhaltungsbefehle.

Das Stocken in der Vorrückung, das Abnehmen des feindlichen Feuers, zeigte deutlich, dass der Feind die Lust zum Angriffe verloren habe. Nach kurzer Berathung mit den auf die Anhöhe berufenen Corps-Commandanten, befahl der Feldmarschall die Vorrückung der schon vorbereiteten drei Colonnen.

Mittlerweile musste Napoleon's Antwort an die feindlichen Führer und mit ihr der Befehl zum Rückzug angekommen sein, denn im Augenblicke, wo um 2 Uhr auf der

Höhe von Mesgnil-la-Comtesse das Zeichen zum Angriffe gegeben wurde, sah ich, der an diesem Tage das Fernrohr Radetzky's, des Chef's des Generalstabs führte, Abtheilungen von Artillerie und Cavallerie über die Brücke auf's rechte Ufer der Aube ziehen, und bald darauf löste sich auch die vorgerückte Schlachtordnung in einzelne Massen auf, die gegen Arcis wogten.

Auf meine Meldung, von deren Wahrheit der Feldmarschall sich nicht sogleich die Ueberzeugung verschafft hatte, als er auf der Stelle schnell entschlossen, die frühere Disposition dahin änderte, dass er dem Kronprinzen den Befehl ertheilte, nun mit der ganzen leichten Cavallerie des linken Flügels, und allen Cavallerie-Batterien der drei Armee-Corps, die unter seinem Befehle standen, rasch auf den Feind zu fallen; indem er zugleich dem rechten Flügel, dem fünften Armee-Corps und den Garden und Reserven die Weisung gab, durch die Furt bei Rameru und über die Brücke bei Lesmont zur Verfolgung des Feindes über die Aube zu gehen.

Der Kronprinz, dem bald auch schwerere Batterien folgten, drängte mit seiner Cavallerie den Feind, der in immer dichter sich zusammenschiebenden Massen gegen die Stadt sich wälzte, nach allen Kräften; derselbe litt durch das in wirksamster Schussweite gut unterhaltene Feuer von 80 Geschützen unendlich, und eilte wie er nur Luft erhielt, unaufhaltsam der Stadt zu. Als endlich die Alliirten der Stadt so nahe kamen, dass ihre Geschütze schon die Strasse bestrichen, befahl der Kronprinz die Stadt zu stürmen. Sie ward bald von der enthusiastisch nachdringenden Infanterie und mit ihr die Brücke genommen, dadurch Alles, was noch vom Feinde auf dem linken Ufer der Aube sich befand, abgeschnitten und gefangen.

Die Franzosen verloren an diesem Tage zu den gestern ihnen genommenen Geschützen noch drei andere, einige 1000 Gefangene und liessen über 4000 Todte und

Verwundete auf dem Platze, ausser denen, die in der Aube ertranken und im Moraste erstickten und zu Grunde gingen.

Dies ist der kurze Umriss der Ereignisse am 21. März, der Schlacht bei Arcis-sur-Aube, wie sie thatsächlich Statt hatte, und wie ich sie erlebt, und mit in ihr gekämpft habe; wie stimmt nun hiemit überein, wenn Häusser sagt: „dass während seine — Napoleon's — Reiterei den Feind beschäftigte, er im freien Felde den Rückzug antreten liess, von dem vorsichtigen Gegner erst dann verfolgt, als der grösste Theil seiner Truppen die Aube schon überschritten hatte?" und woher wäre dann der von Häusser selbst eingestandene empfindliche Verlust entstanden, wenn der Feind erst dann verfolgt worden wäre, als er schon die Brücke überschritten, und von seinen Gegnern durch eben diese Brücke getrennt war.

Dies ist die von dem Referenten der „Augsb. allg. Ztg." so gerühmte ausserordentliche Zuverlässigkeit dieses Historikers, den ich jetzt verlasse, indem ich ihn vorher noch bitten möchte, die Zeichen anzugeben, an denen er den Schrecken erkannt haben will, den der Name Napoleon's an diesem Tage, und überhaupt im ganzen Befreiungskriege ausgeübt haben soll. Möge das Gesagte genügen, Häusser als militärischen Schriftsteller zu charakterisiren.

Ich wende mich jetzt nochmals an den Referenten im Beiblatte zu Nr. 113. Ich kann mich nicht immer wiederholen, darum möge er aus dem, was ich bisher gegen Häusser gesagt, für sich dasjenige herausnehmen, was als Widerlegung dessen dient, was er zur Vertheidigung Häusser's in Bezug auf die Schlacht von Arcis-sur-Aube aufgestellt; dennoch muss ich noch weiter auf eines und das andere eingehen, was er noch sagt, um zu beweisen, dass er im Rechte sei.

So führt er z. B. Klausewitz als Zeuge für die Behauptung an, dass die Alliirten am 20. nach den geringsten Angaben 80,000 Mann stark gewesen wären; berücksich-

tigt man, was ich darüber gesagt habe, so wird man einsehen, dass dem Referenten der Name Klausewitz nicht hilft, da auch dieser über die Sache im Irrthume ist. Es scheint Klausewitz sei zu dieser Annahme durch die Disposition des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg zum 20. verführt worden, welche freilich 80 bis 100,000 Mann voraussetzt, wenn die ganze Armee am 20. vereint gewesen wäre, allein von einer Disposition bis zur Ausführung ist oft noch ein weiter Weg, vorzüglich wenn Willkür den Befehlen, freilich durch die Umstände entschuldigt, des Feldherrn in den Weg tritt, wie dies am 20. bei Arcis durch den Kronprinzen von Würtemberg der Fall war.

Die Beschreibung des Referenten der beiden Schlachttage ist, wie er angibt nach Beitzke, das genügt um zu wissen, welchen Werth sie hat, was ich schon hinlänglich dargethan zu haben glaube; auch würde es mich zu weit führen, in die Untersuchung desjenigen einzugehen, was er von Kaussler anführt, indem es sich um Nebendinge handelt, die nicht entscheidend eingreifen in die Hauptsache, obwohl sie auch nicht ganz wahr sondern unrecht dargestellt sind, wie das Zusammentreffen der feindlichen Cavallerie am 20., was ganz ohne Einfluss blieb auf die Schlacht, weshalb ich dessen nicht erwähnte. Es ist glaube ich, genug, constatirt zu haben, dass das fünfte Armee-Corps am 20. der ganzen Macht Napoleon's unter seiner eigenen Anführung Stand hielt, und der Kaiser am 21. März geschlagen mit dem Verluste von 6000 Mann, den er während der Verfolgung auf dem Schlachtfelde erlitt, das Feld räumen musste, was ich unwiderlegbar bewiesen zu haben glaube.

Wenn der Referent sagt: Napoleon entkam unter dem Schleier seiner Cavallerie, so ist das wohl nicht zu widersprechen, denn die Artillerie bis auf drei Geschütze, die noch genommen wurden und die Cavallerie, waren die ersten, die das Fersengeld gaben; sagt er aber: sein Rückzug wurde erst bemerkt, als seine gesammte Infanterie

bereits die Aube passirt hatte, so ist das eine Unwahrheit wie ich sattsam dargethan zu haben glaube.

Unter den vielen Sophismen des Referenten, ist der wohl nicht der kleinste, wenn er sagt: „Es wäre wirklich eine Ungerechtigkeit, wenn wir den Fürsten Schwarzenberg dafür verantwortlich machen wollten, dass er bei der grossen Ueberlegenheit, die ihm zu Gebote stand, am 20. Terrain verlor, und am 21. nichts Nahmhaftes erzielte.“ Nach meinem Erachten ist diese unsinnige Phrase nicht auf dem Boden des Referenten gewachsen; er hat sie wahrscheinlich Beitzke entnommen, der, wie ich schon angeführt habe, etwas Aehnliches sagt, nämlich: Nachdem Napoleon gegen Blücher eine Niederlage erlitten, und gegen Schwarzenberg nichts hatte ausrichten können, statt dessen er der Wahrheit gemäss hätte sagen sollen: „nachdem er gegen Blücher (bei Laôn) nichts hatte ausrichten können, und gegen Schwarzenberg eine Niederlage (bei Arcis) erlitten hatte. Ebenso hätte der Referent sagen sollen: „Nachdem Fürst Schwarzenberg am 20. den Franzosen unter persönlicher Anführung ihres Kaisers gegen dessen Uebermacht, mit einem einzeln 30,000 Mann starken Corps Stand gehalten, und ihm am 21. eine bedeutende Niederlage beigebracht hatte.

Ich komme zur letzten Phrase des Referenten, wo es heisst: „Der kühne Blücher hatte am 9. März Napoleon mit 100,000 Mann gegen 50,000 geschlagen, und dieser doch den Sieger am folgenden Tage mit 30,000 Mann keck die Stirne geboten; es kann nicht Wunder nehmen, dass es dem Fürsten Schwarzenberg einige Tage später ebenso erging.“

Dieser Satz ist eben nur eine Umschreibung des Beitzke'schen früher genannten, und ebenso unwahr wie jener.

Blücher hatte am 9. März seinen Gegner nicht geschlagen, sondern nur seinen Angriff abgewehrt; er hatte aber nicht 100.000 Mann, sondern nur 42.000 Mann, die

Corps Bülow's und Winzingerode's (Bülow 16,900, Winzingerode 25,200 = 42,100 Mann). Napoleon hatte nicht 50,000, sondern 56,000 Mann; rechnet man die 16,000 unter Marmont davon ab, so blieben ihm 40,000. Blücher und Napoleon standen sich also so ziemlich gleich gegenüber. Was er über Schwarzenberg sagt, habe ich wiederholt widerlegt.

Der Referent sagt ferner: „Der Geschichtschreiber habe ein Recht zu sagen, dass nur ein seltsames Verhängniss den Kaiser bei Arcis einer sonst unvermeidlichen Vernichtung entriss; da muss auch ich ihm Recht geben, ich habe ja ihm das Verhängniss personificirt gezeigt, in dem Kronprinzen von Würtemberg. Kam der Kronprinz am 10. zur rechten Zeit -- gegen 9—10 Uhr Morgens — nach Charemont, von wo er dann leicht bis 1 Uhr Mittags mit dem ganzen linken Flügel zwischen St. Remy und Chaudrai aufgestellt sein konnte, so standen an diesem Tage 100,000 Mann der Hauptarmee den 30,000 Mann des französischen Kaisers gegenüber, und sein völliger Untergang war dann wohl gewiss. — Die Unthätigkeit der schlesischen Armee vom 12. bis 18. März war ein grosses Missgeschick; warf damals Blücher die beiden Marschälle Marmont und Mortier vor sich weg, und folgte Napoleon schnell über die Marne, so konnte der Kaiser, eingeklemmt zwischen Schwarzenberg und Blücher, gezwungen werden, selbst die Waffen zu strecken, wenn er nicht früher den klügern Entschluss fasste, nach Paris zu ziehen, wo vielleicht für ihn allein noch Rettung zu finden war, wenn er nachgab. Aber auch hier waltete das Verhängniss im schlesischen Hauptquartier — in Blücher's Krankheit.

Ich komme jetzt an die letzten Worte des Referenten, mit denen er mit einer Fanfaronnade im französischen Bülletinstyle schliesst, wenn er sagt: „Billig ist allerdings, dass man bei Arcis wie bei Laôn nie vergisst, wenn man die Kräfte abwägt: auf der einen Seite 100,000 Mann, auf der andern 30,000 Mann und — der Kaiser.“

Wer kann behaupten, dass in dem Feldzuge 1814 in Frankreich der Name Napoleon's entschieden irgendwie gewirkt hätte? Wurde er nicht überall geschlagen? Bei Brienne, wo er nach dem Ausspruche des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg, wie ein Anfänger in der Ebene einen convexen Halbkreis bildend, und wenigstens dreimal schwächer die Schlacht annahm, und bei Arcis in eigener Person, dann bei Bar-sur-Aube, La Fère-Champenoise und Paris, in seinen Marschällen. Wenn er dann im Anfang Februars am 10., 11., 12. und 14. dem schlesischen Heere grosse Verluste beibrachte, da siegte wohl auch nicht sein Name, sondern seine ganze Macht über kleinere einzelne Corps, in welche Blücher aus allzugrossem Selbstvertrauen sein Heer getheilt hatte, die übrigens wie Löwen fochten, und seine Siege ihm theuer verkauften. Seit dem Feldzug 1812 hatte Napoleon's Name seinen Nimbus, seine Kraft verloren; hatte sich dieser Name 1806 und 1807 noch in seiner ganzen Kraft von 1796 gezeigt, so verlor er schon 1809 den Ruhm der Unbesiegbarkeit bei der Schlacht von Aspern. Seit seiner Verbindung mit der österreichischen Kaisertochter nichts mehr für unmöglich haltend, vergass er, dass er ein Mensch, dass Alles vergänglich sei; er hatte vergessen, dass jeder überspannte Bogen brechen muss, dies zeigte sein Zug 1812 nach Russland, sein Benehmen in Dresden 1812 und 1813, das Verwerfen des Friedens in Prag, in Frankfurt, in Chatillon, zuletzt sein Zug über die Marne nach der Schlacht von Arcis, seine Umkehr nach St. Diziers, und endlich sein Marsch auf dem weitesten Wege nach Paris. Alle diese Dinge waren wie schon gesagt, die Folge einer Art Krankheit, entsprungen aus einem Conglomerat von Leidenschaften, deren Grundlage unbesiegbarer Stolz, Ruhm- und Herrschsucht war, das ihn vollkommen beherrschte, und die Dinge vor ihm anders, entgegengesetzt ihn ansehen liess, wie sie wirklich waren, das ihn bis zur letzten Stunde in der Unbeugsamkeit erhielt.

Niemand hat den französischen Kaiser Napoleon I. trefflicher geschildert, wie er sich in seinen letzten Regierungsjahren gezeigt, als der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg selbst, in dem schon angeführten Briefe vom 16. Januar 1814 von Vesoul, auf den ich zurückweise.

Nach dieser Zurechtweisung Häusser's und des Referenten der „Allg. Ztg.", die sie, wenn sie gerecht sein wollen, als wohl verdient hinnehmen müssen, habe ich noch ein paar Worte mit dem Herrn Doctor Beitzke zu sprechen. Nachdem er Fürst Schwarzenberg am 23. die Gewissheit erhalten, dass Napoleon bei Freignicourt auf das rechte Ufer der Marne gegangen, und das Abschneiden der Hauptarmee von ihrer Verbindung mit dem Rhein, seine Absicht sein müsse; schickte er noch um 5 Uhr Abends die Meldung über die Lage der Dinge an seinen kaiserlichen Herrn, indem er seine Meinung dahin ausdrückte, der Kaiser möge von Bar-sur-Aube über Chatillon nach Dijon sich verfügen, um sich nöthigen Falls zu seiner Armee bei Lyon zu begeben. Herr Beitzke verfällt nun hier in einen grossen Widerspruch mit sich selbst, er, der früher den Kaiser Franz im Rathe der Monarchen als eine Art von Null darstellen will, behauptet jetzt S. 426 der ersten Auflage, dass dessen Entfernung nach Dijon vom allergrössten Einflusse auf den fernern Gang der Ereignisse gewesen, indem jetzt erst der Kaiser Alexander und der König von Preussen, mit ihnen die Kriegspartei, ein entschiedenes Uebergewicht über den Fürsten Schwarzenberg gewonnen, jetzt erst energische Beschlüsse gefasst werden konnten." Ist es nicht ekelhaft, einen sich glaubenden Historiker immer auf demselben Steckenpferde der Wiederholungen herumreiten zu sehen, wenn es sich bei ihm darum handelt, den Oberbefehlshaber der alliirten Heere in Schatten zu setzen, zugleich den Kaiser Franz als das Hinderniss der Operationen darzustellen. Dem Feldmarschall Fürst Schwarzenberg nimmt er folgerichtig das Verdienst, der Erste gewesen zu sein, der den Marsch nach Paris in Vor-

schlag gebracht hat, wiewohl er doch nicht wagt, fest darauf zu bestehen, dass es nicht die Idee des Fürsten war, indem er sagt: Da soll es nun zuerst der Fürst Wolkonsky gewesen sein, der darauf aufmerksam gemacht, dass jetzt die Zeit gekommen sei, mit den vereinten Heeren gerade auf Paris zu marschieren. Eine Unwahrheit, die er wahrscheinlich Danilewsky entnommen hat.

Nach dem bisherigen Vorgehen des Autors, darf man sich nicht wundern, dass er — weil gerade kein Preusse zugegen — einem Russen, nur keinem Oesterreicher, den glücklichen Gedanken in den Mund legt, der übrigens nur Zeuge war, wie der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg dem Kaiser Alexander in Sommepuis, zuerst definitiv den Marsch nach Paris in Vorschlag brachte.

Ich glaube, es ist eine Ehrensache für den Feldmarschall wie für Oesterreich, dass dieser Gegenstand gründlich erörtert, und dargethan werde, wie sich die Sache in der Wirklichkeit verhält, eine Sache, die beinahe alle fremdländischen Schriftsteller in Bewegung gesetzt hat, dem Fürsten Schwarzenberg diesen Ruhm zu rauben; Niemand wird mir daher verargen, wenn ich als einer der sehr wenigen Zeitgenossen, die von jener denkwürdigen Zeit noch am Leben sind, hier das noch einmal wiederhole, was ich bei verschiedenen Gelegenheiten als von mir selbst erlebt und gesehen angegeben habe, in Folge dessen ich dann auch auf dasjenige zurückkommen werde, was von Andern dagegen gesagt worden ist.

Es war am 23. März um Mittagszeit, wo die Monarchen so wie der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg mit seinem Hauptquartier bereit waren, von Pougy aufzubrechen, um sich nach Sommepuis zu begeben; da erhielt der Fürst die Briefschaften, welche der Lieutenant Redlich der hanseatischen Legion, des Streifcorps des Generalen Tettenborn, einem aufgefangenen, von der französischen Armee des Kaisers kommenden und nach Paris bestimmten Courier abgenommen. Der vorzüglichste dieser Briefe war das

Schreiben Napoleon's an die Kaiserinn, jedoch nur eine Abschrift davon, indem Feldmarschall Blücher das Original zur Weiterbeförderung an die Kaiserinn der nächsten französischen Vorpost hatte zustellen lassen. Der höchst interessante Theil des Schreibens, die Worte: *„J'ai pris le parti de me porter sur la Marne, afin de les pousser plus loin de Paris, et me rapprocher de mes places. Je serai ce soir à St. Dizier,“* veranlassten den Feldmarschall, den Marsch für den Augenblick aufzuschieben, und sich auf der Stelle zum Kaiser Alexander zu verfügen, wo dann alsbald ein Kriegsrath zusammentrat, und nach einigen Debatten, unter welchen des Marsches nach Paris vom Fürsten, wiewohl noch ohne grossen Anklang zu finden, erwähnt, dann für's erste die Vereinigung mit Blücher festgesetzt wurde, um sodann mit vereinter Macht im Rücken und Flanken des feindlichen Heeres zu manövriren.

In diesem Sinn wurde eine Disposition entworfen für den 24. März, und noch von Pougy an die Truppen versendet. Diese Disposition, welche den Marsch der Armee gegen Chalons zur Vereinigung mit Blücher angeordnet, kam nur theilweis zur Ausführung, weil diese Vereinigung, da Blücher nur einen Tagmarsch von Vitry stand, schon so gut wie geschehen war, und die diesseitigen Truppen erst in der Nacht, oder gar erst gegen Morgen die auf den 24. in der Disposition für diesen Tag angewiesenen Stellungen erreichten, wobei jedoch die Spitzen der Colonnen gegen Vitry sich bewegt hatten; nur das fünfte Armee-Corps die Baiern unter Wrede, als die weiteste Colonne voraus in Courdemanges, weil sie die Avantgarde des Heeres bildete, war nach der Disposition für den 24. am Morgen dieses Tages an Vitry vorbei bis Maison marschirt, wo es eine kleine Stunde von Vitry Stellung genommen.

Die nöthigen Anordnungen hatten den Feldmarschall bis zum Abend zurückgehalten; um 8 Uhr abends begab sich derselbe mit seinem Hauptquartier, ebenso die Mon-

archen — der Kaiser Alexander, der seit einigen Tagen unwohl gewesen im Wagen — auf den Weg über Dampierre nach Sommepuis. Dampierre war um Mitternacht erreicht worden; hier wurde durch zwei Stunden gerastet, und hier war es dann, dass der Feldmarschall gerade vor dem Weiterziehen nach Sommepuis jene zweiten Briefe erhielt, welche von den Kosaken des General Kaissaroff aufgefangen, von Paris an die französische Armee gerichtet waren.

Diesen Briefen nun entnahm Fürst Schwarzenberg die Kenntniss der Zustände, welche in der Hauptstadt obwalteten, die Leere der öffentlichen Cassen und aller Kriegsmagazine, die Parteien die sich gegen den Kaiser erhoben, die Unzufriedenheit mit der Regierung, endlich die Gährung im Volk.

Um 2 Uhr nach Mitternacht wurde der Weg nach Sommepuis fortgesetzt. Hatten wir in der Umgebung des Fürsten nun bemerkt, dass sich zwischen dem Feldmarschall und dem Chef des Generalstabs Grafen Radetzky während des Rittes von Pougy nach Dampierre ein fortdauerndes ernstes Gespräch entwickelt hatte, indem sie zehn bis fünfzehn Schritte vor ihrem Gefolge ritten, so war dann auf dem Marsch von Dampierre bis Sommepuis das Gespräch unserer Feldherren für uns kein Geheimniss mehr, die in Dampierre dem Fürsten zugekommenen Briefe hatten entschieden; der Entschluss des Fürsten, den Marsch nach Paris vorzuschlagen, war gefasst, und auf dem ganzen Weg nach Sommepuis war derselbe nur der einzige Gegenstand der allgemeinen Unterhaltung. Mit Tagesanbruch trafen wir in Sommepuis ein, und in den ersten Stunden des Morgens, sobald der Kaiser Alexander zu sprechen war, begab sich der Feldmarschall zu ihm. Hier entwickelte der Fürst vor dem Kaiser und vor dem Fürsten Wolkonsky, der einzigen Person, die beim Kaiser zugegen war, seinen Plan, mit den vereinten beiden Armeen gegen Paris zu ziehen. Die Unterredung dauerte gegen eine

Stunde, als dann der Fürst aus dem Cabinet des Kaisers trat, schien noch nichts entschieden.

Um 10 Uhr stieg der Fürst zu Pferde, um sich an die Spitze der Truppen zu stellen, die nach der letzten Uebereinkunft in Pougy, bei Vitry le français, die Marne überschreiten sollten, wobei er sich an den König von Preussen schloss, der auch gegen Vitry zu reiten im Begriff stand, und vor dem er unterwegs ebenfalls seinen Plan enthüllte.

Gleich nach dem Austritte des Fürsten aus dem Cabinet des Kaisers hatte dieser die Generale seiner Umgebung zu einer Berathung berufen, wo alle Stimmen sich für die Ausführung von Schwarzenberg's Plan aussprachen. Ohne längern Aufenthalt stieg nun auch der Kaiser mit seiner Umgebung zu Pferde, und eilte den Vorausgegangenen nach, die er eine Stunde vorwärts von Sommepuis einholte. Ohne sich aufzuhalten, ritten die Monarchen mit dem Oberfeldherrn beinahe schweigend in einem scharfen Tempo gegen Vitry. Es mochte 11 Uhr vorüber sein als wir bei einer kleinen Anhöhe rechts von der Strasse unweit von Vitry anlangten. Hier wurde vom Pferde gestiegen, und die Monarchen mit dem Oberfeldherrn, seinem Chef des Generalstabs, Grafen Radetzky, und den andern anwesenden Generalen, traten auf der Höhe, die eine offene freie Aussicht in die weite Ebene bietet, zu einem kurzen Kriegsrath zusammen; in welchem mit Berücksichtigung der aufgeschlagenen Karte von Frankreich, der Vorschlag des Feldmarschalls angenommen, einstimmig der Marsch nach Paris entschieden, und zugleich bestimmt wurde, dass ein Corps Cavallerie von 10,000 Mann mit 42 Geschützen, dem französischen Kaiser jenseits der Marne folgen sollte.

Nach dem vereinbarten Plane zum Marsche nach Paris war festgesetzt, dass das schlesische Heer den Weg dahin an der Marne, die Hauptarmee jenen über Fère-Champenoise gegen Meaux nehmen, wo beide sich zur gemein-

samen Vorrückung gegen Paris vereinigen sollten. Das gegen die neue Richtung am weitesten zurückstehende fünfte Armee-Corps, welches bisher die Avantgarde der Hauptarmee gemacht hatte, wurde jetzt zur Arrièregarde derselben bestimmt, und ich wurde vom Feldmarschall Fürst Schwarzenberg, von dem jetzt so genannten Monarchenhügel vor Vitry, an den bis Maison vorgerückten Grafen Wrede geschickt, mit dem Auftrage, diesem die neue Bestimmung des fünften Armee-Corps anzukündigen, zugleich mit dem Befehl, das Corps in seine neue Stellung bei Vitry mit der Front gegen die Stadt zu führen.

Das Corps war nicht lange angekommen und hatte eben Anstalt zum Abkochen gemacht. Ich muss hier bemerken, dass Fürst Schwarzenberg mir verboten hatte den Grafen Wrede von der neuen Marschrichtung in Kenntniss zu setzen, indem er sich vorbehalten wollte ihm die Nachricht davon persönlich mitzutheilen. Meine Botschaft wurde von Wrede mit dem höchsten Unwillen aufgenommen und ich glaube gut zu thun, wenn ich die Ausdrücke hier nicht wiederhole, deren er sich bei dieser Gelegenheit bediente. In seinem Zorne stiess er den nächsten am Feuer stehenden Kessel mit dem Fusse um, liess den Generalmarsch schlagen, und gab den Befehl zum Rückmarsch gegen Vitry. Er selbst stieg zu Pferde, befahl mir ihm zu folgen, und wir ritten was die Pferde laufen konnten, ohne ein Wort zu wechseln gegen Vitry. Fürst Schwarzenberg, der von dem Hügel, wo noch die frühere Versammlung stand, eine weite Fernsicht hatte, sah nicht sobald das Nahen Wrede's, als er zu Pferde steigend ihm entgegen eilte, und ihn mit den Worten begrüsste: „Excellenz, wir ziehen nach Paris, und Sie machen unsere Arrièregarde!“ „Das ist was anders,“ erwiderte Wrede, „das macht mich sehr glücklich!“ Und sein früherer Unmuth war schnell verschwunden. Später in Paris an einem Tage, wo ich den Tag hatte, die Unterschriften des Feld-

marschalls Fürsten Schwarzenberg einzuholen, traf ich ihn, damals schon Fürst, im Vorzimmer; er kam höchst freundlich auf mich zu, und fragte mich, warum ich ihm damals nicht die Ursache des Befehls gesagt, den ich ihm bei Maison überbracht? „Weil mir Fürst Schwarzenberg das verboten hatte,“ erwiderte ich. „Dann hatten Sie Recht,“ sagte er, „allein Sie hätten mir manches unnütze Wort erspart. Doch das ist jetzt vorüber; übrigens habe ich Sie als einen braven tüchtigen Officier erkannt, und Sie meinem Könige zum Max Josefsorden vorgeschlagen, ich hoffe, er wird mir es nicht abschlagen.“ — Während dem Wiener-Congresse in einer diplomatischen Mission nach München und Frankfurt gesandt, und beim Kriegsminister zu Gaste geladen, wo der grössere Theil der baierischen Generale zugegen war, erhielt ich das Ordenskreuz aus der Hand des Fürsten Wrede.

Doch ich gehe zur Sache, und zu Jenen zurück, die dem Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg den ihm von seiner Stellung wie von Rechtswegen gebührenden Ruhm, der alleinige Urheber des Marsches der verbündeten Heere nach Paris gewesen zu sein, streitig machen wollen.

Den preussischen schriftstellerischen Hauptfeind Oesterreichs und des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg lasse ich ganz bei Seite, weil gegen ihn gerechterweise zu viel zu Tage gefördert worden ist, als dass es noch der Mühe lohnte, von ihm zu sprechen.

Ein neuer Feind Oesterreichs hat sich vor nicht lange in den Denkwürdigkeiten aus dem Leben des russisch-kaiserlichen Generals der Infanterie, Grafen Toll, als deren Verfasser Herrn von Bernhardi gezeigt. Dieser will den Grafen Toll als den directen, und den Kaiser Alexander als den indirecten Urheber des Marsches nach Paris darstellen. Ein Oesterreicher hat nicht Ursache viel Vertrauen in die Worte des General Toll zu haben, selbst wenn es eine von ihm verfasste schriftliche Urkunde wäre, auf welche Bernhardi sich beruft. Zum Beweis dessen

erinnere ich an den Zeitpunkt, zwischen der Schlacht von Dresden und jener von Kulm; wo Toll dem General Barklai gegen die getroffene Anordnung auf der Strasse von Nollendorf zu marschieren, den Rath gab, die Strasse von Dippoldiswalde zu nehmen, weil sie die bessere sei, und dann Radetzky über sein Befragen darüber zur Antwort gab: Barklai habe verdient, dass ihm der Kopf vor die Füsse gelegt werde; ich glaube das ist genug, um Worte zu bezweifeln, die von einem Schriftsteller, der in seiner Geschichte der Feldzüge 1813 und 1814, was den Fürsten Schwarzenberg betrifft, nur einer ungerechtfertigten Leidenschaftlichkeit, Animosität und Schmähsucht huldigt, in der Tendenz mit dem Ruhm, der ihm gebührt, Andere zu verherrlichen.

Wenn ich Bernhardi, um ihn Wort für Wort zu widerlegen, folgen wollte, so könnte ich mein Buch wohl um einige Druckbögen vermehren; allein ich könnte nur wiederholen, was ich früher schon gesagt, und die Lächerlichkeit rügen, mit welcher Bernhardi Toll behaupten lässt, „dass bei der Berathung — auf der Anhöhe von Vitry — der Kaiser Alexander mit grossem Nachdruck die Zweckmässigkeit eines Marsches nach Paris geltend machte, dass diese Ansicht durch den König von Preussen, und durch die Officiere seines eigenen Stabes (Wolkonsky, Diebitsch, Toll) unterstützt worden sei, und ferner sagt: der Fürst Schwarzenberg willigte unerachtet der Gründe ein, welche mehrere hochgestellte Officiere seines eigenen Hauptquartiers dagegen vorbrachten, und traf sofort Anstalten zur Ausführung des vorgeschlagenen Planes.“

Diese ganze Geschichte ist nur eine zum Nachtheil des Rufes des Fürsten Schwarzenberg schlecht ersonnene Fabel, gegründet auf eine Phrase des Lords Burghersh, der bei diesem Kriegsrathe, der durchaus nur Soldaten in sich fasste, nicht zugegen war. Ich verlasse diese Angelegenheit, um mit Bernhardi auf einem andern Punkte zusammen zu treffen, nämlich bei meiner Behauptung, dass

Fürst Schwarzenberg während dem Feldzuge 1814 von seinem Kaiser nie die Operationen betreffende Befehle, am wenigsten jenen erhalten habe, mit seinem Heere nicht über die Seine zu gehen. Bernhardi behauptet, meine Declamationen, wie er es nennt, seien in Metternich's Cabinet zur Sprache gekommen, und Metternich selbst habe einem befreundeten Staatsmann, der sich wahrscheinlich selbst nennen werde, gesagt: „Warum hat mich der Major Thielen nicht gefragt, bevor er das drucken liess; ich hätte ihm gesagt, dass Fürst Schwarzenberg allerdings solche Befehle hatte.“

In so weit ich nun Herrn von Bernhardi, den Herausgeber der Memoiren Toll's kenne, so bewegt er sich gegenüber von Oesterreich und dem Feldmarschall Schwarzenberg ganz in den Fussstapfen des Mannes, als dessen Biografen er sich darstellt; denn im ganzen grossen Hauptquartier des Fürsten, unter der Unzahl fremder Generale und Officiere, fand sich auch nicht eine Seele, die so von Ironie und Hohn gegen alles was Oesterreichisch erfüllt war, wie dieser General Toll, dessen er auch in Scherz und Ernst kein Hehl hatte; wie ist sich da zu verwundern, wenn sein Biograph seine innersten Gefühle als Russe mit denen seines Helden verschmelzt, und in seiner Arbeit dann von den genannten Eigenschaften überfliesst.

Abgesehen von der Absurdität eines solchen Befehls, der durch die That zur Genüge dementirt worden ist, kann mir die Nonchalance, mit welcher Herr von Bernhardi meine wahrheitsgetreuen, auf Thatsachen beruhenden Angaben als Declamationen bezeichnet, sehr gleichgiltig sein, denn wenn er keinen andern Grund hat, meine Angaben in Bezug auf jenen Befehl höhnisch zu verwerfen, als die Worte des Staatsmannes, den er nicht nennt, so glaube ich ihn gehörig zu schlagen, durch die Annahme, dass die eigenhändigen Schriftzüge des Fürsten Metternich eine kräftigere Stütze meiner Behauptung sein müssen, als die Worte seines ungenannten Staatsmannes. Fürst Metternich

schrieb mir nämlich am 26. Januar 1857 eigenhändig, mehrere Wochen nachdem ich ihm ein Exemplar meines Werkes übersandt hatte, wie folgt: „Euer Wohlgeboren bestätige ich mit aufrichtigem Dank den Empfang Ihres mir eingesendeten Werkes. Ich habe dessen Lesung — und ich bediene mich selbst des Wortes Prüfung — die Zeit und Sorge zugewendet, welche die Lösung einer wichtigen geschichtlichen Aufgabe erfordert. Empfangen Sie von meiner Seite die Versicherung meiner vollen Zustimmung, meiner Zeugenschaft zu Gunsten aller von Ihnen darin aufgestellten geschichtlichen Wahrheiten."

Es dürfte doch wohl jetzt keine Frage sein, dass der von Bernhardi bekrittelte Satz unter jene geschichtlichen Wahrheiten gehört, für die Fürst Metternich seine Zeugenschaft ablegt, der nur die schriftstellerische Leidenschaft des Auslandes das Gewicht abläugnen könnte, welches ihr gebührt.

Ich übergehe gerne Alles was Bernhardi über mich und mein Werk weiter sagt, indem ich mich, in meinem Gewissen überzeugt, immer die Wahrheit und nur diese gesagt zu haben, über die Aeusserungen eines Schriftstellers leicht trösten kann, dessen Werke zu jener Gattung Schriften zählen, die der russischen und preussischen Mode huldigend den Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg, seine Heerführung und die österreichische Armee, die ihren unsterblichen Antheil an der Befreiung Europa's von der Tyrannei des korsischen Machthabers hatte, zu schmähen für nöthig finden. Und so gehört Bernhardi in die Classe der Danilewsky's, Beitzke, Aster, Häusser und Anderer, die ihr, wenn sonst schönes Talent nur dazu benützen, die Weltgeschichte zu verhunzen, indem sie ihrer Leidenschaft zu fröhnen, der Weltgeschichte statt Wahrheit die Lüge einzuverleiben suchen.

Noch eines Gegners des Feldmarschalls Fürst Schwarzenberg's muss ich erwähnen, der ungeachtet der aus Oesterreich, der einzig echten Quelle hervorgegangenen

Angaben über den Marsch nach Paris, dem Fürsten Schwarzenberg das Verdienst, diesen selbstständig hervorgerufen zu haben, nicht zugestehen will. Es ist dies die „Augsb. allg. Ztg.“ Hat sie bisher immer die Wagschale auf Seite des Kaisers Alexander sinken lassen, so wendet sie jetzt zu den Angaben Thiers ihren Sinn, und den Phantasien eines, für die Wahrheit nicht sehr bedachten Schriftstellers folgend, nimmt sie mehrere Theilnehmer an dem Entschlusse zum Marsche nach Paris an, von denen sie unter gerechter Berücksichtigung der Geschichte wissen musste, dass einige davon bei Fassung des Entschlusses nicht zugegen waren, nicht gegenwärtig sein konnten.

Ich habe nicht die Ambition mich dem berühmten französischen Geschichtschreiber in Styl, in den schönen Wendungen der Schreibart gleich stellen zu wollen, aber in Bezug auf Wahrheit verlange ich als deutscher Geschichtschreiber, als Augenzeuge, vor ihm den Vorzug, besonders bei einem Gegenstande, den jener nur von Hörensagen kennen kann, weil darüber keine positiven Acten vorliegen, und bei denen er ohne Rücksicht auf festgestellte Thatsachen seiner Phantasie freien Lauf lässt, wo ich dagegen persönlich zugegen war. So ist es eine der hervorragenden Phantasien Thiers, unter den Theilnehmern an der Entscheidung über den Marsch nach Paris, den Feldmarschall Blücher mit seinem Generalstab zu nennen, den er in seiner Idee mit dieser Begleitung am 24. März nach Sommepuis übersetzt, der an diesem Tage 6 bis 8 Meilen von Sommepuis mit seinem Hauptquartier in Chalons stand, der seit der Begegnung bei Brienne weder mit den Monarchen, noch mit dem Feldmarschall in persönliche Berührung gekommen, der sogar seit der Schlacht von Laôn von jeder schriftlichen Verbindung mit dem Oberfeldherrn abgeschnitten war, daher sicher nicht den mindesten Einfluss auf den Entschluss zum Marsch nach Paris üben konnte noch geübt hat.

Die Beilage zu Nr. 161 der „Augsb. allg. Ztg.“ vom 9. Juni 1860, enthält einen Auszug aus dem XVII. Bande von Thiers Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs, der zu lang ist, als dass ich ihn hier aufführen sollte, nur einige Punkte will ich kurz berühren.

Im ersten Satze verbreitet Thiers sich in einem Raisonnement über die Nachtheile, die der Marsch nach Paris den Alliirten hätte bringen können, wenn sich die Umstände nach seiner Annahme gestaltet hätten, die für diesen Fall so ziemlich gegründet sind, bis auf die 100,000 Mann, mit denen er Napoleon den Alliirten in den Rücken marschiren lässt, die sich leicht unter 40,000 Mann herabsetzen lassen, da ihm die Corps Marmont's und Macdonald's für diesen Fall fehlten, mit denen vereint er später bei Fontainebleau kaum 50,000 Mann zählte.

Was die von Thiers angegebenen Bemühungen des Grafen Pozzo di Borgo betrifft, den Kaiser Alexander zur Rache gegen Napoleon aufzustacheln, so schmeckt das freilich sehr nach seinem Geburtslande; auch habe selbst ich seiner Zeit gelegentlich ihn in einem solchen Sinne sprechen hören, wie Thiers ihn ihm in den Mund legt, jedoch scheint es, dass Kaiser Alexander genügende Ursache in Fülle hatte, den Krieg in Paris zu enden, um seinen Gegner wo möglich für alle Zukunft unschädlich zu machen, den Frieden Europa's zu stören, als dass es dieser Bemühungen Pozzo's bedurft hätte, um ihm durch diese, die Hauptrolle als Theilnehmer an dem erwähnten Entschlusse zuzutheilen, wie er dann auch bestimmt nicht bei dem Kriegsrathe am 24. März mittags auf der Anhöhe vor Vitry zugegen war.

Sagt Thiers weiter: „Fürst Schwarzenberg, vorsichtig aber bestimmt, war zu derselben Ansicht hierüber gelangt, wie Metternich und Kaiser Franz,“ so ist die Zusammenstellung dieser drei Personen, wenn sie auf den Zeitpunkt berechnet ist, der für den Tag nach der Schlacht von Arcis entscheidend ist, wieder eine Phantasie Thiers, denn

wo war damals Kaiser Franz und Metternich? in Dijon 35 Lieues von Arcis. Damit will gleichwohl nicht gesagt sein, dass beide nicht vollkommen mit dem Marsche nach Paris einverstanden gewesen wären.

Dass sich Fürst Schwarzenberg hier zum Erstenmal dem Gedanken zum Marsche nach Paris zugeneigt habe, ist keine Phantasie, sondern eine stricte Unwahrheit, weil er sich schon in Frankfurt dafür ausgesprochen, und schon in Pougy am 23. März Nachmittags vor dem Abmarsche nach Dampierre, nach dem Empfang der aufgefangenen, von Napoleon an die Kaiserinn und von andern höhern Personen der Armee, nach Paris gerichteten Briefschaften, den beiden Monarchen, dem Kaiser Alexander und dem König von Preussen, den ersten Vorschlag zum Marsche nach Paris gemacht hatte, der aber, wie ich gezeigt habe, nicht angenommen wurde; weil bis jetzt die Rücksichten auf die bedrohten Verbindungen, noch die Oberhand behielten, und beschlossen worden war, mit den vereinten beiden Armeen von Vitry aus in den Rücken Napoleon's zu marschiren.

Dass der Kaiser von Russland und Fürst Schwarzenberg die Nacht in Dampierre zubrachten, ist nur so zu verstehen, dass sie am 23. Abends Pougy verliessen und in Dampierre von Mitternacht bis gegen 2 Uhr Morgens rasteten, in welcher Zeit die Briefe des durch die Kosaken Kaissaroffs aufgefangenen, von Paris an die französische Armee bestimmten Couriers beim Feldmarschall eintrafen, die bei ihm die frühere Idee des Marsches nach Paris zum festen Entschlusse reiften.

Was nun Thiers von den Berathungen in Dampierre und von der Beweglichkeit des Kaisers Alexanders spricht, ist wieder Phantasie, und schon deshalb unwahr, weil der Kaiser unwohl war, so dass er den Weg von Pougy nach Dampierre im Wagen gemacht, und ihn von da ebenso nach Sommepuis fortgesetzt hatte. Auch wurden in Dampierre keine Beschlüsse gefasst, weil keine Berathungen

Statt gefunden hatten, da die Briefe, auf welche die Berathungen sich hätten stützen müssen, dem Fürsten erst kurz vor dem Abzuge von Dampierre zugekommen waren.

Nun kömmt die schon erwähnte Hauptphantasie Thiers wenn er sagt: „Kaiser Alexander, Fürst Schwarzenberg, Generalstabs-Chef Wolkonsky, Graf Nesselrode, die alle zusammen von Schloss Dampierre aufgebrochen waren, trafen zu Sommepuis zusammen mit dem Könige von Preussen, Blücher mit seinem Generalstabe.“ „Man behauptet der entscheidende Entschluss, welcher die Heere mitten nach Paris führen sollte, sei auf einer kleinen Anhöhe gefasst worden, die in der Umgegend von Sommepuis liegt; hier habe die Berathung Statt gefunden, deren Ergebniss von vornherein sicher war, da alle Gefühle, welche auf Schloss Dampierre gesprochen hatten, den preussischen Leidenschaften entgegen kamen, und durch sie verstärkt wurden. Man war beinahe einstimmig“ — das ist Alles Thiers'sche Phantasie! Wenn die Prämissen falsch sind, heben sich die Folgen von selbst; war Blücher nicht zugegen, dem Thiers wahrscheinlich, bei seinem bekannten Napoleonhasse diese Leidenschaften zumuthet, so fehlten auch wahrscheinlich diese. Uebrigens war die Anhöhe nicht bei Sommepuis, sondern bei und im Angesichte Vitry's, was Thiers als Franzose doch leicht hätte wissen können; die Berathung sehr kurz — ich schreibe als Augenzeuge — indem ohne lange Discussion der Marsch nach Paris beschlossen wurde, die Entscheidung war, nicht beinahe, sondern vollkommen einstimmig, daher auch wieder die Einwürfe methodischer Militärs, wenn sie nicht dem Lord Burghers entnommen, in das Reich der Thiers'schen Phantasie gehören.

Ich glaube jetzt genug gesagt zu haben, um ferner einen Zweifel noch darüber bestehen zu lassen, dass es der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg war, welchem allein das Entstehen und die Durchführung des Entschlusses den Marsch der verbündeten Heere nach Paris betreffend,

gerechterweise gehört, wenn auch der Antheil, den sein Chef des Generalstabs Feldmarschall-Lieutenant Graf Radetzky an der letztern hatte, nicht zu läugnen ist. Die Anführung der Angaben Thiers und ihre Widerlegung, habe ich deshalb für nöthig erachtet, weil es so Viele gibt, die sich durch Thiers elegante Schreibart verführen lassen, Alles was er sagt, für ein Evangelium zu halten.

Ehe ich jedoch wieder zur Fortsetzung meiner Arbeit schreite, habe ich noch eines auf den bis jetzt behandelten Gegenstand Bezug nehmenden Werkes zu erwähnen, das unter dem Titel: „Das Leben im Felde,“ von den Memoiren des königl. baier. Generals Baron von Heideg spricht, in welchen behauptet wird: Fürst Wrede habe am 25. März 1814 mit aller Kraft in den Kaiser Alexander von Russland gedrungen, das Heer nach Paris zu führen. Man wird einsehen, dass ein solches Drängen am 25. überflüssig war, nachdem schon am 24. der Kriegsrath darüber entschieden hatte, und die Armeen am 25. schon dahin auf dem Marsch waren.

Ferner wird gesagt, es habe die Unterredung am folgenden Tag — also am 26. auf einer kleinen Anhöhe seitwärts der Strasse unweit von Vitry-le-français Statt gehabt.

Beide mit der Geschichte im Widerspruch stehenden Behauptungen scheinen darauf berechnet zu sein, dem Feldmarschall Fürsten Wrede die Urheberschaft des Marsches nach Paris beizulegen. Wrede's Ruhm als Soldat wie als Feldherr ist in Europa zu fest gegründet, als dass es angezeigt wäre, demselben etwas beizufügen, was er selbst nicht ansprechen würde. Uebrigens, bin ich nach der Kenntniss, die ich von Wrede's Charakter habe, gewiss, dass er an Schwarzenberg's Stelle, ebenso wie dieser gehandelt haben würde.

Der Kriegsrath wo der Marsch nach Paris entschieden wurde, fand am 24. statt, wo Wrede bei Maison stand. Am 26. hatten die Armeen, schon den zweiten Marsch

in der Richtung nach Paris gemacht, Kaiser Alexander hatte an diesem Tage sein Hauptquartier nach Treffeau 18 Lieues von Vitry gegen Paris vorwärts gebracht, jenes Wrede's war in Mellerei; wie hätten beide am 26. auf der Anhöhe bei Vitry zusammen kommen sollen?

Ich habe beide Behauptungen in Nr. 94 der „Militär. Ztg." vom 26. November 1859 als Unsinn erklärt, worin jeder gerechte Beurtheiler der Sache mir beipflichten wird.

Der Herr Generallieutenant hat dann in einem Sendschreiben an die Redaction der „Militär-Zeitung" (Nr. 104 vom 31. December 1859) erklärt, dass, so leid es ihm ist er doch auf der vollen Wahrheit seine Angabe in Bezug auf den F. M. Graf Wrede bestehen müsse, indem er sagt, dass fest stehe, Graf Wrede sei am Morgen des 26. März mit seinem dem fünften Armee-Corps bei Vitry — und nicht seit zwei Tagen auf dem Marsche nach Paris — und nebst dem Kaiser Alexander 12 Lieues davon entfernt gestanden, und dass Graf Wrede bei der Berathung der Feldherrn auf jener Höhe an der Strasse nach Vitry gegenwärtig war. Da Mohren nicht weiss zu waschen sind, so liess ich die Sache fallen und begnügte mich mit dem Gedanken: *errare humanum, sed in errore perseverare st.... m.*

Ich kehre zur Geschichte selbst zurück. Nach der Beendigung des Kriegsrathes und den nöthigen Anordnungen über den Marsch der verschiedenen Armee-Corps, zogen die Monarchen so wie der Feldmarschall mit seinem Hauptquartier nach Vitry, um am andern Tage den Marsch nach Paris anzutreten.

Der Marsch war auf folgende Nachtstationen berechnet, am 25. nach Fère-Champenois, 26. Treffeau, 27. Coulomiers und am 28. Meaux oder Lagny, wo der Feldmarschall sich mit der schlesischen Armee zu vereinigen hoffte.

Früh Morgens am 25. um 3 Uhr wurde ich zum Chef des Generalstabs Grafen Radetzky berufen, der mir den Auftrag ertheilte dem Obersten Baron Varenbüler des Generalstabs, der am Abend vorher nach Fère-Champenoise

voraus geschickt worden war, um dort die Dislocation der Armee auf den 25. einzuleiten, zu folgen, und ihm den Befehl zu bringen, bei dieser Dislocation, da man nicht glaubte auf dem Wege nach Paris noch auf einen Feind zu stossen, die Orte genau zu bezeichnen, von wo jede Abtheilung ihre Subsistenz zu ziehen habe, um in dieser Hinsicht jeder Collision zuvor zu kommen. Ich stieg unverweilt zu Pferde; ich war ungefähr eine Stunde geritten, und es war Tag geworden, da bemerkte ich, dass mein Pferd von dem rechten Vorderfusse das Hufeisen verloren. Ich war eben an der Stelle angekommen, wo links von der Strasse die österreichische Feldpost im Lager stand. In der ganz sichern Ueberzeugung bis Fère-Champenoise keinem Feinde zu begegnen, nahm ich, um durch das Abwarten des Beschlags meines Pferdes bei der dortigen Feldschmiede nicht aufgehalten zu werden, ein Feldpostkalesch für den weitern Weg nach Fère-Champenoise. Wie sehr erstaunte ich, angekommen auf der Anhöhe diesseits Coole, die schon ganz mit stillstehenden Bagagewägen bedeckt war, vor mir in der Richtung von Soude St. Croix bis Dommartin-l'Estrée den Anblick einer ernstlich engagirten Schlachtlinie zu haben, von der ich jedoch nur den Rauch der Geschütze sah, deren Schall aber nicht hören konnte, weil ihn der Wind mit sich fortnahm. Ein Detachement von Franz Cürassier lieferte mir ein Pferd, dessen Reiter ich das Postkalesch abtrat, nun wieder beritten, eilte ich dem Schauplatze des Gefechtes zu, und schloss mich dem Gefolge des Kronprinzen von Würtemberg an, bis der Feind über Fère-Champenoise hinausgetrieben war. Mein Auftrag fesselte mich an diesen Ort, um den Oberst Varenbüler aufzusuchen, den ich aber natürlicher Weise nicht fand, weil er statt am Abend vorher, lange nach mir Vitry erst verlassen hatte.

Während ich nun den Obersten bei Fère-Champenoise aufsuchte und abwartete, nachdem der Feind, die Marschälle Marmont und Mortier, die dem Kronprinzen gegenüber

standen, sich links gegen Sezanne gezogen hatte, rückte von der rechten Seite von Villeseneux her, die vom preussischen General Korff der schlesischen Armee verfolgte feindliche Division Pacthod an, in der Absicht zu versuchen, sich noch mit den beiden eben genannten Marschällen zu vereinigen.

Der König von Preussen und der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg waren eben in Fère-Champenoise angekommen, und durch das von der rechten Seite her tönende Artilleriefeuer dahin gezogen worden; ohne grösseres Gefolge, dem der Fürst vorausgeritten, war ich und Hauptmann Herbert, Chef des Botenmeister-Corps ihm nachgeritten; als er sich auf einmal zurückwandte und rief: „Cavallerie vor, bringen Sie Cavallerie vor, meine Herren!" Nun war beinahe die ganze Cavallerie des Kronprinzen dem Feinde gegen Sezanne gefolgt, durch Zufall jedoch hatte ich beim Aufsuchen des Obersten Varenbüler ein russisches Cavallerie-Regiment, die Chevalier-Garde-Cürassiere in einem Seitenthale abfüttern gesehen; ich eilte dahin und General Depreradowich, der dasselbe befehligte, folgte ohne Verzug meinem Rufe; ich führte ihn Fère-Champenoise links lassend, durch eine früher schon erkannte Furt den nähern Weg, und kam gerade in dem Augenblicke mit dem Regimente auf dem Kampfplatze an, als die letzte noch übrige Masse der Division Pacthod eben im Begriff war, sich bei Banne in den Morast von St. Gond zu retten, wohin ihr jetzt das Regiment den Weg abschnitt. Von allen Seiten umzingelt, angegriffen von der Cavallerie, warfen die Franzosen die Waffen weg, und ergaben sich; und so hatte ich dem General Depreradowich die Gelegenheit gegeben, sich das Maria-Theresienkreuz zu erwerben, welches er dafür erhielt.

Von Fère-Champenoise zog das Hauptquartier seinen Weg bis vor Paris fort, ohne einer feindlichen Affaire.

Der Schlacht von Paris, in der ich wie bei den frühern Schlachten meine Verwendung fand, ist mir persönlich da-

durch merkwürdig, dass ein junger Rittmeister aus dem Gefolge des Feldmarschalls von hohem Stande, eine sonst liebenswürdige Persönlichkeit, sich mit den Worten an mich schloss: „Hör', lieber Bruder! ich bin in einer fatalen Stimmung, es ist mir heute als wenn ich keinen Muth hätte, erlaube mir mich heute an Dich zu halten, wenn ich bei Dir bin, wird mir Niemand einen Vorwurf machen können.“ Nachdem wir nun recht in's Feuer kamen, das bei dem Walde von Romainville gegen die Division Compans sehr lebhaft wurde, kam ihm der Muth von selbst. Wenn man so alt wird wie ich, überlebt man manchen seiner, wenn auch jüngern Waffenbrüder; dieser hat freilich eine andere Carriere gemacht wie ich, denn er starb schon vor mehreren Jahren als Feldmarschall-Lieutenant und Gesandter an einem Hofe zweiten Rangs, hat mir aber auch immer sein freundliches Wohlwollen bewahrt.

Die Schlacht am 30. März war gewonnen, ihr folgte gegen Abend der Waffenstillstand, und am Morgen des 31. der Einzug in Paris, den ich nie vergessen werde.

Um den Parisern beim Einzuge die Monarchen und den Oberfeldherrn, der in der Mitte beider, Kaiser Alexander rechts und der König von Preussen links ritt, kenntlich zu machen, waren zwei Hauptleute des Generalstabs Graf Karaczay und ich bestimmt, zwischen der Avantgarde, Donische Garde-Kosaken und den Monarchen mit ihrem Gefolge in angemessener Distanz zu reiten, um die Persönlichkeiten den Fragenden zu bezeichnen. Ein unglaublicher Jubel empfing die Einziehenden; wenn Danilewsky behauptet es wären nur Russen in Paris eingezogen und die Pariser hätten nur den Kaiser Alexander und die Russen hoch leben lassen, so ist das eine Lüge, denn der Einzug geschah in folgender Ordnung:

Zuerst als Avantgarde: die leichte Cavallerie-Division der russischen Garde, ihr folgten die Monarchen und der Oberfeldherr mit einem ungeheuren Gefolge, diesen dann in folgender Ordnung: zwei österreichische Grenadier-Ba-

taillone, zwei österreichische Infanterie-Bataillone des III. Armee-Corps, zwei würtembergische Bataillone, zwei östersterreichische Grenadier-Bataillone. Sämmtliche Infanterie der russischen und preussischen Garden. Die schwere Cavallerie dieser Garden machte den Schluss.

Mögen dann einzelne Rufe den Kaiser Alexander bezeichnet haben, was ich mich nicht erinnere, allein im Ganzen wurde nur gerufen: *Vivent les Alliiés, vivent les Bourbons!*

Wir, Karaczay und ich, wurden von den Neugierigen beinahe zerrissen, es ging so weit, dass die elegantesten Damen uns den Fuss aus dem Steigbügel zogen, um zu uns auf's Pferd zu steigen, uns zu umarmen. Das Sonderbarste ist, dass die unbändigsten Pferde dabei wie die Lämmer standen. Ich ritt ein solches, welches immer beim Aufsitzen höchst unruhig war; als wir dann von der Barriere von Pantin über die nördlichen Boulevards die Eliseeischen Felder erreicht hatten, und hier die Monarchen die ganze Masse der Truppen vor sich vorbeidefiliren liessen, wir indessen abgesessen waren, bat eine Dame um die andere auf den Sattel steigen zu dürfen, um die Monarchen zu sehen, und mein unbändiges Pferd rührte sich nicht.

Die Einnahme von Paris machte dem Krieg ein Ende; durch eine Proclamation der provisorischen Regierung vom 3. April hatte diese die französische Armee ihres Eides gegen Napoleon entbunden; in Folge derselben hatte der Marschall Marmont mit dem Feldmarschall Fürst Schwarzenberg eine Uebereinkunft getroffen, vermög welcher er mit seinem Corps zur provisorischen Regierung übertrat, mit der Bestimmung, dass er am 5. mit Anbruch des Tages durch die Linien der Alliirten oder vielmehr an ihnen vorbei über Fresnes nach Versailles, und von da über Poissy und Meulan nach Nantes marschiren sollte.

Eine sonderbare Ironie des Geschickes war es, in Bezug auf Marmont, dass Napoleon, die von ihm am 4. nach-

mittags um 3 Uhr in Fontainebleau unterzeichnete Thronentsagung zu Gunsten seines Sohnes, durch den Herzog von Vincenza und die Marschälle Macdonald und Ney nach Paris schickte, und diesen den Auftrag gab, den Marschall Marmont mit dahin zu nehmen, um diese Entsagung bei den alliirten Monarchen annehmbar zu machen. Dieser war daher in keiner geringen Verlegenheit, als die Marschälle auf ihrem Wege nach Paris bei ihm in Essonne gegen Abend einsprachen, und ihm den Auftrag Napoleon's bekannt machten, für dessen Plane er sich verwenden sollte, nachdem er ihm schon entsagt und an die neue Regierung übergegangen war.

Ueberzeugt, dass die drei Personen seine Gesinnungen nicht theilten, daher auch seinen schon gethanen Schritt nicht billigen würden, blieb ihm, um denselben an diese nicht zu verrathen, nichts übrig, als sich an sie zur Reise nach Paris anzuschliessen. Bevor er aber abreiste, gab er dem General Nansouty, dem ältesten Generalen nach dem Marschall im Corps, der mit noch einigen andern Generalen mit ihm einverstanden war, den Befehl, vor seiner Zurückkunft von Paris mit dem Corps, dessen Aufbruch auf den 5. Morgens bestimmt war, nichts weiter zu veranlassen. Indessen erhielt Nansouti nicht lange nachdem die Marschälle abgereist waren, den Befehl Napoleon's, auf der Stelle nach Fontainebleau zu kommen; dieser argwöhnte nun, Napoleon habe von dem Vertrage Marmont's mit Schwarzenberg Kenntniss erhalten, und wolle ihn dafür zur Rechenschaft ziehen. Um nun für die Wissenschaft, die er davon hatte, jeder Verantwortung bei Napoleon auszuweichen, sperrte er alle Verbindung mit Fontainebleau, brach mit dem Corps lange vor Tagesanbruch am 5. April von Essonne auf, und zog über Fresnes an der Linie des fünften und sechsten Armee-Corps vorbei nach Versailles.

Um in Kenntniss der Bewegungen dieser Truppen zu bleiben, nachdem sie die Linie der Alliirten passirt hatten, weil man doch nicht recht wusste, ob man ihnen trauen

könne, ihre Stärke da sie durch die Division Souham eine Vermehrung erhalten hatten, auch nicht bekannt war, hielt es der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg für nöthig, sie unter irgend einem Vorwande von einem verlässlichen Officier begleiten zu lassen. Der Vorwand ward darin gefunden, dass ein Hauptmann des Generalstabs dem Corps als Führer auf seinem Marsche dienen sollte. Die dem Chef des Generalstabs Grafen Radetzky überlassene Wahl fiel auf mich. Zugleich war bestimmt worden, dass die russische Cürassier-Brigade Baron Stael, dem Corps Marmont's auf kurze Distanz folgen, und selbes auf einige Stationen begleiten sollte.

Da das Corps früher als angenommen, aufgebrochen, ich auch den Befehl erst erhalten hatte, als das Corps schon seit 6 Stunden abmarschirt war, musste ich allein nachreiten, und konnte das Corps erst Nachts in Versailles einholen. Schon herwärts Fresnes begegneten mir einzelne polnische Lanciers und kleine Trupps von diesen, die im gestreckten Rosseslaufe gegen Fontainebleau zurückjagten. In Fresnes selbst, wo das Corps Mittag gehalten hatte, erfuhr ich, dass die Truppen grosses Missvergnügen mit ihrem Marsche geäussert hätten, indem sie ganz in Unkenntniss des Grundes ihres Marsches, von dem nicht einmal alle Generale des Corps unterrichtet waren, glaubten, nur deshalb durch die alliirte Armee gezogen zu sein, um mit den Oesterreichern sich zu vereinigen, den Kaiser Napoleon auf dem Thron zu erhalten.

Es ging schon gegen Mitternacht, als ich in Versailles ankam; tiefe Stille herrschte in der Stadt, die durch Licht beinahe an allen Fenstern erleuchtet war. Die Truppen, ermüdet von dem starken Marsch, gestärkt durch den guten Empfang, den sie von den geängstigten, gut royalistisch gesinnten Versaillern erhalten hatten, lagen im tiefen Schlafe, nur die Schildwachen bei den auf dem grossen Platze aufgefahrenen 16 Geschützen, der ganzen Artillerie Marmont's — Koch in seiner Geschichte gibt deren 48 an

— gingen monoton an ihren Posten auf und ab. Einzelne wenige Bürgergruppen unterhielten sich auf der Strasse, in grosser Besorgniss, wie es schien, um den morgigen Tag. Auf eine dieser Gruppen zureitend, wurde ich mit dem Rufe: *Ah Monsieur l'alliié!* empfangen; als ich mich um die Wohnung des russischen Generalen erkundigte, an den mich Radetzky eigentlich angewiesen hatte, begleitete mich einer der Bürger dahin, und erklärte mir unterwegs die Ursache ihrer Besorgnisse für den kommenden Tag. In Versailles hatte man schon früher, vor dem Einrücken des Marmont'schen Corps, die weisse Kokarde aufgesteckt, als nun dasselbe einmarschirte, traten einzelne Officiere aus Reih und Glied, und spiessten mit ihren Degen den Bürgern die Hüte vom Kopfe, und nur mit Mühe konnte General Nansouti die Ruhe erhalten. Mich bei dem General Stael meldend, äusserte auch dieser Besorgnisse für den nächsten Tag; trug mir auf mich einquartieren zu lassen, und beim ersten Trompetenstosse am folgenden Morgen mich bei ihm einzufinden.

Früh vor Anbruch des Tages, als noch kaum der Morgen graute, wurde ich nicht durch die Trompete, sondern durch Flinten- und Pistolenschüsse unter meinem Fenster aus dem kurzen Schlafe geweckt, dem ich mich angezogen auf einem Ruhebette hingegeben hatte. Ich eilte, mich zu dem russischen Generalen zu begeben, als meine Wirthe, gute Royalisten wie ich schon am Abend erfahren mit dem Antrage eintraten mich zu verbergen; doch mich rief's zum Generalen Stael.

Auf die Strasse getreten, fand ich ein unentwirrbares Chaos. Truppen aller Gattungen zogen aufgelöst in jeder Richtung durch die Stadt; von allen Seiten fielen Gewehr- und Pistolenschüsse, vor deren Kugeln mich wohl nicht die weisse Binde um den Arm, vielleicht nur das weisse Taschentuch, das ich in der Hand hoch wehen liess, schützte. Ein fürchterlicher Lärm durchtobte die Stadt. Niemand gehorchte den Befehlen, dem Zureden der Officiere, es

herrschte die grösste Insubordination und Alles rannte den Thoren zu. Auf meinem Wege zum General Stael musste ich an der grossen Cavallerie Kaserne vorüber, in welche dieser General — unüberlegterweise, mitten im Bereiche, des schon vom vorigen Tage her wenig Vertrauen erregenden feindlichen Armeecorps — seine Brigade hatte einquartieren lassen. Hier standen die französischen Kanonen gegen die Eingänge der Kaserne gerichtet, neben ihnen die Kanoniere mit brennenden Lunten, was einen traurigen Ernst ahnen liess, wobei es noch tröstend war, die russischen Schildwachen an den Thoren mit gezogener Klinge ruhig und gelassen vor den Mündungen der Kanonen, die vielleicht mit Kartätschen geladen waren, hin und her gehen zu sehen.

General Stael, der seinen Adjutanten in die Kaserne geschickt hatte, welcher nicht zurückkam, daher wahrscheinlich von den Franzosen zurückbehalten worden war, befand sich in nicht geringer Verlegenheit. Mein glückliches Durchkommen zu ihm beseitigte bei ihm jedoch jede Besorgniss für seine Person, als ich ihm den Vorschlag machte, uns zu dem französischen Commandirenden zu begeben, den wir in gleicher Verlegenheit fanden, und der sich nicht zu rathen wusste; nach einiger Ueberlegung wurde beschlossen, dass ich nach Paris reiten, den Oberbefehlshaber von der Lage der Dinge in Kenntniss setzen sollte, um durch diesen den Marschall Marmont zur Reise nach Versailles zu veranlassen. Ich kam glücklich wieder in mein Absteigequartier, indem die Unordnung dadurch etwas gemildert war, dass ein Theil der Meuterer schon die Stadt verlassen hatte. Gegen die Protestation meiner Wirthe, die unsere Pferde schon versteckt hatten, stieg ich zu Pferde, und ritt getrost und ungefährdet, wiewohl allseitig betrachtet, den Barrieren von Paris zu. Hier standen vielleicht 200 Mann Jäger zu Pferde, die einzige geordnete Truppe, die ich gesehen, vor ihnen ein General — Lacoste wenn ich nicht irre — mit mehreren Officieren.

Ich ritt auf sie zu, sagte ihnen, ich sei als Parlamentär vom Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg an den Marschall Marmont gesendet, da ich ihn in Versailles nicht gefunden, und nach Paris zurückkehren müsse, so bäte ich um eine Sauvegarde, bis über das Weichbild der Stadt hinaus. Nach kurzem Besinnen liess der General einen Maréchal de logis mit 4 Mann hervorreiten, die mich begleiten sollten. Kaum eine Viertelstunde von der Stadt entfernt, glaubte ich ohne Gefahr weiter reiten zu können, da ich auf der Strasse nur Infanterie fand, die ihre Gewehre weggeworfen und ruhig weiter zog; um nun in meinem Weg nicht aufgehalten zu werden, beurlaubte ich meine Escorte, indem ich dem Wachtmeister ein Goldstück reichte, um mitsammen auf meine Gesundheit zu trinken, was sie, die durch drei Monate keinen Sold erhalten, auch freundlich annahmen, und ritt dann was die Pferde laufen konnten gegen Paris. Die Hälfte des Weges mochte ich zurückgelegt haben, als ich von weitem her eine glänzende Carosse mit sechs Schimmeln bespannt gegen mich nahen sah. Bekannt mit dem Pompe in welchem die französischen Marschälle einher zogen, ahnte ich den Marschall Marmont in dieser von Gold an Wagen und Pferden strotzenden Equipage, gab dem Vorreiter ein Zeichen zum Anhalten, näherte mich dem Wagenschlage, und gab dem Marschall — er war es wirklich — Bericht von den Vorfällen in seinem Corps. Je länger ich sprach, desto höher stieg seine Ungeduld, endlich unterbrach er mich, indem er ausrief: „*Tout cela ne signifie rien: ils ne veulent que de l'argent, et je leur en apporte, adieu! en avant,*“ rief er zum Wagenschlag hinaus, und was die Pferde laufen konnten fuhr er dahin.

In Paris angekommen, meldete ich dem Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg die Vorfälle des Tages am 6., der beruhigt durch die Abreise Marmont's nach Versailles, mich zum Fürsten Wolkonsky schickte, um auch den Kaiser Alexander von dem Ereigniss in Kenntniss zu setzen.

Während ich mit Wolkonsky sprach, trat der Kaiser aus seinem Appartement auf uns zu; ich musste den Bericht wiederholen, und als ich geendet, befahl mir der Kaiser zum französischen Kriegsminister Dupont zu gehen, und ihm zu sagen, dass er dem Kaiser mit seinem Kopf dafür stehe, dass keine Seele des marmontischen Corps nach Paris komme, und dass er Geld schaffe um den Truppen den rückständigen Sold — es hiess von drei Monaten — zu bezahlen.

Ich eilte nun in einem Fiakre zum Faubourg St. Germain, zum Kriegsminister, wo der Portier mir den Eingang versagen wollte, unter dem Vorwande, der Minister empfange Niemanden. „*Je viens de la part de l'empereur Alexandre*“ donnerte ich ihm entgegen, da riss er so an der Glocke, dass ich den Minister, bis ich über den Hof zum Corps de Logis des Palastes kam, schon auf der Schwelle des Eingangs fand; durch eine Menge Zimmer in sein Cabinet geführt, entledigte ich mich meines Auftrags, nachdem ich ihm vorher die Ereignisse von Versailles erzählt hatte. „*Mon dieu! mon dieu! que faire!*“ rief er, indem er seine Hände über dem Kopfe zusammen schlug. Als er sich dann gefasst, sagte er mir: „*Dites à sa Majeste, que ma tête est à ses pieds, au reste je ferai tout ce que je pourrai, pour obéir à Sa Majesté.*“

Nachdem ich dem Fürsten Wolkonsky und dem Feldmarschall Bericht erstattet, fragte ich mich um die weitern Befehle an, ob ich noch einmal zum Corps Marmont's zurück zu kehren habe; der Fürst wies mich hierüber an Radetzky.

Von diesem wurde ich nicht sehr freundlich mit der Frage empfangen: „Warum haben Sie Ihren Posten verlassen?“ Er war bald besänftigt durch die Erzählung des Vorfalles, fand es aber für nöthig, dass ich wieder zu Marmont zurückkehre; was nur mittels Postpferden geschehen konnte. Ich verliess in der Nacht Chevilly, wo eigentlich unser Hauptquartier stand, und erreichte das

französische Corps am 7. April in Mantes. Gleich nach meinem Abgehen von Versailles am 6. früh war, ich weiss nicht auf wessen Veranlassung, Generalmarsch geschlagen worden, und als Marmont ankam, stand der noch übrige Rest des Corps zum Abmarsch bereit, welches sodann nach Meulans marschirte; Marmont kehrte nach Paris zurück. Am 7. erhielt ich mittels Courier folgenden Befehl Radetzky's, noch vom 6. datirt von Chevilly:

„Auf den von Euer Hochwohlgeboren an Se. Durchlaucht den commandirenden Feldmarschall erstatteten Bericht von heute früh, kann ich Sie nur auf die Ihnen gestern gegebene Instruction verweisen, indem nicht zu zweifeln ist, dass bis jetzt von dem neuen Gouvernement dem Herrn Marschall Marmont die nöthigen Verhaltungsbefehle werden zugekommen sein.

„Da ohnehin am linken Seine-Ufer sich ganz und gar keine feindlichen Truppen befinden, und daher auf jeden Fall der Rückmarsch über Pontoise genommen werden könnte, überdies aber doch die Begleitung dieser Truppen bis auf diese Strecke um so nothwendiger wird, als ihre Gesinnungen zweideutig erscheinen, so kann es nicht davon abkommen, dass Sie diese nicht noch zwei Märsche weiter begleiten sollten.

„Indessen erhält unter Einem der Feldmarschall Graf Barklai die Weisung, sogleich zur Sicherstellung des Rückmarsches des Generals Staël, die Brücke von Pontoise zu besetzen.

Radetzky m. p.
F. M. L.“

Als ich zurück zum Corps gekommen, mich beim General Nansouty meldete, da Marmont wieder nach Paris geeilt war, fand er es für gut mir einen Stabsofficier als Sauvegarde zuzutheilen, ein Beweis, dass die innere Unruhe im Corps noch nicht vollkommen gestillt war. Ich blieb beim Corps bis Louvier, von wo ich am 9. abberufen, in's Hauptquartier in St. Cloud einrückte. Die russi-

sche Cürassier-Brigade war in Meulans stehen geblieben, und kehrte am 8. über Pontoise zum sechsten Armee-Corps zurück.

Dies ist die gewissenhafte Erzählung dessen, was sich bei dem Corps des Marschall Marmont in den ersten Tagen des April zutrug.

Wenn dann Marmont in seinen Memoiren erzählt, er habe am 3. April, nachdem er die Nachricht von dem am 2. Abends von der provisorischen Regierung in Paris gefassten Beschluss erhalten, durch welchen Kaiser Napoleon seines Thrones entsetzt, und das Volk wie die Armee von ihrem Eide entbunden worden, seine Generale zusammen gerufen, und ihnen die Pariser Nachrichten der Ereignisse vorgelegt, die sich dann einmüthig entschieden hätten, die provisorische Regierung anzuerkennen, und sich zur Rettung Frankreichs mit ihr zu vereinigen; so glaube ich als ganz bestimmt versichern zu können, dass diese Angabe Marmont's jeder Wahrheit entbehrt, indem der mir als Sauvegarde beigegebene französische Stabsofficier mich versichert hat, dass nur drei Generale, über die nämlich Marmont sich wahrscheinlich eines nähern Einflusses bewusst war: Nansouty, Bourdesoulle und Lacoste, und zwar erst am 4., nachdem Marmont an diesem Tage mit dem Fürsten Schwarzenberg in Paris den Vertrag über den Uebertritt mit seinem Corps zum provisorischen Gouvernement abgeschlossen hatte, von der Sache in Kenntniss gesetzt worden seien.

Wenn Marmont ferner sagt, eine Convention sei nicht geschlossen, sondern die früher verabredete wieder gekündet worden; so wird das Bestehen eines solchen Vertrags durch folgende Thatsachen erwiesen: Erstens enthielt der Vertrag die Bestimmung, dass das Corps Marmont's am 5. April mit dem Beginnen des Tags von Essonne aufbrechen und über Fresnes diesen Tag nach Versailles marschiren sollte, wobei es nothwendig an der Aufstellung des rechten Flügels der Hauptarmee, dem fünften und sechsten

Armee-Corps vorüber ziehen musste. In meiner Erzählung ist die Thatsache angegeben, dass das Corps den angeführten Weg wirklich genommen hat. Würde das fünfte und sechste Corps die Franzosen ruhig haben vorüberziehen lassen, wenn dies nicht durch einen Vertrag zwischen Schwarzenberg und Marmont wäre vorgesehen worden?

Der zweite Beweis liegt in der ferneren Anordnung des Fürsten Schwarzenberg, dass die Cürassier-Brigade des Generals Staël, den äussersten rechten Flügel des sechsten Armee-Corps bildend, hinter den französischen Truppen schliessen sollte, theils um die Nachzügler nachzutreiben, theils um gewiss zu sein, dass das Corps den vorgeschriebenen Marsch einhalte. Hat dann Marmont, am 4. mit den Marschällen in Paris angekommen, sein Erstes, wie er sagt, sein lassen, den Feldmarschall Fürst Schwarzenberg anzugehen den Vertrag, der durch die Abdication Napoleon's überflüssig geworden, aufzulösen, so ist das sehr denkbar, aber auch ebenso ein Beweis, dass ein Vertrag abgeschlossen worden war, und nur Marmont's böses Geschick ihm in dem Befehle Napoleons an Nansouty, den fatalen Streich spielte, dass die Ausführung des Vertrags gegen Marmont's Willen statthatte.

Im Allgemeinen erhält man in dem ganzen Vorgange den Eindruck eines heimlichen versteckten Verfahrens Marmont's, das geeignet war, Officiere und Mannschaft irre zu führen, welches sich auch in den Erzählungen der Einwohner von Fresnes zeigt, deren ich erwähnt habe. Uebrigens scheint der Schluss nicht ungerecht, dass Marmont, indem er eine verlorene Sache aufgibt, und seinem Vaterlande noch wenigstens etwas aus dem Schiffbruche retten will, eigentlich mehr an sich selbst, als an das Vaterland gedacht hat, um sich in der Ueberzeugung, dass der Stern Napoleon's für immer erloschen sei, bei der neuen siegreichen Gewalt einen gewissen Dank zu erwerben.

Wenn aber Napoleon und seine Anhänger des Kaisers Unglück dem Vertrag von Essonne aufbürden, und Marmont deshalb einen Verräther nennen wollen, so ist das, die Thatsache an und für sich genommen, beinahe lächerlich, denn der Marsch des Marmont'schen Corps in die Normandie hat der Sache Napoleon's nichts zu- und nichts abgethan; der Sturz Napoleon's und seiner Dynastie war von den Alliirten ein für allemal beschlossen, diesen Entschluss zu ändern war Napoleon mit und ohne Marmont nicht mehr im Stande; was aber den moralischen Punkt in dem Benehmen des Marschalls Marmont betrifft, darüber wird einst die Geschichte ihr Urtheil sprechen.

Von der Begleitung des Corps des Marschalls Marmont zurück, war ich kaum im Hauptquartier zu Saint-Cloud warm geworden, als mich ein neuer Auftrag traf. Sobald die Abreise Napoleon's nach der Insel Elba festgesetzt war, wurden zwei Hauptleute des Generalstabs, Hartlieb (jetzt Feldzeugmeister in Pension) und ich für diese Reise bestimmt, der eine sollte die Reiseroute durchziehen, welche Napoleon bis an's Meer berühren würde, der andere die Garden führen, welche bestimmt waren dem Kaiser auf Elba zu folgen. Da mir zufällig der Befehl früher zukam als dem Hauptmann Hartlieb, so erhielt ich den ersten der beiden Aufträge, nämlich die Strasse zu bereisen, welche Napoleon von Fontainebleau aus nehmen würde.

Dieser Auftrag bestand dann darin, erstens den Kaiser in den für ihn bestimmten Nachtstationen anzusagen; zweitens die Nachtstationen, welche noch in den Bereich der Dislocation der alliirten Armee fielen, mit einer Ehren- oder Sicherheitswache zu besetzen. Zu diesem Behuf erhielt ich eine vom Feldmarschall Fürst Schwarzenberg unterzeichnete offene Ordre, mit welcher die verschiedenen Abtheilungs-Commandanten, in deren Bereiche die für Napoleon bestimmten Nachtstationen auf seiner Reise über Lyon, bis soweit als der Rayon der alliirten Armee reichte, lagen, angewiesen waren die nöthige Garnison von einem

Bataillon-Infanterie oder Jäger, einer Division Cavallerie und einer Cavallerie-Batterie zu stellen. Im ganzen Armee-Rayon fand ich keinen Anstand, ausser in Auxerre, wo der Commandant einer leichten Cavallerie-Division sein Hauptquartier hatte. Es war gerade Mitternacht als ich dort ankam, und der Eile der Sache wegen, den Herrn Commandanten in seiner Nachtruhe stören lassen musste. Der bei der Division zugetheilte Hauptmann Ramberg (gestorben als Feldmarschallieutenant) übernahm dies Geschäft, kam aber bald zurück mit der Antwort: der Divisions-Commandant weigere sich die verlangten Truppen zu benennen, weil er sich an den Styl der offenen Ordre stiess, der gewissermaassen die commandirenden Generale unter den Befehl eines Hauptmannes des Generalstabs stelle.

Mir konnte das sehr gleichgiltig sein, hatte ich doch meinen Auftrag erfüllt, durch die Vorlegung meiner offnen Ordre; ich verlangte daher nur die Bestätigung über diese Vorlegung, indem das Weitere mich nichts anging, sondern nur der Verantwortung des Divisions-Commandanten zufiel. Mein Verlangen änderte die Sache, die Truppen wurden nicht mehr verweigert, und ich zog wieder meines Weges.

Nach der Weisung, die ich erhalten, war die Route Napoleon's von Fontainebleau aus über Sens, Auxerre, Chalons und Maçon nach Lyon bestimmt, und ausser dem Armee-Rayon war ich angewiesen, in den betreffenden Nachtstationen die Ankunft Napoleons mit seiner Suite anzukündigen. Sobald ich diesen Rayon verlassen, war meine Reise vorzüglich bei der Nacht nicht ganz gefahrlos, der französischen Deserteure wegen, die überall mit den Partisans gemeinschaftliche Sache machten. So wollte z. B. der Postmeister von Saulieu, als ehrlicher Mann, mich durchaus in der Nacht nicht weiter befördern, weil ich einen Wald zu passiren hatte, von dem er wusste, dass er mit Partisans besetzt war, und sicher glaubte, dass ich angepackt werden würde. Da ich mich aber durchaus

nicht abhalten lassen wollte, so willigte er ein, unter der Bedingung, dass ich Hut und Mantel eines Postillons nehme, durch die verdächtige Strecke des Waldes die Pferde leiten und er als Passagier im Wagen sitzen würde. Und so geschah es; richtig wurden wir im Walde angehalten, allein da der Postmeister den Partisans, lauter Bewohner der Gegend, genau bekannt war, so liessen sie uns ungehindert fahren. Noch ein Beweis der Ehrlichkeit dieses Mannes war, dass ich auf meiner Rückreise von Lyon nach Paris, die ich nur bei Tage machte, meine silbernen Anschnallsporen, die ich, um durch sie nicht verrathen zu werden, ablegen musste, und im Wagen vergessen hatte, freundlich wieder zurückgestellt erhielt.

Bei meiner Ankunft in Lyon war, wie natürlich, das Erste, mich bei dem commandirenden General der Südarmee, dem General der Cavallerie, Erbprinzen von Hessen-Homburg zu melden. „Ich bedaure Sie,“ sagte mir dieser „dass Sie den Weg umsonst gemacht haben, denn der Kaiser Napoleon wird Lyon nicht berühren, indem ich in diesem Augenblicke die Nachricht erhalten habe, dass er statt hieher seine Route von Fontainebleau rechts durch das Bourbonais über Montargis, Nevers, Moulins, Roanne, St. Etienne, Valence und Avignon nimmt. Rasten Sie sich einige Tage aus, besehen Sie sich Lyon, dann werde ich Ihnen wieder Briefe an den Feldmarschall mitgeben.“ Ich blieb drei Tage in Lyon, speiste täglich beim Erbprinzen, dem ich nicht genug von unsern Verhältnissen bei der Hauptarmee und von Paris erzählen konnte. Noch vor meiner Abreise hatte der Commandirende die Nachricht vom Eintreffen Napoleon's in St. Etienne.

Ich nun habe somit die moralische wie die factische Ueberzeugung, dass Napoleon auf seiner Reise nach Elba Lyon sicher nicht berührt hat, und dennoch gibt es Leute die das Gegentheil behaupten. So hat mich dann das Festbestehen auf einer unläugbaren Thatsache in einen sehr unangenehmen Conflict mit einem verehrten alten

Kameraden gebracht der mir erzählte, sein Vater sei in jener Zeit Stadt-Commandant von Lyon gewesen, und habe den französischen Kaiser in einem Wagen mit F.M.L. Baron Koller auf der Durchreise in Lyon gesehen. Da ich dann nach meiner bestimmten Ueberzeugung dahin wies, dass das nicht möglich sei, da Napoleon gar nicht damals Lyon passirt hatte, so war die höchste Erbitterung gegen mich fertig, wobei er Thiers als seinen Gewährsmann aufstellte. Dieser sagt freilich im 17. Bande seiner *Histoire du consulat et de l'empire p. 832.*

„À Lyon Napoléon avait toujours compté beaucoup de partisans, sensibles à ce qu'il avait fait pour leur ville et pour leur industrie, néanmoins il y avait aussi une portion de la population qui professait des sentimens entièrement contraires. Afin d'éviter toute manifestation on traversa Lyon pendant la nuit. Pourtant quelques cris de „vive l'empereur" accueillèrent le cortége impérial."

Allein das ist nicht wahr. Die Unzuverlässigkeit Thiers als Geschichtschreiber in seinen Angaben ist zu bekannt, als dass auf eine derselben, wie hier, ein Gewicht irgend wie zu legen sei; ich habe ihn schon in öfteren Stellen widerlegt, und darf die Leser auch daran erinnern, dass er Blücher bei dem über den Marsch nach Paris entscheidenden Kriegsrath vor Vitry zugegen sein lässt, der im nämlichen Zeitpunkte mehr als 7 Meilen von Vitry in Chalons-sur-Marne von da entfernt war. Ausserdem dass Thiers Napoleon in der Nacht durch Lyon ziehen lässt, existirt auch noch eine Broschüre als Manuscript gedruckt, welche die Angabe Thiers zu bestätigen scheint, weil ihr Verfasser der königlich-preussische Bevollmächtigte bei Napoleon für seine Reise, nämlich der Generallieutenant Graf Truchses ist; er sagt: „Napoleon blieb über Nacht in Roanne; Abfahrt am andern Tage 9 Uhr früh. Sobald die französischen Truppen ihn verlassen, hörten wir weder den Ruf: „Es lebe der Kaiser" noch sonstige Zurufe. In Moulins fingen wir an weisse Kokarden zu sehen und die Ein-

wohner grüssten uns mit: „Es leben die Alliirten". In den Strassen Lyon's, welches wir um 11 Uhr in der Nacht durchzogen, liessen einige Trupps Menschen den Ruf: „es lebe der Kaiser", erschallen."

Ferner aber sagt Graf Truchses: „Am 24. begegneten wir auf halbem Weg von Roanne nach Valence den Marschall Augereau. Bei dem Gespräche zwischen diesem und Napoleon kömmt die Frage des letztern an Augereau vor: „Wo gehst Du hin? Du gehst an den Hof? — Unterdessen gehe ich nach Lyon," antwortete dieser.

Hat nun Napoleon den Marschall Augereau auf halbem Wege von Roanne nach Valence begegnet, und dieser sagt ihm er gehe nach Lyon, so scheint es klar, Napoleon sei von Raonne geraden Weges, Lyon links lassend, nach Valence gereist, weil es sonst heissen müsste, er hätte Augereau auf halbem Wege von Lyon nach Valence begegnet; da aber ausdrücklich gesagt wird, auf halbem Wege von Roanne nach Valence, so bestätigt das, muss man glauben, meine Behauptung, Napoleon sei nicht durch Lyon gezogen; meine Ueberzeugung, dass Napoleon nicht damals durch Lyon ging, steht jedoch so fest, dass ich eher an meinem Dasein zweifle würde, als an der Wahrheit dass Napoleon Lyon damals nicht passirt hat; wenn mir gleichwohl nicht recht begreiflich ist, wie Graf Truchses das Gegentheil hat sagen können, freilich hat er die Broschüre erst viele Jahre nachher geschrieben, daher ihm die Sache nicht so erinnerlich mag gewesen sein.

Ein fernerer Beweis dafür liegt in der Weisung, die ich vom commandirenden Generalen in Lyon erhielt, die Reise bis an's Meer nicht fortzusetzen, nachdem von Valence aus schon in dieser Hinsicht gesorgt sei.

Und so kehrte ich den vierten Tag wieder in's Hauptquartier nach St. Cloud zurück, froh mich einmal ausrasten zu können. Die ganze Zeit von nun an bis zum Abschlusse des Friedens am 30. Mai 1814, waren die wirklichen Officiere des Generalstabs von den Kanzlei-

arbeiten sehr in Anspruch genommen, während die Zugetheilten Zeit und Gelegenheit hatten, sich mehr als wir in Paris umzusehen. Ich kann hier nicht an einer interessanten Anekdote mit Stillschweigen vorübergehen, welche zeigt, wie Vernunft und Glück dem Menschen oft zu Vermögen verhelfen kann, durch ein Mittel, welches jedoch, ohne Maass benützt, viel Unheil angestiftet und manchen Selbstmord veranlasst hat. Einer der zugetheilten Officiere, ein Hauptmann von 35 bis 36 Jahren, hatte sich bald nach dem Einrücken des Hauptquartiers in St. Cloud eines Abends nach Paris begeben, um sich die Spielbank im Palais royal anzusehen. Er machte den Versuch 5 Franken auf eine Karte zu setzen, und siehe da er gewinnt in der Fortsetzung des Spiels 500 Franken; zufrieden ritt er zu Hause mit dem Vorsatze sein Glück weiter zu versuchen, wobei er sich es jedoch zum Gesetz machte, immer nur 5 Franken mitzunehmen und zu setzen; wurden diese abgeschlagen, gleich wieder zu Hause zu reiten. Er hielt sich Wort, und in dieser Vorsicht begünstigte ihn das Glück in der Art, dass er nach sieben Wochen der Eigenthümer eines Capitals von 30,000 Franken geworden; er wollte nun, da er verheirathet war, sich pensioniren lassen, dies wurde aber nicht angenommen. Er diente fort und starb vor ein paar Jahren als Feldmarschall-Lieutenant und Monturs-Inspector.

Nach dem Abschlusse des Friedens wurden die Officiere des Generalstabs als Colonnenführer eingetheilt, um die Truppen in's Vaterland zurück zu führen. Mich traf es im Hauptquartier des Feldmarschalls zu bleiben, der schon am 5. Mai von der Armee Abschied genommen und nach Böhmen auf seine Güter sich begeben, das jetzt unter den Befehlen des Grafen Radetzky stand. Von Basel aus wurde ich voraus nach Wien geschickt; kaum einige Tage in Wien angekommen, wurde ich mit einer diplomatischen Mission vom Fürsten Metternich nach München und Frankfurt geschickt, die mich über 8 Wochen von Wien

entfernt hielt, während welcher Zeit der Congress schon begonnen hatte. Nach meiner Zurückkunft im Bureau des Chefs des Generalstabs beschäftigt, erhielt ich eines Tages die Weisung mich beim Feldmarschall-Lieutenant Baron Koller, dem ehemaligen Begleiter Napoleon's nach Elba von österreichischer Seite, zu melden. Von ihm äusserst zuvorkommend empfangen, kündigte er mir an, mich mit so wenig Gepäck wie möglich für eine grosse Reise zu rüsten, einstweilen meine Wohnung nicht zu verlassen, ohne anzugeben wo ich augenblicklich zu finden sei. Diese Bereitschaft dauerte ungefähr 8 Tage, dann sagte mir Baron Koller: „Sie können nun wieder auspacken, unsere Reise ist in's Wasser gefallen.“ Die Sache war nun diese. Die verschiedenen Aeusserungen Napoleon's zusammengehalten mit seinem Charakter, und mit dem bekannten Hin- und Herreisen von Gliedern seiner Familie zwischen Elba und dem Continent, hatten den Verdacht rege gemacht, Napoleon werde sich auf seiner Insel nicht beruhigen, was die Engländer beim Congresse bewog, den Antrag zu stellen, den Kaiser auf Elba aufzuheben, und ihn jetzt schon nach St. Helena zu führen. Unterstützt soll dieser Antrag von französischer und preussischer Seite geworden sein, nur Kaiser Alexander, der eigentliche Urheber des Planes, Napoleon die Spielerei eines Mignon-Kaiserreiches zu überlassen, soll sich aus seiner gewohnten Grossmuth und im Vertrauen, dass Napoleon diese Grossmuth ehren werde, dem Antrag widersetzt haben, der dann fallen gelassen worden sei.

Der Friede machte neue Eintheilungen der Officiere des Generalstabs nöthig, indem Abtheilungen derselben den General-Commanden der Provinzen beigegeben wurden, die unter einem höhern Stabsofficier des Generalstabes standen. Mich traf das Loos nach Brünn unter dem Obersten und Theresienritter Baron Fleischer mit noch einem Kameraden.

Wir sollten aber nicht lange in der Kanzlei beschäftigt bleiben, indem wir zu bald zu einer für die heranrückende Jahreszeit nicht sehr angenehmen Arbeit berufen wurden.

Im Congresse zu Wien wurden sehr ernstliche Gegenstände verhandelt. Preussen bestand hartnäckig darauf ganz Sachsen sein zu nennen, und es verlautete, dass in Preussen, besonders in Schlesien Rüstungen statt fänden, die darauf hindeuteten, diese Idee mit Gewalt durchzusetzen. Wenn man nun von österreichischer Seite einem solchen Projecte keinen grossen Glauben beimessen durfte, so mochte man es jedoch passend finden, durch eine Art Demonstration zu erkennen zu geben, dass man die Sache nicht unbemerkt gelassen habe. Es wurden daher die Generalstabs-Abtheilungen in Böhmen und Mähren beauftragt, Situations - Recognoscirungen und Aufnahmen von Stellungen gegen die preussische Grenze vorzunehmen. Mich traf das Loos in den Monaten December 1814 und Januar 1815 im tiefsten Schnee das Sudeten-Gebirge gegen die schlesische Grenze von Johannesberg bis gegen Troppau zu bereisen. Wer das Reisen im Winter im hohen Gebirge auf ungebahnten Wegen kennt, der wird ungefähr das Angenehme beurtheilen können, das mit meiner Arbeit verbunden war, deren Anordnung man in einer solchen Jahreszeit unsinnig nennen könnte; allein es war ja nicht um die Sache selbst, sondern um eine Demonstration zu thun, die sich später als unbegründet und durch falsche Nachrichten gewisser vertrauter Reisenden hervorgerufen zeigte.

Während man in Wien den Himmel voller Geigen hängen sah, war bei mir nicht einmal an eine Erholung zu denken, indem mein Chef so streng auf die Fortsetzung meiner Arbeit hielt, dass ich nur incognito Brünn an einem Balltage besuchen, und den Ball selbst nur in der Maske geniessen konnte. Allein ich erhielt bald einen Ersatz dafür, denn in den ersten Tagen des Februars wurde ich mittels Courier von meiner Arbeit ab und nach Troppau

zum dortigen Militär-Commandanten Feldmarschall-Lieutenant Baron Wimpfen (gestorben als Feldmarschall) berufen, und zwar aus folgenden Gründen: Ich habe erwähnt, dass die Demonstration im schlesischen Gebirge durch Nachrichten hervorgerufen worden, die sich später, und zwar durch mich als falsch erwiesen. Baron Wimpfen erklärte mir, dass er den Auftrag habe mich zu fragen, ob ich mich entschliessen könne incognito eine Reise durch Preussen zu machen, die sich vielleicht bis Berlin ausdehnen könnte, für's Erste sich aber nur auf Schlesien beschränken würde, ferner wurde ich gefragt, ob ich in Schlesien keine Bekanntschaft habe, die mir die ostensible Ursache an die Hand geben würde, meine Reise weiter über Breslau hinaus auszudehnen? Die erste Frage beantwortete ich damit, dass ich erklärte zu jedem Auftrage bereit zu sein, wenn ich ihn als Soldat in Uniform ausführen könne. Baron Wimpfen gestand das um so mehr zu, als mit meiner Reise zugleich der Auftrag verbunden sei, ein Handschreiben Sr. Majestät des Kaisers an den in Königsberg gefangen gehaltenen König von Sachsen zu übergeben. Es war nämlich im Congresse zu Wien von Oesterreich der Antrag gemacht worden, den König von Sachsen aus seiner Gefangenschaft zu entlassen, und ihn einzuladen nach Wien zu kommen. Allein Preussen protestirte gegen dessen Gegenwart in Wien, und so wurde dann beschlossen, er möge ohne Wien zu berühren, seinen einstweiligen Aufenthalt in Pressburg nehmen. Das Schreiben welches ich ihm zu übergeben hatte, enthielt diese Einladung; wobei bemerkt wurde, dass ich dazu die Durchreise des Königs durch Breslau benützen sollte.

Was dann die Frage über eine allfällige Bekanntschaft in Preussisch-Schlesien betrifft, so traf es sich gut, dass ich von früherer Zeit her den Fürsten Hatzfeld in Trachenberg kannte, wo ich einige Monate des Jahres 1802, als er seine Besitzungen am Rhein besuchte, auf dem

Schlosse Alner, wie früher schon erwähnt, bei ihm zugebracht hatte.

Fürst Hatzfeld, der jüngste von fünf Brüdern als Graf Hatzfeld, war bevor die Franzosen das linke Rheinufer besetzten, Hauptmann in der Leibgarde des Churfürsten von Köln, und war durch den Tod seiner zwei ältern Brüder, und den geistlichen Stand der beiden andern, von denen der eine Domherr in Mainz, der andere in Speyer war, zur Fürstenwürde gelangt; im genannten Jahre hatte er seine Herrschaften am Rheine übernommen, und bei dieser Gelegenheit meinen Vater in Bonn besucht; ich war im Herbste vorher von der Universität Münster als absolvirter Jurist zurückgekommen, als man gerade damals die Ausdehnung des französischen Conscriptions-Systems auf die eroberten Provinzen erwartete. Die Besorgnisse meines Vaters für mich in dieser Hinsicht veranlassten den Fürsten meinem Vater vorzuschlagen, mich pro forma als Secretär in Dienst zu nehmen, und mich durch einen preussischen Pass vor der französischen Conscription sicher zu stellen, wie er mich dann auch gleich mit sich nach Schloss Alner mitnahm. Ich brachte zwar drei sehr angenehme Monate beim Fürsten zu, wo ich von ihm wie von der Fürstinn, einer schönen 22-jährigen Blondine — der Fürst war wenigstens 50 Jahre alt — einer Tochter des damals allmächtigen Staatsministers Grafen Schulenburg-Kehnert, ohne einen Dienst zu verrichten, als ein Gast auf die herablassend-freundlichste Weise behandelt wurde, und allen Unterhaltungen und sehr schönen Jagden beiwohnte. Bei der Abreise des Fürsten wollte er mich mitnehmen um mich im preussischen Dienste unterzubringen, allein ich hatte die Preussen in Münster kennen gelernt, und mein rheinländischer Sinn einigte sich nicht mit dem preussischen, er stand vielmehr immer in der Richtung nach Oesterreich, und es gelang mir und meinem nach mir folgenden Bruder im October 1802, der Conscription, die gerade in Anwendung gebracht werden sollte, zu entgehen, und Wien zu

erreichen. Ich erzählte dem Baron Wimpfen diese Umstände, der mir dann die eigentliche Ursache meiner Sendung erklärte, und zwar war diese durch allarmirende Nachrichten hervorgerufen, die ein unter dem Titel eines Landrechtspräsidenten in Schlesien mit 4 Postpferden herumreisender Vertrauter, der österreichischen Regierung gemeldet habe, nach denen es hiess, dass die Festungen verproviantirt und in Vertheidigungsstand gesetzt würden, als wenn man sich auf einen Angriff von österreichischer Seite gefasst mache, dass Truppen-Versammlungen an verschiedenen Orten Statt hätten, und in Brieg sogar 4 Bataillone Russen eingerückt seien. Ueber diese Gegenstände Gewissheit zu schaffen, dazu war ich bestimmt. Um nun auch in Orten Eintritt zu nehmen, wo die Uniform auffallend gewesen, fand Baron Wimpfen es nöthig, mir einen vollständigen Civilanzug zu verschaffen, was meine Abreise nach Breslau um einen Tag verzögerte.

Wer sich jener Zeit erinnert, dem ist es nicht unbekannt, dass man nach dem Kriege überall einquartierte russische Officiere oder Beamte fand, die sich unter verschiedenen Vorwänden in Deutschland, in Preussen und Oesterreich aufhielten, und oft sehr zweideutige Personen waren. Hier ein Beispiel.

F. M. L. Baron Wimpfen hatte mich in gewohnter Zuvorkommenheit für den Abend in seine Loge im Theater eingeladen. Der erste Act des Schauspiels war noch nicht vorüber, als sich die Logenthüre öffnete und ein russischer General hereintrat, um dem Militär-Commandanten seine Ankunft anzuzeigen. Baron Wimpfen lud ihn ein, der Vorstellung bis zu Ende beizuwohnen, was er auch annahm. Während dem zweiten Acte bemerkte der russische General in einer Nebenloge einen jungen Mann in russischem Uniform-Ueberrock ohne weitere Distinctionszeichen nur hatte er den russischen Wladimirorden um den Hals. Da diese Classe des Ordens in Russland nur an die Obersten verliehen wird, die Jugend des Mannes nicht recht

mit dieser Charge übereinstimmte, ersuchte mich der russische General nach vollendetem Acte, den jungen Mann zu veranlassen, herüber in die Loge zu kommen. Er folgte mir zögernd, und bei dem Examen, welches der General mit ihm anstellte zeigte es sich, dass er sich als Verpflegsofficier zu erkennen gab; auf die Frage, woher er den Orden erhalten, den er nach der dritten Classe trage, war seine Antwort: er habe zwar nur die 4. Classe, aber es sei so bequemer.

Der General, der wahrscheinlich im Theater kein Aufsehen machen wollte, ersuchte den jungen Mann, dem er seine Wohnung angab, ihn am folgenden Tage zu besuchen, wer aber noch in der Nacht mit der Post verschwunden war, das war der junge Mann. Es war dieser wohl einer jener Hunderte vielleicht Tausende junger Russen, die unter allerlei Gestalten, als Officiere oder Militärbeamte, ganz Deutschland überschwemmt hatten, und sich nicht allein füttern, sondern sich auch mit allem Nöthigen versehen liessen, alle mit Marschroute ausgestattet, denen auch die Stations- und Etappen-Commandanten nicht zu widersprechen wagten, deren Unverschämtheit oft jede Grenze überstieg, und die, wie es schien von der russischen Regierung begünstigt wurden.

Am dritten Tag früh Morgens verliess ich Troppau, und erreichte Mittags die Festung Neisse. Im Civilkleide reisend, hatte ich mir vorgenommen so die Festung anzusehen; allein die erste Schildwache, an der ich auf dem Walle vorübergehen wollte, stellte mich, und rief auf den nächsten Unterofficiersposten, der mich höflich fragte, wer ich sei. Einsehend, dass hier kein Läugnen nütze, sagte ich ihm wer ich sei, und ersuchte Jemand mit mir in den Gasthof zu schicken in dem ich abgestiegen, der mich dann nachdem ich die Kleider gewechselt, zum Festungs-Commandanten begleiten sollte. So geschah es! Der Festungs-Commandant, ein General Ziethen, empfing mich freundlich, und da ich durch Vorzeigung des kaiserlichen

Handschreibens an den König von Sachsen jeden Verdacht entfernt hatte, und er den Versuch die Festung anzusehen nur meiner Neugierde zuschrieb, gab er mir nachdem ich früher auf seine Einladung das Mittagmal bei ihm eingenommen, da er wegen seinen Wunden schlecht zu Fusse war, seinen Adjutanten mit, mit dem Auftrage mir die ganze Festung zu zeigen. Da fand sich's dann, dass im Ganzen nur 16 schwere Belagerungsgeschütze vorhanden, indem die ganze Metalldotation der Festung in Feldgeschütze umgegossen worden war, dass beinahe gar keine Munition vorräthig, und der Bedarf an Lebensmitteln gerade auf ein paar Monate für die kleine Garnison, die nur aus zwei oder drei Bataillonen Landwehr bestand hinreichte; auch sah ich nirgends eine Vorkehrung, die auf Verbesserung der Werke, die durch die Zeit ziemlich verwittert waren, hingedeutet hätte; ich sah daher ein dass in Bezug auf die Festung Neisse, also wahrscheinlich auch auf die andern, die Nachrichten des Vertrauten nur Schwindeleien von Seite seines Eigennutzes waren, um mehr und länger die Gehühren zu beziehen.

Den Abend dieses Tages brachte ich sehr angenehm in Gesellschaft der Familie des Festungs-Commandanten zu, in der sich ein paar sehr liebenswürdige Mädchen befanden. Damals hätte ich nicht gedacht, mit diesen Damen noch im nämlichen Jahre an einem andern Orte zusammen zu kommen; ich fand sie nämlich im Monat Juni 1815 im Bade zu Kanstadt im Königreich Würtemberg wieder, wo die Mutter das Bad brauchte, und ich bei dem Reserve-Corps-Commandanten dem General der Cavallerie Erzherzog Ferdinand von Este, als Chef des Intrinsecums des Generalstabs eingetheilt war, der sein Hauptquartier in Kanstadt hatte. Noch in der Nacht erstattete ich zur Beruhigung an den F. M. L. Baron Wimpfen, unter einer dritten Adresse einen detallirten Bericht über das was ich gesehen, und gab denselben beim Pferdewechsel in Grottkau auf die Post.

In Breslau angekommen, war mein erstes mich in Parade zu dem dort commandirenden Generalen der Infanterie Grafen York zu begeben, mich bei ihm dienstmässig zu melden, ihn mit meiner Mission an den König von Sachsen bekannt zu machen, und mich um Nachricht über den Tag seiner Ankunft zu erkundigen. Unerwartet freundlich von dem Generalen aufgenommen, gab er mir kund, dass der König durch Unwohlsein zurückgehalten, daher der bestimmte Tag seiner Ankunft noch nicht bekannt sei. Kaum zu Hause gekommen erschien ein Adjutant York's bei mir, mich auf den andern Tag bei dem Generalen zum Essen einzuladen; ich erschien natürlich, fand eine Tafel von 24. Couverts und die Versammlung der ersten Personen Breslau's, wobei der General mir die rechte Hand gab. Während einem augenblicklichen Stillstand im Essen, fragte mich der General: „Sagen Sie mir, Herr Hauptmann, was sind Sie für ein Landsmann? Sie sind kein Oesterreicher man hört's an Ihrer Sprache?" „Oesterreicher mit Leib und Seele", antwortete ich, „wenn auch kein geborner!" „Nun wo sind Sie denn geboren," fragte er weiter. „In Bonn am Rhein," sagte ich! „Da sind Sie ja ein Preusse!" erwiderte er, „da muss man Sie reclamiren!" Se. Majestät der König antwortete ich, würde wenig gewinnen, an einem einzelnen unbedeutenden Individuum wie ich." „Wenig oder viel," sagte er, „das gilt gleich, Oesterreich ist zu mächtig, dem muss man schaden wo man kann!" Wer erkennt in diesen Worten nicht den Zeitgenossen Friedrich II. den wahren Preussen? Leider dass solche Gesinnungen bei Hoch und Niedrig in Preussen auch noch jetzt an der Tagesordnung sind.

Uebrigens ward ich von der Gesellschaft in Breslau auf eine Weise aufgenommen, die mir ewig im Gedächtniss bleiben wird, und wirklich kann ich sagen, dass ich wie auf den Händen getragen wurde. Ein österreichischer Officier war eine seltene Erscheinung in Breslau, und die Uniform des Generalstabs mit seinem grünen Federbusch

fand den ungetheiltesten Beifall der Damen, und manche Feder wurde zum Andenken ihm ausgezupft, vor allem lobte man das Armeekreuz, als feinen Geschmack gegen die preussische Medaille.

Ueberhaupt fand ich viel österreichische Gesinnung in Breslau; die 8 Tage bis zur Ankunft des Königs von Sachsen, liessen vor Diners, Soirées, musikalischen wie Tanzunterhaltungen mich nicht zu Athem kommen; und das Sonderbarste war, dass ich in keiner Gesellschaft preussische Officiere fand. Die Garnison bestand freilich nur aus Landwehr, und die Officiere schienen nicht von der feinsten Bildung. General York unterbrach wohl einigemal durch ein militärisches Schauspiel die andern Unterhaltungen, indem er mich jedesmal — zweimal die Woche — zur Wachparade durch einen Adjutanten abholen liess. Bei der letzten, wo ich zugegen war, machte er noch einmal seinen freundschaftlichen Gesinnungen gegen Oesterreich Luft. Die Parade bestand nur aus zwei Landwehrbataillonen; nachdem er sie einige Märsche und Schwenkungen hatte durchmachen lassen, liess er dieselben defiliren; ich stand seitwärts und sprach mit dem General Graf Henkel Donnersmark, da rief General York mich plötzlich und fragte mich: „Sagen Sie mir, Herr Hauptmann, was halten Sie von unserer Landwehr;“ ich besah die Leute, lauter baumstarke schöne Burchen, und sagte dann: „Euer Excellenz müssen Sie nur Landwehr nennen, sonst würde man sie von keiner gedienten Truppe unterscheiden;“ jetzt muss man wissen, dass die Truppen in der Richtung gegen die österreichische Grenze, gegen Johannesberg defilirten. „I nu nee, es sind“ rief er, „noch keene gediente Truppen; aber wenn's zum Drufschlajen kommt“ — dabei zeigte er mit dem Stocke, den er immer führte, auf die jenseitigen Berge, — „werden sie dennoch ihre Schuldigkeit thun! *Sapienti sat.*“ Am achten Tage kam endlich der König von Sachsen, hielt aber in Breslau nur zum Pferdewechsel an, und liess mich durch den Grafen Einsiedel

21*

ersuchen, ihm auf die nächste Poststation Ohlau zu folgen. Das geschah; der König nahm das Handschreiben des Kaisers aus meiner Hand an, nachdem er es gelesen, äusserte er sein Bedauern über die Aenderung seiner Route, und fragte, ob er in Presburg eine gute Unterkunft finden würde, als ich dieses versicherte und die Vermuthung äusserte, dass wahrscheinlich der Primatial-Palast für ihn bestimmt sein würde, wünschte er von mir zu wissen, was denn eigentlich die Ursache der Aenderung seiner Route sei. Ich entschuldigte mich darüber nichts zu wissen, weil ich schon mehrere Monate von Wien abwesend, mit der Landesbeschreibung im schlesischen Gebirge beschäftigt, plötzlich davon abberufen und zur Mission an Se. Majestät bestimmt worden sei. Als der König mich fragte, ob ich jetzt nach Wien zurückkehren würde, konnte ich nur antworten, dass ich auf eine Antwort vom Fürsten Hatzfeld warte, den ich in Trachenberg bei dieser Gelegenheit zu besuchen die Erlaubniss habe. Der König entliess mich dann sehr gnädig und ich kehrte nach Breslau zurück, um mit meinem Berichte über die Erfüllung des einen Theils meiner Mission, die Anfrage über mein weiteres Verhalten zu stellen. Dem Fürsten Hatzfeld hatte ich gleich nach meiner Ankunft in Breslau nach Trachenberg geschrieben, und meinen Besuch angemeldet; allein er war abwesend von da. Seine Antwort vom 25. März 1814 war von Berlin, in welcher er mich für den Monat Juni nach Trachenberg einlud, wo er dort zurück sein werde. Aber wo waren wir im Monat Juni? Schon wieder in Frankreich.

Nach meinen Meldungen über die Rüstungen Preussens, die sich vollkommen als eine Illusion des gewissen Vertrauten gezeigt hatten, erwartete ich meine allsogleiche Abberufung. Allein ehe ich diese erhielt, wurde ich plötzlich schwer krank. Man wird leicht beurtheilen wie unangenehm es ist, in einer fremden Stadt, in einem Gasthofe krank zu werden, dazu kam, dass der Arzt des Hauses eigentlich nur der Kinderdoctor, den man mir schickte,

nach dem ungeheuern Kopfschmerz, an dem ich litt, behauptete, ich hätte Wasser im Kopf.

Zu meinem Glücke erschien der Adjutant des General York mit einer Einladung, der dann dem Generalen meinen Zustand meldete, worauf dieser mir seinen Oberstabsarzt Dr. Krutky schickte, einen würdigen sehr geschickten Arzt, der meinen Zustand als ein Kopffieber erkannte, und zeitig die Mittel anwendete, ein Nervenfieber zu verhindern. Es war auch kein Wunder, dass der schnelle Wechsel meiner Lebensweise einen nachtheiligen Einfluss auf meine Gesundheit üben musste. Von einer schon 6 Wochen dauernden Bereisung des hohen Sudeten-Gebirges, wo ich mit einer scharfen Kälte und theilweise mit einer sehr schlechten Kost zu kämpfen hatte, kam ich in Breslau in einen Lebensgenuss, den ich früher nicht gekannt hatte; beide Extreme mussten eine Rückwirkung auf meinen Körper haben, die jedoch von Doctor Krutky so schnell beseitigt wurde, dass ich nach zehn Tagen das Bett wieder verlassen konnte. Höchst wohlthuend wirkte dabei die Theilnahme, die ich von allen jenen Familien erfuhr, die mich so freundlich aufgenommen hatten; auch die zwei Antipoden, der General Graf York wie der Herr Bischof Schimonsky waren nicht die Letzten, die sich fleissig um mich erkundigten.

Gerade am 4. Tage, nachdem ich das Bett verlassen, verbreitete sich die Nachricht von der Flucht Napoleon's von der Insel Elba und seiner Landung in Frankreich; zugleich erhielt ich den Befehl vom Chef des Generalstabs, an den ich meine Krankheit gemeldet hatte, mich zu äussern, ob ich im Stande sei, an dem bevorstehenden Feldzug wieder Theil zu nehmen, oder ob ich wünsche auf Friedensfuss gesetzt zu werden, und in der Monarchie zurück zu bleiben. So schwach ich auch war, zögerte ich keinen Augenblick abzureisen. Ich nahm mir nur die Zeit mich bei General York zu melden, und ihm für sein mir erwiesenes Wohlwollen zu danken, sandte nur Abschieds-

karten in die bekannten Häuser und nach 3 Stunden sass ich in meinem Wagen auf dem Weg nach Troppau. Gegen vier Uhr Nachmittags in Neisse angekommen, fand ich mich jedoch so elend, dass ich mir nicht zu helfen wusste; ich griff, wie die Aerzte sagen, nach einem heroischen Mittel. Dem Posthause gegenüber war ein Gewürzgewölbe, die in Preussen zugleich auch wie oft in Wien, mit einem Weinhandel verbunden sind. Ich liess mir eine Flasche Burgunder und eine Portion Caviar geben, die ich mit wahrem Heishunger verzehrte. Der Wein, den ich etwas schnell getrunken, hatte mich betäubt, so dass mein Diener mich zum Wagen geleiten musste, in Neustadt in der Nacht angekommen, fand ich schwer ein Unterkommen, da in allen Gasthäusern noch der Schluss des Faschings gefeiert wurde. Indess hatte das genommene Mittel eine solche Wirkung auf mich gemacht, dass ich von der Mitternacht an bis zur Mittagsstunde des andern Tages schlief, und dann völlig gestärkt aufstand. Ich musste mich wohl sehr erholt haben, indem ich am andern Tage in Troppau angekommen, so gesund erschien, dass der jetzige Militär-Stations-Commandant F. M. L. Graf Leonhard Rothkirch, mir gar nicht glauben wollte, dass ich ernstlich krank gewesen sei, bis ich ihm wirklich das ärztliche Zeugniss als Legitimation zeigte. Ich eilte nach Brünn zu kommen, wo ich schon meine Eintheilung für den Fall meiner Genesung zum Reserve-Corps fand, welches wie erwähnt, dem Befehle des G. d. C. Erzherzog Ferdinand von Este unterstand.

Ich muss hier einer kleinen höchst angenehmen Episode erwähnen, die mich noch vor meinem Ausmarsche traf. Gleich nach meiner Ankunft in Brünn hatte ich meiner Schwester einen sehr lamentabeln Brief über meine Krankheit geschrieben, die mich viel Geld gekostet, dass ich jetzt in Verlegenheit sei, da ich nur 3 Pferde habe und ihrer wenigstens noch 2 haben müsste, und mir nicht zu helfen wisse, weil es mir an Geld fehle, und ich höch-

stens nur eines noch kaufen könne. Meine Schwester erhielt meinen Brief an einem Tage wo sie den Dienst bei ihrer Erzherzoginn hatte, die in dem Augenblicke aus ihrem Appartement in die Kammer trat, wo meine Schwester weinend meinen Brief lass. Die Erzherzoginn fragte um die Ursache ihrer Thränen, und verlangte dann meinen Brief zu sehen; als sie ihn gelesen, sagte sie: „Ich hab' kein Pferd, wenn ich ein's hätte so gäbe ich's ihm."

Kaiser Franz speiste gewöhnlich en famille, wo dann die Erzherzoginn Leopoldine gewöhnlich die best Aufgelegteste und Munterste am ganzen Tische war. Heute machte sie ein sehr ernstes Gesicht. Der Kaiser, dem das auffiel, fragte sie was ihr fehle, „Mir fehlt ein Pferd, Majestät Papa", sagte sie. „Zu was willst Du ein Pferd," erwiederte der Kaiser, „hast gewiss einen Kerl, der ein's braucht?" „Und wenn's wäre, Majestät Papa?" sagte die Erzherzoginn. „Nun, wenn's nur ein braver ist, so soll er ein's haben," antwortete der Kaiser, „wer ist's denn?" „Der Thielen ihr Bruder," erwiederte die Erzherzoginn. „Nun," sagte der Kaiser, „der soll ein's haben, und ein recht schönes."

Nachmittags nach dem Essen gab die Erzherzoginn meiner Schwester die Nachricht, dass der Kaiser dem Oberststallmeister Grafen Trautmannsdorf befohlen, ein Reitpferd für mich zu wählen. Inzwischen war ich schon mit der Garnison von Brünn auf dem Marsche nach Linz, worüber ich vor dem Abmarsch meiner Schwester Nachricht gegeben hatte. In Linz angekommen, fand ich schon das Schreiben meiner Schwester, welches mir bekannt gab, dass ich das Pferd im Hofstalle übernehmen könne. Schnell nahm ich die Post und fuhr bei der Nacht noch nach Wien. Graf Trautmannsdorf liess mir die Wahl unter 6 Pferden; ich wählte einen braunen Hengst — ein Cheval de roy mit Stern und drei weissen Füssen, aus der spanischen Schule, ein Pferd, welches der Erzherzog Palatin während des Congresses bei öffentlichen Gelegenheiten in

Wien geritten. Ich kaufte dann schnell noch ein zweites Pferd, setzte auf dieses meinen Fourierschützen, der das andere mir nachführen musste; ich fuhr bei der Nacht wieder nach Linz, und holte so die Brigade wieder ein, die den Tag zuvor in Linz Rasttag gehalten hatte; mein Diener, der ohne Rasttag mit den Pferden marschirte, und etwas grössere Stationen machte, holte mich in Regensburg glücklich ein.

Das österreichische Reserve-Corps sammelte sich in der Nähe von Kanstadt, wo der Erzherzog Ferdinand von Este sein Hauptquartier hatte. Die Kaiserinn Ludowika begleitete damals ihren kaiserlichen Gemahl bis Kanstadt, von wo der Kaiser sein Hoflager in Heilbronn nahm. Die Kaiserinn nahm bei ihrem Bruder dem Erzherzog Ferdinand das Mittagmal ein, wozu wir Alle aus dessen Gefolge geladen waren. Nach dem Essen, als die Kaiserinn uns verabschiedete um wieder in den Wagen zu steigen, überraschte mich die hohe Frau mit der Frage, was sie meiner Schwester von mir sagen solle? Auf meine tiefe Verbeugung, fuhr sie fort: „Ich werde ihr sagen, dass ich Sie gesund gesehen habe."

In Kanstadt war es, wo ich die Familie des General Ziethen, Festungs-Commandanten von Neisse wieder fand, und während der paar Tage unsers dortigen Aufenthalts, einige angenehme Stunden bei ihr verlebte.

Der Krieg in den Niederlanden hatte schon begonnen, und wir waren mit dem Reserve-Corps gerade auf dem Marsche durch das Höllenthal, im Schwarzwalde, an den Rhein, als die Nachricht von den Ereignissen zwischen dem 16. und 18. Juni uns traf, und uns als Vorhersagung diente, dass der gegenwärtige Feldzug ein unblutiger für uns sein würde.

Auch in diesem wie in den Feldzügen der Jahre 1813 und 1814, wo ich in directer Nähe des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg und des Grafen Radetzky zu dienen das Glück hatte, und mich ihrer beiderseitigen besondern

Gewogenheit erfreute, die dadurch sich mir kund gab, dass ich von beiden in Rücksicht der mir gegebenen Aufträge vor vielen Andern bevorzugt wurde, auch mit allen meinen übrigen Vorgesetzten, den Generalen Langenau und Trapp, die mich mit einem beinahe freundschaftlichen Verhältniss beehrten, wofür noch ihre spätern Briefe an mich zeugen, wie mit meinen Kameraden in der besten kameradschaftlichen Stellung mich befand; so wiederholte sich dies auch in meiner neuen Stellung, in der Nähe unsers commandirenden Generalen, dem Erzherzog Ferdinand von Este, der alle die vorzüglichen Eigenschaften im hohen Grade besass, welche die erhabenen Prinzen des Stammes Habsburg auszeichnen, Schon früher dem Erzherzoge bekannt, ward ich auf sein Verlangen dem Generalstabe, der für sein Armee-Corps angenommen worden, einverleibt, und erhielt die Leitung der Generalstabsgeschäfte im Innern des Armee-Corps. Nach dem Erzherzoge war die erste hervorragende Persönlichkeit in unserm Hauptquartier sein General-Adjutant, der Generalmajor Graf Degenfeld, eine jener ritterlichen Gestalten — er hatte sich schon in frühern Feldzügen das militärische Maria Theresienkreuz verdient — die in ihrem ganzen Benehmen das Abbild des aristokratischen Grundsatzes *noblesse oblige* zeigte. Mit dem Ernste des Dienstes vereinte er jenes freundliche Zuvorkommen, so oft er in seinem Verhältnisse zum Erzherzog von wem immer in Anspruch genommen wurde; alle Individuen des Hanptquartiers widmeten ihm daher eine wahre Verehrung, und ich darf mich rühmen von ihm ganz besonders bevorzugt worden zu sein, welches sich dadurch zeigte, dass er mich bei dem grossen Friedensmanöver bei Dijon im Jahre 1815, wo er die Truppen befehligte, welche den Feind zu marquiren hatten, zu seinem Chef des Generalstabes wählte. Zum Chef des Generalstabs des Reserve-Corps hatte sich der Erzherzog den Oberstlieutenant Scholl des Genie-Corps ausersehen, eine der ersten militärisch-wissenschaftlichen Grössen Oesterreichs, der sich durch seine Festungs-

bauten, später den Namen des österreichischen Vauban's erwarb, jeder Zoll ein Ehrenmann. Als Genie-Officier ganz durchdrungen von der positiven Wissenschaft, würde er sich dann bei einem wirklichen Feldzug erst gezeigt haben, ob seine strategischen Talente mit seinen fortificatorischen *au niveau* gestanden wären, was übrigens von einem Manne von so ausgebreiteten Kenntnissen, sicher zu erwarten war. Als Vorgesetzter war Scholl eine sehr angenehme Recht mit Billigkeit vereinende Persönlichkeit. Alle Individuen des eigentlichen Hauptquartiers gewannen dann dadurch ein um so festeres und angenehmeres Zusammenhalten, als der Erzherzog sein ganzes militärisches Gefolge immer an seiner Tafel vereinte.

Gegen Ende Juni zog das Reserve-Corps in Basel über den Rhein, marschirte, zu unser Aller Verwunderung unangefochten unter den Kanonen von Hünningen, vor dieser Festung vorbei gegen Schlettstadt, wo der Erzherzog die Cernirung einleitete, und F. M. L. Graf Mazzuchelli als Blocade-Commandant zurückblieb. Das Armee-Corps zog dann über St. Marie-aux-mines, durch das Departement der Vogesen, der Haute Saône und Côte d'or in jenes der Yonne, wo der Erzherzog sein Hauptquartier in Auxerre nahm. Da wir nur wie im tiefsten Frieden diesen Theil Frankreichs durchzogen, so habe ich über nichts Ausserordentliches zu berichten, als dass wir das Glück hatten, Se. k. H. den Kronprinzen Ferdinand in unserer Mitte zu sehen. Ich übergehe die Zeit von jetzt an bis zur Versammlung des grössern Theils der österreichischen Armee im Lager bei Dijon, wo das Hauptquartier des Erzherzogs Ferdinand, der jetzt diesen Theil der Armee und das Lager commandirte, in Dijon stand. Es begegnete mir in dieser Zeit ein sonderbares Ereigniss. Ich wohnte in dem Palaste des bekannten General Veaux, eines der festesten Parteigänger Napoleon's, der einer der ersten war, die sich an den Kaiser bei seiner Landung von Elba her anschlossen. Der Palast gehörte seiner

Gattinn, die ihn mit ihrer einzigen Tochter bewohnte, und ihren Gemal bei sich versteckt hielt, wovon mir jedoch nicht das Mindeste bekannt war. Auf einmal werde ich in der Nacht aus dem ersten tiefen Schlafe erweckt, und erblicke über mir den Arm eines französischen Gensdarmen in der Hand ein gespanntes Pistol haltend, welche Scene von rückwärts durch ein paar Personen mit Lichtern in der Hand beleuchtet wurde. Es war von jeher eine Soldaten-Gewohnheit von mir, bei der Nacht die Thüre meines Zimmers nicht zu verschliessen, dagegen lagen immer meine scharf geladenen Pistolen neben mir auf dem Nachttische; schon griff ich im ersten Augenblick der Ueberraschung nach diesen, als schnell der Adjutant des Generals der Cavallerie Baron Frimont hervortrat, der Gensdarm zurückgetreten war, und der Rittmeister mir die Sache erklärte.

Es war dem Präfecten des Departements verrathen worden, dass General Veaux sich in Dijon befinde. Aus dem freundlichen Benehmen der Generalinn gegen mich, bei der ich gewöhnlich Abends soupirte, hatte man auf ein Einvernehmen zwischen ihr und mir dahin geschlossen, dass ich ihren Gemal bei mir verberge, welcher Argwohn so weit ging ihn bei mir in meinem Bette zu suchen. Die Anzeige von des Generals Gegenwart musste aber dennoch so bestimmt gelautet haben, dass die Commission ihre Nachsuchungen im Hause fortsetzte; ich war aufgestanden und eben im Begriff mich vollends anzukleiden, da stürzten zwei weibliche Gestalten, Mutter und Tochter im einfachsten Nachtkleide in mein Zimmer zu meinen Füssen, meine Knie umfassend, unter Thränen und Schluchzen mich bittend, den Gemal und Vater zu retten. Was konnte ich thun? Ich bot Alles auf sie zu beruhigen, indem ich ihnen vorstellte, da auch ein österreichischer Officier bei der Commission zugegen, dem General gewiss kein Leid zugefügt werden würde; ich tröstete sie damit, dass er, wenn er sich keines andern Verbrechens schuldig

wisse als seiner Anhänglichkeit an Napoleon, sicher wieder frei werden würde, da dieser schon unschädlich gemacht sei.

Den Generalen hatte man aber auf dem Boden des Hauses in einem sehr schlecht angelegten Verstecke gefunden und mitgenommen. Nach einigen Tagen konnte ich es den Damen unmöglich abschlagen, den General in seinem Arreste zu besuchen, um ihm einige Mittheilungen in seinem Familien-Interesse zu machen. Wie sich dann die Dinge in der Welt oft bei den besten Intentionen gerade zum Gegentheil gestalten, so geschah es auch hier, indem mein Besuch bei dem Generalen die Folge hatte, dass er von Dijon weg auf die Festung Besançon gebracht wurde. Die Sache verhielt sich wie folgt. Dem Chef des Innern des Generalstabs, welches das Intrinsecum genannt wird, liegen auch die Pass- so wie die Kundschafts-Angelegenheiten ob. Im Kriege nun ist es oft nöthig, Kundschafter mit Pässen auszuschicken, die von andern Autoritäten ausgestellt sind, als von der militärischen; der Vorsteher des Kundschaftsamts muss daher immer mit völlig ausgefertigten aber unausgefüllten Pässen versehen sein. Nun waren mir damals genau zu jener Zeit derlei Pässe ausgegangen, und gerade am Tage wo ich nachmittags den General Veaux in seinem Arreste besuchte, war ich vormittags auf der Municipalität in Dijon gewesen, solche ausgefertigte aber unausgefüllte Pässe zu verlangen, die mir aber aus dem vorgegebenen Grunde abgeschlagen wurden, weil, da jetzt die königliche Regierung im ganzen Lande wieder anerkannt sei, wir uns nicht mehr in Feindes Land befänden, solche Forderungen nicht mehr anerkannt werden könnten. Der Municipalbeamte nun, der meine Forderung abgeschlagen, musste dann meinen Besuch bei dem Generalen erfahren und mit meiner Passforderung combinirt haben, und hatte als Facit herausgebracht, dass ich dem Generalen mit einem solchen Passe habe durchhelfen wollen; eine tolle Idee, denn da hätte ein öster-

reichischer Pass, den ich ihm selbst hätte geben können, ihm sicher einen grössern Nutzen verschafft als ein französischer; allein jene Combination trug die Schuld, dass der General noch in der Nacht nach der Festung Besançon übersetzt wurde.

Der Erzherzog, dem ich den Umstand meldete, auch auf meine Bitte die Generalinn empfing, verwendete sich für den Generalen, der dann gegen Caution auf freien Fuss gestellt und seiner Familie wieder gegeben wurde. Es scheint jedoch übrigens, dass General Veaux sich dennoch kein reines Gewissen gegen die neue Regierung bewahrt habe, indem ich kurze Zeit nach seiner Befreiung erfahren, dass er sich entfernt von Dijon auf einer Reise erschossen habe.

Unser Aufenthalt in Dijon war sehr angenehm, wo wir manches Vergnügen bei Jagden und sonst durch den Erzherzog fanden, der auch im Theater mehrere Logen für sein Gefolge genommen hatte, wo sich dann beim zu Hause gehen vor dem Theater eine Anzahl Gamins mit ihren Laternen einfanden, um uns heim zu leuchten. Eines Abends wo sich wieder eine Zahl um den Erzherzog versammelt, und dieser wieder einige Franken gespendet hatte, sagte er zu einem der Buben: „*Eh bien, criez donc vive l'empéreur!*“ dieser besann sich nicht, sondern antwortete kurz: „*Ah Monsieur! ce n'est pas le moment!*“

Endlich kamen die Monarchen in Dijon an, und der Tag zu einem grossen Feldmanöver wurde bestimmt. Vor dessen Beginn besichtigten die Monarchen die Truppen, die in der Zahl von 120.000 Mann in einer Masse von Regimentsbreite aufgestellt waren. Das Manöver, welches vom Grafen Radetzky angegeben war, bestand darin, dass die Armee nach ihrer Entwicklung aus der Masse, den auf den vorliegenden ausgedehnten Anhöhen supponirten Feind anzugreifen und zu vertreiben hatte. Der Feind selbst wurde durch ein Regiment Infanterie und das Husaren Regiment Hessen-Homburg marquirt, welcher

durch den General-Adjutanten des Erzherzogs Grafen Degenfeld angeführt wurde, dem ich als Chef des Generalstabs beigegeben war. Die Monarchen hatten sich in einer gewissen Entfernung von der Masse, auf der Anhöhe aufgestellt, und es ist nicht möglich sich einen imposanteren Anblick zu denken, als die Entwicklung dieser Masse in eine Fronte, die dann nach verschiedenen Momenten zum Angriff vorrückte. Die Ausdehnung dieser Fronte war so gross, dass sowohl General Degenfeld wie ich, um rechtzeitig bald auf dem rechten, bald auf dem linken Flügel, bald im Centrum zu sein, in den anderhalb Stunden während dem die Bewegungen ausgeführt wurden, jeder drei Pferde beinahe zu Schanden geritten hatte.

War die Entwicklung der Massen schön, so stand ihr das Defiliren dieser Truppen in Compagnie-, Schwadron- und Batteriebreite mit der Masse von Artillerie nicht nach, das beinahe eben auch anderthalb Stunden dauerte, und wobei der Kaiser von Russland, der König von Preussen, wie alle die andern anwesenden hohen Regiments-Inhaber, sich an die Spitze ihrer Regimenter stellten, und diese vor Sr. Majestät unsern Kaiser vorbeiführten.

In einigen Tagen darauf löste sich die Armee auf, und abgerechnet die Truppen, welche unter dem Commando des Generalen der Cavallerie Baron Frimont als Occupations-Corps in Frankreich zurückblieben, zogen die Uebrigen in's Vaterland zurück, wobei der Erzherzog, so lange sein Hauptquartier auf französischen Boden marschirte, bei demselben blieb. Da die Truppen nicht alle auf einmal aufbrechen konnten, blieb das Hauptquartier der Hauptarmee noch längere Zeit in Dijon. Se. Majestät der Kaiser hatte sich einige Tage in Basel verweilt, ich wurde mit Depeschen von Dijon aus an Se. Majestät geschickt, was mir Gelegenheit gab, dem Monarchen für das mir geschenkte Pferd zu danken. „Hat es sich gut aufgeführt,“ fragte der Kaiser; als ich mit einer tiefen Verbeugung antwortete, fragte mich Se. Majestät, ob ich schon meine

künftige Bestimmung kenne, als ich dies verneinte, fragte mich Se. Majestät: „Waren Sie schon in Italien?“ als ich auch dies verneinte, sagte der Kaiser: „Italien ist ein schönes Land, da müssen Sie trachten hinzukommen; sagen Sie Radetzky, ich hätte gesagt, er solle Sie dahin eintheilen.“ Wäre das geschehen, so wäre mein Geschick wahrscheinlich ein ganz anderes geworden; allein, als ich zurückgekommen in's Hauptquartier an Radetzky die Worte des Kaisers wiederholte, antwortete er mir: „Das ist zu spät, die Eintheilung der Officiere des Generalstabs ist schon getroffen; die Officiere des Generalstabs der Süd-armee gehen nach Italien, und sind schon dahin abgegangen; Sie bleiben beim Occupations-Armeecorps in Frankreich.“ Da war nun nichts weiter darüber zu reden, weil es in jeder Hinsicht als ein Vorzug angesehen werden musste, bei einem Armee-Corps zu bleiben, welches die Aussicht hatte, durch drei Jahre im fremden Lande auf Kriegsfuss zu bleiben.

Mein Bleiben in Frankreich übte jetzt den entschiedensten nachtheiligen Einfluss auf meine Zukunft. Ich hatte nämlich in Dijon auf eine besondere Veranlassung die Bekanntschaft einer äusserst interessanten jungen Dame gemacht, die ebenfalls und zwar mit ihrer Mutter als Inwohnerinn, in dem Hause der Generalinn Veaux wohnte in welchem ich mein Quartier hatte. In dem Rufe als gute Royalistinnen hatte der Stadtquartiermeister, ein guter Napoleonist, den beiden Damen die nur einen einzigen weiblichen Dienstboten hatten, vier Fuhrknechte als Einquartierung gegen jede Regel geschickt. Diese vier freilich ziemlich rohen Menschen hatten, bei der Unmöglichkeit sich zu verständigen, vielleicht auf eine gerade nicht zu gelinde Art dasjenige verlangt, was ihnen wohl gebührte, und die armen Frauen so in Angst gesetzt, dass sie mich [illegible] Hilfe riefen. Einsehend, dass man ihnen als blossen [illegible]hnerinnen nicht das Recht hatte Einquartierung z[illegible] [illegible] veranlasste ich auf der Stelle die Entfernung [illegible]

selben, so wie die Befreiung der Damen von aller Einquartierung für die Dauer der ganzen Zeit, in welcher die Oesterreicher in Dijon standen.

Dies veranlasste dann ferner meine nähere Bekanntschaft mit den Damen, welche die Folge hatte, dass sich ein ernstes Verhältniss zwischen mir und der Jüngern bildete, welches zu einer Heirath führen sollte, wobei die Mutter entschlossen war uns nach Oesterreich zu folgen. Die Sache war so weit gediehen, dass ich mich bewogen fühlte aus dem Generalstabe, in welchem damals jedes Heirathen verboten war, aus- und in die Linie überzutreten, wobei ich auf mein Verlangen zu Friedrich Wilhelm Husaren als Schwadrons-Commandant eingetheilt wurde, indem ich glaubte Aussicht zu haben, beim Generalstabe des Corps in Frankreich zugetheilt zu bleiben. Allein dieser Plan scheiterte an der Strenge des commandirenden Generalen Frimont — Timon II. — der keine Zugetheilten des Generalstabs dulden wollte; als überzählig musste ich nach Oesterreich ziehen. Die dadurch erfolgte Abwesenheit aus Frankreich, vereint mit den veränderten dortigen Zuständen, hatte auch die Gesinnung der Mutter meiner Zukünftigen, die den frühern höhern Ständen angehörend, die napoleonische Regierung als einen Greuel betrachtet hatte, jetzt bei der Wiederherstellung der Dynastie der Bourbons alle Lust verloren, ihr schönes Frankreich zu verlassen, geändert; *les absents ont ioujours tort!* die Heirath zerschlug sich!

Wäre ich dann gleich anfangs nach Italien gekommen so würde sich die Bekanntschaft früher zerschlagen haben, der weiten Entfernung wegen und ich nicht veranlasst gewesen sein, meine bisherige Carriere aufzugeben. Ein ernster Schritt einmal geschehen, vorzüglich wenn er sich zum Nachtheile gewendet, ist nicht leicht wieder gut zu machen, hat oft die schwersten Folgen, hier nämlich war jener Schritt der Schlussstein meiner eigentlichen kriegerischen Laufbahn.

Das Hauptquartier des österreichischen Occupations-Armeecorps stand die ganze Zeit hindurch in Kolmar, wo wir von den Einwohnern freundlich aufgenommen wurden; auch hatte ich Gelegenheit angenehme Bekanntschaften zu machen, von denen jene des Präfecten des Oberrhein-Departements Grafen Casteja die vorzüglichste war, in dessen Hause ich manche freie Stunde sehr angenehm zubrachte. An die Bekanntschaft mit diesem Hause knüpft sich ein sonderbares Ereigniss mich betreffend.

Ich habe erwähnt, dass ich nach meinem Austritte aus dem General-Quartiermeisterstabe als überzählig in dem Friedrich Wilhelm Husaren-Regimente, das Armee-Corps in Frankreich verlassen, und in die Monarchie zum Regimentsdopot zurückgehen musste. Mehrere Tage vor meinem Abgehen von Kolmar, traf mich die Fatalität, dass mein langjähriger treuer Diener nach einer kurzen Krankheit im Spitale starb, wodurch ich gezwungen war, mich um einen andern umzusehen, den zu finden in einem fremden Lande schwer war. Während dem Suchen nach einem solchen, meldete sich ein Jäger bei mir, der noch im Dienste des Grafen Casteja stand; er bat mich seine Entlassung zu erwirken, und ihn in meinen Dienst zu nehmen, da er gehört habe, dass ich nach Oesterreich zurückgehe, und sein Sinn schon lange nach Oesterreich stehe. Der Graf, der dem Manne das beste Leumundszeugniss gab, nahm gleichwohl keinen Anstand mir denselben zu überlassen, da er ohnehin erst kurze Zeit bei ihm diente, und so nahm ich ihn in meinen Dienst. Der Mensch war ein Elsasser, in den dreissiger Jahren, von recht stattlichem Aussehen, und zeigte, als ein gelernter Jäger, etwas mehr als die gewöhnliche Bedienten Bildung; so wie er mich denn, so lange er bei mir war, auch äusserst zufrieden gestellt hat.

Im Jahre 1817 war eine Schwadrons-Commandantenstelle in meinem Regimente erledigt worden, ich erhielt den Befehl diese anzutreten, und reiste im Frühjahr dieses

Jahres nach Frankreich zurück. Sobald mein Jäger hievon Kenntniss erhielt, meldete er sich sogleich um seine Entlassung. Verwundert ihn fragend, was ihm einfalle, da er über mich keine Klage zu führen habe, so war wieder seine Vorliebe für Oesterreich und jetzt für Wien, wo ich mehrere Monate beurlaubt gewesen war, der von ihm angegebene Vorwand. Da er nicht zum Bleiben in meinem Dienste zu überreden war, entliess ich ihn mit einem so guten Zeugnisse, als er es wirklich von mir verdient hatte.

Im Mai 1818 war ich beim Regimente in Frankreich eingetroffen, und hatte die Oberstlieutenants 1. Schwadron übernommen, welche in Altkirch in einer Cavallerie-Caserne untergebracht war. Ausgetreten aus einem wissenschaftlichen Corps, brachte ich humanere Ideen mit zum Regiment, als sie in jener Zeit in den Husaren-Regimentern in der Ausführung waren, wo der Stock die gewohnte Rolle spielte, den ich unter meiner Regierung in meiner Schwadron ganz abschaffen, und durch Arrest mit Fasten, Strafwachen und Kurzschliessen ersetzen wollte. Allein die Anwendung dieser Strafen häufte sich so sehr, dass ich an der Möglichkeit ihrer Fortsetzung schon im ersten Monate verzweifelte; da traten am Ende des zweiten Monats beim Hauptrapporte alle Subalternofficiere der Schwadron vor, und meldeten sich weg von der Schwadron, weil sie nicht im Stande seien mit ihren Leuten mehr etwas auszurichten. Was blieb mir übrig, als nachzugeben und zum Stocke wieder zurück zu kehren, indem ich einsah, die Leute seien noch nicht reif für eine humanere Behandlung.

Da aber die Strafe mit dem Stocke bei kleinern Vergehen in geringerer Zahl angewendet, bei gewissen Leuten völlig zur Gewohnheit wird, so liess ich selbe bei den ersten Gelegenheiten, nach meiner ganzen Befugniss durchdringend anwenden; das half, der gemeine Mann verlor die Idee, ich sei so weich, dass ich den Stock nicht sehen könne; einige tüchtige Beispiele brachten es dahin, dass

ich später kaum in vierzehn Tagen einmal, eine strenge Strafe zu dictiren hatte.

Doch ich muss ja auf meinen Jäger zurückkommen.

Im Monat September rückte das ganze Armee-Corps zu grössern Truppenübungen in Cantonirungs-Quartiere um Hagenau zusammen, mich traf's mit meiner Schwadron in ein Dorf in der Nähe untergebracht zu werden. Auf meinen Jäger hatte ich lange vergessen, als auf einmal die Nennung seines Namens an mein Gehör schlug, es war der Name meines Hauswirthes. Als ich mich dann bei diesem erkundigte, ob der Jäger vielleicht ein Verwandter von ihm sei, bemerkte ich eine grosse Verlegenheit an dem Manne, die nur stieg als ich erzählte, dass ein Namensvetter von ihm in meinem Dienste gestanden. Er äusserte endlich, dass er ihn nicht kenne und sie nur höchstens Namensverwandte sein könnten.

Die Verlegenheit des Mannes nun reizte meine Neugier, ich forschte daher anderwärts weiter, und was erfuhr ich? Der Jäger war wirklich der leibliche jüngere Bruder meines Hauswirthes, war früher als Jäger im Dienste eines sehr reichen Mannes gewesen, hatte, oder sollte diesen ermordet haben, war entdeckt, angehalten, und da er standhaft die That geläugnet, für Lebenszeit auf die Galeere verurtheilt worden. Als dann Napoleon im Jahre 1815 nach seiner Zurückkuft von Elba alle diensttauglichen Galeerensclaven frei liess, um sie in die Armee einzureihen, war auch er befreit worden. Nachdem aber die letzte Comödie Napoleon's bald ausgespielt war, war er wahrscheinlich so glücklich sich jeder Aufsicht zu entziehen, und hatte hier oder da Dienst genommen, und so war er auch zu dem Grafen Carteja gekommen, wo ihn dann die Furcht dennoch entdeckt zu werden, in meine Dienste trieb, um in Oesterreich vor jedem Nachsuchen sicher zu sein. Später, nach Oesterreich zurückgekommen habe ich nie mehr etwas von ihm gehört, kann mir aber immer das ihm zugemuthete Verbrechen kaum mit der

ausgezeichnet guten Haltung zusammen reimen, die er bei mir bewiesen.

Nach dem Abmarsch des Occupations-Armeecorps im Frühjahr des Jahres 1818 aus Frankreich in's Vaterland, bezog das Regiment sein erstes Standquartier in Oberungarn, mit dem Stab in Kaschau, verwechselte dasselbe im Jahre 1819 mit jenem im Gömörer Comitat mit dem Stab in Gömör selbst. Die Verhältnisse in Ungarn, wie sie vor 15 Jahren waren, als ich dies schöne reiche Land zum ersten Mal betreten, schienen sich entweder geändert zu haben, oder war es die Ursache, weil ich in einem ungarischen Regiment diente, dass ich jetzt einen Unterschied in dem Entgegenkommen der Bewohner bemerkte; so viel ist gewiss, dass das Officiers-Corps des Regiments bei weitem von seinen Landsleuten nicht so willkommen geheissen wurde, wie ich das Gegentheil davon 1804 in Bacser-Comitat mit Kronprinz-Cürassier erlebt hatte.

Im Jahr 1820 versammelten die Befehle des Kaisers 16 Cavallerie-Regimenter im Lager bei Pesth, auf dem bekannten Rakosfelde, zur Ausführung neuer grosser Cavallerie-Manöver.

Der Rakos ist eine ausgedehnte weite Ebene, ihrer grossen Ausdehnung wegen ganz zu solchen Bewegungen geeignet, übrigens der Boden dort ziemlich ungleich und holperich. Die Ebene ist von einer grossen Gattung unschädlicher Schlangen bewohnt, deren Nester Schuld an den vielen kleinen Vertiefungen des Bodens sind, die durch das starke Auftreten des Pferdehufes entstanden und manches Pferd zum Stürzen brachten.

Und so hatte auch ich, nachdem mich die Schlangen zweimal in meinem Zelte mit ihrem Besuche incommodirt, indem ich einmal Abends beim Niederlegen eine in meinem Bette, ein anderes Mal eine früh Morgens in meinem Stiefel fand, das Unglück bei einer Ziehung *en oblique* rechts im Gallop als Führer derselben, mit meinem sehr guten Pferde zu stürzen, und beinahe von der ganzen Division über-

ritten zu werden. Der gewisse Instinct der Pferde, einem am Boden liegenden menschlichen Körper auszuweichen, rettete mich vor dem Zertretenwerden, allein durch den Sturz hatte ich eine schwere Verrenkung in der Kugel des linken Oberschenkels erlitten, die theilweise leider! die Veranlassung war, meine active Dienstleistung in der Linie zu schliessen. Der das Lager commandirende General, Erzherzog Ferdinand von Este, sandte auf der Stelle, sobald er meinen Unfall erfahren, aus früherer Erinnerung an den Feldzug 1815, seinen Leibarzt nach Pesth, wohin ich aus dem Lager gebracht worden war; nachdem aber mein Fuss noch im Lager durch unsern Regimentsarzt glücklich wieder eingerichtet worden war, so konnte er dem Erzherzog zugleich mit der Ueberbringung meines unterthänigsten Dankes darüber die Anzeige machen.

Nach mehreren Monaten insoweit wieder hergestellt, dass ich am Stock wieder gehen konnte, rückte ich im Januar 1821 wieder zum Regimente ein; allein zum Reiten fehlte mir alle Kraft; und da nach dem ärztlichen Dafürhalten, dieser Zustand noch ein paar Jahre dauern dürfte, ich unnütz beim Regimente sein würde, so genehmigte der commandirende General Erzherzog Ferdinand den Antrag des Regiments zu meiner zeitlichen Pensionirung, indem er mich dem Hofkriegsrath zugleich zur Zutheilung beim General-Quartiermeisterstab empfahl; so trat ich dann mit dem 30. April 1821 in die zeitliche Pension, und erhielt unter dem 25. Mai mein Zutheilungsdecret zum Generalstabe.

Ehe ich jetzt von meinem Regimente Friedrich Wilhelm von Preussen Husaren scheide, hätte ich wohl manches Verhältniss, vorzüglich von Oben herab berühren können, welches zeigen würde, dass nicht immer Alles geschieht wie es eigentlich soll. Doch mehr als vierzig Jahre sind seit dieser Zeit in das Meer der Vergangenheit gesunken, die Männer jener Zeit sind alle, alle schon todt, gerne bedecke ich daher jene Zeit mit dem Schleier der

Vergessenheit, und halte mich an den Spruch: *„De mortuis nil nisi bene!*

Meine erste Anstellung im Generalstabe erhielt ich im statistischen Bureau, dessen Vorstand Oberst Georg von Geppert war.

Geppert ist ein Name der sich in der österreichischen Armee durch vier Brüder höchst ehrenvoll bewährt hat. Der älteste starb im hohen Alter als Feldzeugmeister, Theresienritter und Baron, die beiden jüngern Georg und Ludwig starben noch in der Dienstleistung als Generalmajore, der jüngste diente im Kriegscommissariat; die ersten drei waren mit fremden Orden reich bedacht, der jüngere Ludwig von ihnen hatte den Leopoldorden, warum ihn Georg von Geppert nicht hatte, darüber wird später das Nähere vorkommen.

Georg von Geppert vom Oberlieutenant an im General-Quartiermeisterstabe dienend, hatte schon den unglücklichen Feldzug 1800 und alle andern bis zum Jahre 1815 mitgemacht, stand in den Feldzügen 1813 und 1814 als Major zugleich mit mir, zuerst beim General Langenau, dann, als dieser nach seinem Beinbruche die Armee verlassen musste, bei dem Chef des Generalstabes dem Grafen Radetzky. In der Friedenszeit immerwährend ausserhalb des Bureau's, auf Mappirung, oder in der Landes- und Situationsbeschreibung thätig, kannte er, wie Niemand besser, jede militärische Stellung in allen Provinzen der Monarchie, jeden durch eine geschichtliche Erinnerung merkwürdigen Punkt aus eigener Anschauung.

Die Gemeinschaftlichkeit unsers Dienstes während der Feldzüge 1813 und 1814, bei den beiden genannten Generalen, hatte uns näher befreundet, und gerade zur Erleichterung unserer Dienstesarbeiten, suchten wir, wo immer möglich das Quartier miteinander zu theilen, wie das vorzüglich 1814 in den beiden Monaten April und Mai der Fall war, wo das Hauptquartier des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg in Saint Cloud stand, wiewohl der Fürst

selbst persönlich den Palast in Paris bezogen hatte, den er früher als Botschafter bewohnte.

Hatten wir, Major Geppert und ich in den beiden Feldzügen das Gute und Böse mit einander getheilt, so traf uns beim Schlusse des Feldzugs 1814, auch in einem andern Falle gleiches Schicksal.

Der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg hatte während unseres Aufenthaltes in Saint Cloud den Major Geppert und mich dem Kaiser zu Rittern des Leopoldordens vorgeschlagen. Dem Vorschlage wurde von Seiner Majestät keine Folge gegeben. Dieser war in einem und demselben Berichte zugleich für uns beide enthalten. Hier theilte Geppert das gleiche Geschick mit mir, indem dieselbe Hand, die 1813 nach der Schlacht von Dresden und später nach der Schlacht von Leipzig, meine Beförderung zum Hauptmann verhinderte, und sie später vom 19. November 1813 bis 22. März 1814 zurückhielt, auch hier im Spiele war, und Geppert musste mit mir büssen, was ich selbst nicht verschuldet hatte; es hiess, der Umstand, dass Geppert als Anerkennung seiner Verdienste im nämlichen Zeitpunkte, zu den zwei schon besitzenden, noch vier fremdländische Ordens-Decorationen erhalten hatte, möge dem Referenten zum Vorwand der abschlägigen Antwort für Geppert gedient haben, der mir jedoch erklärte, dass er alle seine sechs Ordens-Decorationen gerne für den Leopoldorden hergegeben hätte, wobei ich ihm mit den beiden meinigen nicht nachgestanden sein würde; der Grund der abschlägigen Antwort für mich lag nach den frühern Vorgängen am Tage.

Auch Geppert ist mir vorangegangen, und von allen meinen damaligen Waffenbrüdern im Generalstabe leben gegenwärtig noch drei oder vier, von denen eben wieder der Feldzeugmeister Baron Hartlieb der Erde entrückt worden ist, unter diesen noch lebenden als Stern erster Grösse in der Armee, der Feldmarschall Baron Hess, und es ist ein höchst wohlthuendes Gefühl für den alten Sol-

daten, sich ungeachtet des grossen Rangabstandes, seit 40 Jahren immer gleich dessen freundschaftlichen Wohlwollens wie des kameradschaftlichen „Du“ erfreuen zu dürfen.

Die jetzt folgenden Ereignisse meines Lebens sind für Andere wohl von der mindesten Bedeutung, habe ich aber bisher die Erzählung derselben fortgesetzt, so möge die Nachsicht der Kritik mir erlauben, auch den Schluss hier anzufügen.

Der Aufenthalt in Wien, das ich bisher nur wenig anhaltend bewohnt hatte, verschaffte mir bald mehrere angenehme Bekanntschaften; und so lernte ich in der Familie des Herrn Regierungsrathes Edlen von Pilat meine erste Lebensgefährtinn kennen. Die Verhältnisse der heiligen Allianz liessen damals auf einen ewigen Frieden schliessen, die Aussichten weiter zu kommen, wenn ich wieder hergestellt sein würde, lagen in weiter Ferne, dann waren meine Dienstverhältnisse höchst angenehm, und so entschloss ich mich, jetzt so ziemlich allein stehend, das Glück des Ehestandes zu versuchen; ich warb um die Hand von Fräulein Caroline Erhard, der Tochter eines durch seine Rechtlichkeit ausgezeichneten Advokaten, was sich schon daraus, im Gegensatze zu dem Reichthume der gegenwärtigen Advokaten erwies, dass das ihr zurückgelassene Vermögen gerade zur Heirats-Caution für meinen Rang hinreichte. Unsere Vermählung fand statt, allein das Glück, welches ich in dieser Ehe fand, war zu gross, als dass es von langer Dauer hätte sein können. Nach eilf Monaten unserer glücklichen Ehe nahm der Himmel meine innigstgeliebte Gattinn als Folge des Wochenbettes zu sich, die, nachdem die ersten Aerzte Wiens ihr nur noch zwanzig Stunden des Lebens gestatten wollten, wohl noch sechs Tage durch die Anwendung des Magnetismus erhalten wurde, endlich dennoch sterben musste. Nach sechs Wochen holte sie auch ihr Kind zu sich, und ich stand wieder allein da.

Jetzt im Jahre 1823 in so weit wieder hergestellt, dass ich das Pferd wieder hätte besteigen können, entschloss ich mich, die Rearbitrirung anzusuchen, wieder in die active Armee einzutreten, indem ich auf jede fernere Verbindung zu verzichten glaubte. O warum habe ich diesen Vorsatz nicht auf der Stelle ausgeführt! Da ich noch lebe, würden meine Verhältnisse sicher anders sein als gegenwärtig.

Inzwischen hatten einige Aufsätze, welche ich für Schell's militärische Zeitschrift geschrieben, den Chef des Generalstabs Grafen Rothkirch bewogen gehabt, mich vom statistischen Bureau zur kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Generalstabs zu übersetzen. Das Neue dieser Stellung das grosse Interesse, welches ich an den mir aufgetragenen, für das Kriegsarchiv bestimmten Arbeiten fand, verzögerten einstweilen, beim Absehn jeder Aussicht zu einem Kriege, die Ausführung meines Entschlusses zum Wiedereintritt in die Armee. Da trat nach anderthalb Jahren der Versucher in der Gestalt eines schönen 22jährigen Mädchens in meinen Weg, das in seiner Person jede Eigenschaft vereinigte, einen Mann zu beglücken, und dennoch ward ich durch die Verbindung mit ihr, wiewohl ganz ohne ihre Schuld, nur durch jene ihrer Familie der unglücklichste aller Menschen; genug! der Deutsche trat in ein ungarisches Haus. *Sapienti sat!* Meine Braut, die ich sechs Wochen früher gekannt und mit ihr mich schon versprochen hatte, ehe ich ein anderes Glied der Familie kennen lernte, gehörte einer ungarischen stolzen Magnaten-Familie an, war aber in ihrem ganzen Wesen von den übrigen Gliedern der Familie so verschieden, als wenn sie gar nicht zu ihnen gehört hätte. Hätte ich dann die Verhältnisse dieser Familie früher näher gekannt, nicht zehn Pferde würden mich in das Haus gezogen haben; allein ich kam zur Erkenntniss als es schon zu spät war, weil ich die Lehre vergessen, die mir der Kamerad in frühern Jahren gegeben, der keinen Deutschen in seiner unga-

rischen Familie wollte. Doch ich ziehe einen dichten Schleier über die sieben unglücklichen Jahre dieser Ehe, die unter andern Familienverhältnissen durch die Persönlichkeit meiner Gattinn so überaus glücklich hätte sein können, denn würde ich den Schleier lüften, und in das Detail dieser Familienverhältnisse eingehen, alle Welt würde schreieen: „das ist nicht möglich, der erzählt uns da nichts als eine Fabel“! Möge mein Los übrigens jedem Deutschen zur Warnung dienen, gegen die Versuchung der Schönheit und Liebenswürdigkeit der Ungarinnen, die ich für ihre Person gerne von aller Schuld freispreche. Wenn übrigens ein Trost darin läge, viele Leidensgenossen zu haben, so könnte ich wohl bestätigen, dass mir noch kein Deutscher vorgekommen, der in der Ehe mit einer Ungarinn nicht mit ihrer Familie in Streit über das „Mein und Dein“, gerathen wäre.

Meine arme Frau starb am 16. Januar 1832, 30 Jahre alt an der Wassersucht, als Folge der wenigen Aufmerksamkeit, welche ihr in ihrer frühern Jugend gewidmet worden, in welcher man sie an Aderlassen gewöhnt hatte. Mich hinterliess sie in den zerrüttetsten Vermögensverhältnissen — was thut ein älterer Mann einer jungen schönen liebenswürdigen Frau nicht zu Liebe? — von Schulden erdrückt, die freilich mehr als dreifach durch die gerechten Forderungen an die Familie gedeckt gewesen wären, allein der vertrauende Deutsche hatte keinen schriftlichen Vertrag aufzuweisen, es waren alles nur Worte, die gesprochen worden; ein viele Jahre geführter ungarischer Process, wo mein Advokat nach drei Jahren mir schrieb, dass er den Process immer nicht beginnen könne, da mein Gegner auf keine Citation erschienen sei, endete damit, dass „wo nichts ist, selbst der Kaiser sein Recht verloren hat,“ da der Stammhalter das ganze Vermögen — in Gütern vielleicht eine halbe Million werth, — in kurzer Zeit auf die unsinnigste Weise verschwendet hatte.

Genug hievon; ich gehe wieder auf mich und mein Dienstverhältniss im Generalstabe zurück, welches mir Gelegenheit gab, auch öffentlich als Schriftsteller aufzutreten.

Meine erste Arbeit, die Aufsätze für die militärische Zeitschrift abgerechnet, war die Verfassung der Geschichte des siebenjährigen Krieges, der ersten vollständigen, die aus einer österreichischen Feder, nach österreichischen Quellen hervorging. Nahm das wissenschaftliche Ausland wenig Notiz davon, wie das gewöhnlich den Erzeugnissen österreichischer Militär-Schriftsteller begegnet, weil sie durch die Wahrheit der Thatsachen, die sie constatiren mit den fremden Schriftstellern stets in Widerspruch stehen, deren Tendenz vorzüglich im Norden Deutschlands, dahin geht, alles was Oesterreichisch ist, oder von dort kommt, zu negiren oder herabzusetzen; so hatte ich dennoch die Genugthuung, dass der Werth der Arbeit von den Königen von England und Schweden, durch die Verleihung der grossen goldenen Medaille für Wissenschaft und Kunst anerkannt wurde. Der König von Preussen, der einen Separat-Abdruck der Schlacht von Bar-sur-Aube mit der Verleihung der goldenen Medaille ehrte, lehnte jedoch das Anerbieten eines Exemplars meiner Geschichte des siebenjährigen Krieges ab. Es scheint ich hatte mir es in Preussen verscherzt, durch meinen Aufsatz in der „öster. militärischen Zeitschrift“: „der Zug des F. M. L. Andreas von Hadick 1757 nach Berlin“ (Jahrgang 1835, II. Heft), in welchem ich den Beweis geführt, dass Hadick nicht allein, wie preussische Geschichtschreiber sagen, vor Berlin erschienen, sondern die Stadt nach Einschiessung der Thore genommen, die Garnison theils zusammen gehauen, theils gefangen, 6 Fahnen erobert, und der Stadt eine Brandschatzung von 300,000 Gulden auferlegt hatte. Ich übergehe die Herausgabe anderer Werke, weil sie nicht militärischen Inhalts sind, sondern erwähne nur noch des Werkes des Fürsten Friedrich Schwarzenberg „Rückblicke auf Algier und seine Eroberung durch die Fran-

zosen," dessen Redaction ich übernommen, und der Uebersetzung der: „Blicke auf Algier" aus dem Französischen des Obersten Bartillat, beide Wien bei Schaumburg 1837.

Sechs Jahre seit dem Tode meiner zweiten Gattinn waren jetzt vorüber, und noch immer seufzte ich unter den Folgen dieser Verbindung, da erbarmte sich der Himmel meiner, und sandte mir in meiner jetzigen herzlich geliebten dritten Gattinn den Rettungsengel, der mich von den grössten Sorgen befreite, wenn ich auch noch heute seit 31 Jahren seit ihrem Tode, meine Liebe für die Verstorbene, als Bürge für eine von ihr contrahirte Leibrentenschuld, mit dem Abzuge eines Drittels meiner Pension büssen muss.

Hatten mich die Jahre von 1824 bis 1837 das Herbe des Unglückes, welches mich durch meine Verbindung mit der ungarischen Magnaten Familie getroffen, tief fühlen lassen, so leuchtet mir von nun an wieder mancher Strahl der Freude, in meiner dritten Ehe mit Fräulein Josefine Wenger, entsprossen einer rechtlichen Wiener Bürgerfamilie. Fand ich in ihr, mit der ich vor einigen Wochen meine silberne Hochzeit feierte, eine treuliebende Pflegerinn meines hohen Alters, so scheinen sich durch sie auch alle meine übrigen Verhältnisse zu meinem Vortheile geändert zu haben, wie sich dies in Kürze zeigen wird.

Meine kümmerlichen Lebensverhältnisse in Wien hatten mir schon lange den dortigen Aufenthalt unangenehm gemacht, es machte mich daher sehr glücklich, dass meine Gattinn ihr eigenthümliches Haus in Wien verkaufte, und mir zu Liebe den tief im Gebirge nahe an der ungarischen Grenze liegenden Plättenhof erwarb. Ich entsagte meiner Anstellung, zog mit ihr in die Einsamkeit des Waldes, und widmete mich — wie dies bei alten Soldaten der Fall so häufig ist — mit wahrer Leidenschaft der Landwirthschaft, in der Bewirthung des 165 Joch messenden Eigenthums meiner Gattinn, wobei ich in ihr die thätigste Gehülfinn fand; und zu bewundern war es, wie das in Wien still

erzogene Mädchen, sich in einigen Jahren eine so gediegene Kenntniss der innern Wirthschaft, der Zucht der Hausthiere erwarb, dass die Bäuerinnen selbst bei zweifelhaften, oder Unglücksfällen in diesem Fache, sich bei ihr Raths erholten. War bei allen Beschwerden, welche die Führung einer ausgedehnten Landwirthschaft im Gebirge mit sich bringt, der Aufenthalt in einer paradiesischen Gegend in der schönen Jahreszeit höchst angenehm; so war auch der Winter für Menschen, die sich selbst genügen, um so erträglicher, als er durch die Sorge für das Hauswesen, bei vielen Dienstleuten und einem grossen Viehstande abwechselnde Beschäftigung genug bot.

Im Jahre 1837 hatten wir die Wirthschaft angetreten, da kam im Jahre 1848 die Revolution mit ihren grossen Besorgnissen, die um so grösser waren, als wir so nahe an der ungarischen Grenze mancher Gefahr ausgesetzt waren, die von mehreren Seiten drohte.

Ich bot jetzt alle meine Kräfte auf, im Bereiche meiner Umgebung die Ruhe an der Grenze unter dem diesseitigen Landvolke, dasselbe von allen Conflicten mit unsern unruhigen Nachbarn zurück zu halten, alle Excesse zu verhüten, welches mir auch hinreichend gelungen ist, wobei ich glücklich genug war, durch meine Verwendung bei den ungarischen Behörden in dem benachbarten Oedenburg, manchen Oesterreicher vor Schaden zu bewahren, indem es häufig geschah, dass den diesseitigen Bauern das in Ungarn gekaufte Vieh und die mit Wein beladenen Wägen jenseits der Grenze weggenommen wurden, zu deren Rückerhalt ich ihnen verhalf, wobei ich mich der freundlichen Unterstützung des Vicegespanns des Oedenburger Comitats Herrn Simon, eines sehr rechtlichen Mannes, erfreute. Später änderte sich die Sache, denn einige Zeit vorher als Oedenburg wieder von unsern Truppen besetzt wurde, hatte der vom Husarenlieutenant durch die Revolution als meineidig zum Major avancirte Stadt-Commandant Sréter von Oedenburg einen Preis auf meinen Kopf

gesetzt, wenn ich mich auf ungarischem Boden würde sehen lassen, weil er in Erfahrung gebracht, dass ich mit mehreren gut gesinnten Ungarn in meiner Nähe fortwährend in Verbindung stand, sie mit diesseitigen Nachrichten und Proclamationen versorgte.

Doch auch diese Zeit ging glücklich vorüber und Se. Majestät der Kaiser, von meinem Bemühen für das öffentliche Wohl in Kenntniss gesetzt, geruhten Allergnädigst mir dafür den Majors Charakter ad honores zu verleihen. Allein die vielen ausgestandenen Sorgen, ein in unserer Nähe angelegtes Feuer, hatten die Gesundheit meiner Gattinn angegriffen, auch fiel mir, bald 70 Jahre alt, die fortwährende Aufsicht auf die Knechte im hohen Gebirge schwer, dann wünschten wir endlich nach 14 in tiefster Einsamkeit zugebrachten Jahren, wieder unter Menschen zu kommen, um so mehr als wir in den letzten Jahren sowohl die bei uns anwesende hochverehrte Mutter meiner Gattinn und ihre Erzieherinn, unsere bisherige einzige Gesellschaft nach und nach verloren hatten; daher fasste meine Frau den Entschluss den Hof zu verkaufen. Es fand sich dann bald ein Käufer, und wir vertauschten unsern Aufenthalt mit Baden, wo meine theure Gattinn durch den Nerven stärkenden Gebrauch der Mineral-Schwimmschule schon im ersten Jahre unsers Aufenthalts ihre Gesundheit vollkommen wieder erhielt.

Die Gemeinde des Marktes Wiesmaht, zu welchem die Hausgründe des Hofes meiner Gattinn gehörten, beehrte mich vor unserer Abreise in Anerkennung der vielen guten Dienste, welche ich so manchem ihrer Angehörigen in der Zeit meiner Anwesenheit unter ihnen, mit Rath und That erwiesen, mit dem Ehrenbürgerrechte, welches sie mir in einem ehrenvollen Nachrufe ertheilte.

Hier in Baden so nahe der Residenz, erwachte erneuert in mir wieder der Sinn für die Wissenschaft; immer an Thätigkeit gewöhnt, war es mir unmöglich müssig zu sein. Da nun die Erinnerungen aus der denkwürdigen

Zeit des Befreiungskrieges, noch in grösster Frische in mir lebten, so zog es mich unwiderstehlich hin, diesen Gefühlen Worte zu geben.

Zwar hatte ein kaiserlicher Befehl bald nach beendigten Feldzügen es untersagt, nach den Originalquellen etwas darüber zu veröffentlichen, indem Se. Majestät Kaiser Franz den General Langenau zum Geschichtschreiber jener thatenreichen Zeit ersehen hatte. Dieser hatte wohl die Arbeit begonnen, seine verschiedenartigen Anstellungen hinderten inzwischen die Fortsetzung, sein Tod erfolgte dann, ohne dass die Arbeit fortgerückt gewesen wäre.

Schon im Jahre 1832 war durch die von mir verfasste Darstellung der Schlacht von Bar-sur-Aube in der österreichisch-militärischen Zeitschrift des Oberstlieutenant Schell der Versuch gemacht worden, die Erinnerung an jene denkwürdige Zeit dem Gedächtniss der Nachkommen näher zu bringen; ihr hätte jene der Schlacht von Brienne folgen sollen, allein der Druck derselben ward, da sie nach den Originalquellen geschrieben, mit Berufung auf den kaiserlichen Befehl, untersagt.

Jetzt mehr als 40 Jahre nach der That, wo der zuerst designirte Geschichtschreiber nicht mehr lebte, alle Haupttheilnehmer an dem grossen Drama vom Schauplatze abgetreten, und die früher wegen ihnen vielleicht zu nehmenden Rücksichten jetzt aufgehört haben mochten, wagte ich den Versuch die Darstellung der Schlacht von Brienne in Verbindung mit dem Uebergange der Hauptarmee über den Rhein in einer Broschüre heraus zu geben. Der Beifall den diese kleine Arbeit, vor Allen von dem competentesten Richter in dieser Sache, dem Feldmarschall Grafen Radetzky, in jener Zeit Chef des Generalstabs der Hauptarmee, nach Uebersendung eines Exemplars der Broschüre erhielt, munterte mich auf zu ferneren Arbeiten über diesen Gegenstand. Der Feldmarschall schrieb mir unter dem 24. April 1853 aus Verona: „Aus einem flüchtigen Ueberblick ihrer Arbeit habe ich schon jetzt entnommen, dass

Sie Herr Ihres Stoffes sind, und dem unparteiischen Forscher die Zustände der grossen Hauptarmee, und ihren nie genug gewürdigten erhabenen Führer im wahren Lichte vor die Augen stellen. Sobald es meine Geschäfte erlauben werde ich die interessante Periode, welche Sie schildern, und welche mir bis jetzt bis in ihre Details genau erinnerlich ist, gründlich recapituliren, und ich zweifle nicht, dass Ihre gediegene Arbeit mir dabei als sicherer Führer zu Statten kommen wird."

Meine Vorarbeiten zur Geschichte des Feldzugs der Verbündeten Heere 1814 in Frankreich, waren schon früher begonnen, und in der Hälfte des Jahres 1854 war das Werk vollendet; der Vorschrift gemäss legte ich das Manuscript dem hohen General-Quartiermeisterstab zur Einsicht vor, und es dauerte mehr als ein Jahr, bis ich dasselbe wieder zurück erhielt. Kein Buchhändler wollte den Druck desselben übernehmen, weil zu bekannt ist, welchen Widerstand die Verbreitung von Werken österreichischer Militärschriftsteller im Auslande finden; es blieb mir daher nichts übrig, als das Werk auf meine Kosten in der k. k. Staatsdruckerei auflegen zu lassen. Es war wohl dies der Weg nicht, dasselbe im Auslande bekannt zu machen, allein abgesehen davon, lag dies mehr in der fortdauernden Stimmung des Auslandes gegen Oesterreich. als in andern Ursachen.

Ich schrieb darüber meinem Freunde Zedlitz, und dass es mich wundere, dass von einer reellen Arbeit, für welche ich das Werk mit gutem Gewissen halten zu dürfen glaubte, so wenig Notiz genommen werde. Er antwortete mir: „Darüber darfst Du Dich gar nicht wundern; denn es ist genug, dass es ein österreichisches ist, weil es mit offenem Helm den Grossfeldherrn des Befreiungskrieges gegen die Impertinenz des Urtheils früherer oder späterer Parteileute vertritt."

Dafür fand ich hinlängliche Genugthuung in der Anerkennung, die mir von den ersten staatsmännischen wie militärischen Autoritäten der Monarchie gezollt wurde.

Die Worte des Fürsten Metternich in Bezug auf seine Zeugenschaft, zu Gunsten aller von mir aufgestellten geschichtlichen Wahrheiten, habe ich bei Gelegenheit der Beantwortung der anmaassend wegwerfenden Worte Bernhardi's über mich angeführt.

Graf Radetzky entschuldigt sich in seinem Antwortschreiben, auf die Uebersendung eines Exemplars zuerst, dass sein hohes Alter und seine Geschäfte ihm nicht gestatten, mit jener Raschheit in der Lectüre meines Werkes vorzuschreiten, als es das Interesse des Gegenstandes und seine noch immer frischen Erinnerungen jener wichtigen Kriegsepoche wohl wünschenswerth machten. Er dankt mir für die Uebersendung des Exemplars auf das verbindlichste, und drückt die Ueberzeugung aus, dass demselben die allgemeine Anerkennung nicht entgehen werde, auf die meine Feder sich bereits entschiedene Ansprüche erworben habe; er schliesst mit den Worten: „Sie überliefern der Nachwelt die Geschichte einer Epoche, welche zu der ruhmreichsten des österreichischen Heeres gehört; und so erhebend deren Erinnerungen noch jetzt meine Brust beleben, eben so lohnend bleibt für Sie das Bewusstsein, diesen Ruhm künftigen Geschlechtern aufgezeichnet zu haben."

Unter den vielen anerkennenden Schreiben, welche mir von den höchstgestellten Militärpersonen über meine Arbeit zugekommen, kann ich noch eines nicht unerwähnt lassen, welches zugleich den Beweis für das schöne Ergebniss liefert, in welchem freundlichen Verhältnisse die österreichischen Officiere zu ihren höhern Vorgesetzten, ausser dem Dienste stehen. Ich hatte auch dem Herrn F. Z. M. Grafen Coronini, damals commandirender General des k. k. österreichischen Armee-Corps in der Wallachei, als Zeichen meiner Verehrung, ein Exemplar meines Feld-

zugs 1814 in Frankreich übersendet. Nach seiner Zurückkunft aus der Wallachei, schrieb Se. Excellenz mir unter dem 17. September 1856 von Temesvar: „Ich komme etwas spät mit meinem innigsten Danke für Ihre Aufmerksamkeit, die Sie mir durch die Uebersendung Ihres sehr interessanten und wichtigen Werkes, über den Feldzug 1814 erwiesen, allein ich war nicht nur im Umzuge von Bukarest hieher, als ich diese Sendung erhielt; sondern ich wollte es früher auch ein wenig durchlesen.

Ich habe dies nun gethan, und kann Sie versichern, dass mir diese Lectüre einen gewiss seltenen Genuss verschaffte. Diesem Ihren Werke ist ein bleibender Werth gesichert, jeder Patriot muss sich daran laben, und bei einiger Auffassung kann jeder Militär aus diesem Werk das nützlichste Studium für seinen Beruf machen. Nochmals mache ich Ihnen meinen Glückwunsch über Ihre verdienstvolle Arbeit, und den herzlichsten Dank wiederholt Ihr ergebenster Kriegskamerad

Coronini m. p.
F. M. L.“

Es war gerade in diesem Zeitpunkte, wo die Werke verschiedener fremdländischer Schriftsteller, über jene Zeitperiode auftauchten, die sich bemühten, allen in den Feldzügen 1813 und 1814 erworbenen Ruhm andern zuzutheilen, als denen, den er gehört. Durch ihre Werke entstanden die kritischen Urtheile, die ich in verschiedenen Zeitblättern, vorzüglich im „österreichischen Soldatenfreund“, und in der auf ihn gefolgten „militärischen Zeitung“ über dieselben veröffentlichte, welche die Grundlage meiner gegenwärtigen Arbeit bilden.

Haben die fremden Blätter nichts gegen die Wahrheit meiner Angaben aufbringen können, so war es der Ton den ich angeschlagen, welchen sie nicht angemessen finden wollten. „Wie man in den Wald schreit, so hallt es wieder heraus!“ und mein Freund Zedlitz schrieb mir bei Rücksendung der betreffenden Blätter, die ich ihm zur Durch-

sicht mitgetheilt hatte: „Ich übersende Dir heute pr. Kreuzband mit vielem Danke die mir mitgetheilten Blätter zurück, die mich mit wahrer Freude erfüllt haben; die vollständige Sachkenntniss, somit das unbestreitbare Gewicht derselben abgerechnet, so möchte ich aufjauchzen, dass endlich einmal Jemand diesen flegelhaften Fanfaronneurs in dem ihnen gebührenden Ton geantwortet hat. — Ich finde, dass wenn Jemand, Du, Dir ausser der Anerkennung Deiner Kameraden, eine öffentliche verdient hast — bedenkt man nicht, was es heisst, wenn Jemand so wie Du, die Ehre der Armee vertritt? . . . .“

Ueber denselben Gegenstand schrieb mir Feldzeugmeister Graf Coronini unter dem 7. April 1857:

„Ich habe mit sehr gespanntem Interesse die wohlverdienten Rügen und vielfachen Berichtigungen, des anmaassenden Werkes Beitzke's gelesen. Ich habe wohl öfters Ihre ruhige sicher treffende Feder zu erkennen geglaubt. Der Himmel erhalte Ihnen noch lange diese volle Kraft und den hellen Geist für Oesterreichs Ruhm zu kämpfen. Sie werden noch manche Lanze einsetzen müssen, allein Sie sind ein so wackerer Kämpe, dass sie noch viele Gegner im Staube sehen müssen.“

Allein eine höchst schmeichelhafte moralische Auszeichnung für mein Bemühen um den Ruhm Oesterreichs und seiner Armee blieb auch nicht aus.

Im Jahre 1852 war in Russland ein kriegsgeschichtliches Werk erschienen, verfasst auf Befehl des Kaisers Nikolaus, unter dem Titel: „Geschichte des Krieges Russlands gegen Frankreich im Jahre 1799, unter der Regierung Kaiser Paul I;“ in russischer Sprache mit der Tendenz geschrieben, Oesterreich, seinen Kaiser und sein Heer in allen nur möglichen Hinsichten herabzusetzen, dagegen Russland, seinen Kaiser und seine Armee in den höchsten Himmel zu erheben; es ist dies ein Werk, welches die wahre Geschichte, das Geschehene, durch Parteilichkeit, Anmaassung, Selbstüberschätzung, Neid, Eifersucht und bösen

Willen in der Art entstellt, dass sie oft geradezu zur Fabel wird. Von dem Jahre 1856 bis 1859 folgte eine deutsche Uebersetzung von Chr. Schmitt, Lieutenant im k. bair. 2. Infanterie-Regiment Kronprinz, die mehr als nöthig in dem Sinne der russischen Verfasser gehalten ist, von denen der erste, der russische Generallieutenant Mihailowsky Danilewsky, bekannt als der Panegyriker Russlands *à tout prix*, schon nach Beendigung des ersten Theiles starb; wo sonach die Fortsetzung dem Obersten Miljutin des Generalstabs übertragen wurde, der wo möglich in höherer Potenz in die Fussstapfen seines Vorgängers trat.

Se. Majestät der Kaiser durch den Grafen Coronini aufmerksam gemacht auf mein Bestreben, der Wahrheit, dem Rechte Oesterreichs und dem Ruhme seines Heeres, die gebührende Anerkennung zu verschaffen, geruhten allergnädigst, mir die Verfassung der Geschichte des Feldzugs 1799, und zugleich die Würdigung und Widerlegung des russischen Werkes über diesen Gegenstund auf Grund der Quellen des kaiserlichen geheimen Hof- und Staats-, wie des Kriegsarchivs aufzutragen, eine Arbeit die jetzt vollendet, um so mehr verdiente bekannt gemacht zu werden, um den Beweis zu liefern, wohin falsche Ruhmsucht führen, wie sie selbst zum Verbrechen werden kann.

Als ich zuerst diese Sache bei dem Grafen Coronini selbst in Anregung gebracht hatte, finanzielle Bedenken die Ausführung noch zweifelhaft machten, schrieb mir Se. Excellenz: „Ich glaube, Herr Major, dass Sie sich dieser schönen Aufgabe nicht mehr entschlagen können. Sie fühlen den Beruf in sich, man bietet Ihnen die Mittel dazu, also frisch zur Arbeit. Ich rechne darauf, dass Sie die Idee zur Widerlegung Miljutin's nicht mehr auslassen, und hoffe bei meiner nächsten Ankunft in Wien, etwas Concreteres darüber zu erfahren."

Dieser allerhöchste Auftrag nun hatte noch eine andere glückliche Folge für mich, indem er mich in die nächste Berührung mit Sr. Excellenz dem Herrn Feldzeugmeister Ritter von Benedek brachte, der dem Herrn Feldmarschall Baron Hess in der Stelle des Chefs des General-Quartiermeisterstabes gefolgt war, an den ich mit meinen Berichten über den Fortgang meiner Arbeit direct angewiesen war.

Ich habe schon früher erwähnt, dass Se. Excellenz bei meiner ersten Vorstellung, in mir einen Bekannten aus Ihrer frühern Kindheit wieder erkannt hatten; jetzt einige Zeit nachher, als ich schon einigemal über meine Dienstarbeit mit dem Herrn Feldzeugmeister gesprochen, und das letzte Mal das Dienstgespräch beendet, fragten Se. Excellenz mich, wie es komme, dass ich es nicht weiter gebracht habe als zum Major: „Ich habe mich um Dich erkundigt,“ fuhr er fort, „Du hast eine sehr gute Renomée in der Armee, sag' mir warum bist Du nicht auch Feldzeugmeister?“ Ich konnte hier leider nur mit einem traurigen Achselzucken antworten. „Setz' Dich her,“ sagte er, „und erzähl' mir Dein Schicksal;“ was ich, dem Befehle folgend, mit meiner gewohnten Offenheit that, woraus dann leicht zu entnehmen war, dass meine zweite Heirath, meine Verbindung mit der ungarischen Magnatenfamilie der Schlussstein meines frühern Glückes war. Als ich auch des Umstandes erwähnte, dass ich im Jahre 1814 vom Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg, Sr. M. dem Kaiser zum Ritterkreuze des Leopoldordens vorgeschlagen worden, und es aus der nämlichen Ursache nicht erhalten, die mir die Beförderung zum Hauptmann im Generalstab verkümmert hatte, sagten Se. Excellenz: „Wenn das wahr ist, so muss es sich ja in den Feldacten im Kriegsarchiv finden.“

Unser Gespräch, welches in den Anfang des Jahres 1859 gefallen war, endete dann bald und von dem letzten Gegenstande war auch weiter keine Rede mehr. Ich hatte

wohl erfahren, dass Nachsuchungen über mich im Kriegsarchiv statt gehabt hätten; nichts desto weniger war ich auf's höchste überrascht, als das Verordnungsblatt vom 22. Mai 1860 mir bekannt gab, dass Se. Majestät der Kaiser mittelst Allerhöchsten Handschreibens vom 21. Mai, dem Tage vor der Enthüllung des Denkmals des Erzherzogs Karl, mir: „in Anerkennung meiner langen, vor dem Feinde und im Frieden sehr guten Dienstleistung, dann der auch im Ruhestande vielfach bethätigten verdienstlichen Leistungen, das Ritterkreuz des Leopoldordens taxfrei verliehen habe". Dass ich diese allerhöchste Gnade Niemand Anderm als dem Vortrage Sr. Excellenz des Herrn F. Z. M. von Benedek zu danken habe, wird Niemand bezweifeln; dieser folgte dann unter dem 29. October 1861 meine Erhebung in den erblichen Ritterstand des österreichischen Kaiserstaates.

Bei der Uebergabe des Schlusses der Geschichte des Feldzuges vom Jahre 1799, hatte ich um fernere Beschäftigung gebeten, und den Wunsch geäussert, dass mir die Fortsetzung der Darstellung der Geschichte, der Feldzüge der Jahre 1813, 1814 und 1815 übertragen werden möge.

Schon im Jahre 1850 hatte ich mich an den Feldmarschall Grafen Radetzky mit der Bitte gewendet, dahin wirken zu wollen, dass mir die Verfassung der Geschichte der Feldzüge des Befreiungskrieges aufgetragen werde; als Antwort schrieb mir Se. Excellenz unter dem 27. April: „Ich habe Ihr werthes Schreiben vom 19. d. erhalten, und kann mich über Ihre gute Absicht dem Staate fortwährend durch Ihren Fähigkeiten entsprechende Leistungen zu nützen, nur belobend aussprechen und wünschen, es möge Ihnen gelingen Ihren Zweck zu erreichen. Ich habe daher Ihr Schreiben an den Chef des Generalstabs, Herrn Feldzeugmeister Hess geleitet, und bin überzeugt, dass er Ihrem Wunsche, wenn sich nicht mir unbekannte Hindernisse entgegenstellen, willfahren wird."

„Wenden sich E. H. daher persönlich, mit Beziehung auf dieses Schreiben an den Herrn Feldzeugmeister Hess, und sind Sie überzeugt, dass ich an dem Gelingen Ihres Ansinnens Antheil nehmen werde“.

Auf meine Verwendung beim Herrn F. Z. M. Baron Hess erhielt ich unter dem 26. Mai 1850 folgende Antwort: „Mein lieber Freund! In Erwiderung Deines gefälligen Schreibens vom 5. d., welches mir erst gestern nach meiner Rückkehr von einer im Gefolge Sr. Majestät nach Triest unternommenen Reise zukam, beeile ich mich Dir leider bekannt zu geben, dass Se. Majestät bereits vor zwei Wochen den Obersten Hermann, mit der Bearbeitung der Geschichte der Feldzüge 1813 und 1814 beauftragt hat, daher ich leider nicht in der Lage bin, Deinem mir ausgesprochenen Wunsche nachzukommen.“

„Zugleich ergreife ich diese Gelegenheit, Dir die Gesinnungen langjähriger Freundschaft und Anhänglichkeit wiederholt bekannt zu geben, mit welchen ich bin und bleibe Dein ergebenster Freund Hess m. p.“

Oberst Hermann starb, ohne in der Arbeit weit fortgeschritten zu sein; wenn ich nun auch wieder um diese Arbeit competirte, so konnte ich doch nichts dagegen haben, dass einer in höheren Rang stehenden, als Schriftsteller ausgezeichneten Persönlichkeit, dem Herrn F. M. L. v. Haller der Vorzug gegeben wurde. Dieser hatte jedoch eben den Feldzug 1813 nahezu beendet, als diese Arbeit aus Sparsamkeits-Rücksichten eingestellt wurde.

Jetzt erst nachdem ich den letzten Abschnitt der Geschichte des Feldzugs 1799 übergeben, und um eine weitere Arbeit gebeten hatte, war ich so glücklich meinen lang gehegten Wunsch erfüllt zu sehen, indem mir das hohe Kriegsministerium die Fortsetzung der Geschichte der Feldzüge 1813, 1814 und 1815 auftrug. Keine interessantere Beschäftigung konnte ich mir wünschen, indem sie mich in die glücklichsten Zeiten meines Kriegerlebens zurück

versetzt, wozu ich die Epoche dieser Feldzüge rechnen darf.

Möge die gütige Vorsehung, die mich bisher so wunderbar beschützte, mir in meinem hohen Alter noch den hellen Geist und die körperliche Kraft erhalten, die mir ertheilte Arbeit nach Pflicht und Gewissen, zum Ruhme Oesterreichs und seines Heeres zu vollenden.

ANHANG.

SKIZZE

der Politik Oesterreichs vom Wiener Frieden 1809 bis zum Pariser Frieden 1814.

Der hier folgende Aufsatz ist das Resultat einer fast vierstündigen Unterredung, die ich in den ersten Tagen des Februars 1857 mit dem Staatskanzler Fürsten Metternich hatte. Ich hatte 14 Tage früher dem Fürsten ein Exemplar meiner „Geschichte des Feldzugs der verbündeten Heere Europa's 1814 in Frankreich", übersendet, und erhielt von ihm das schon früher bekannt gemachte Dankschreiben, „die Beistimmung seiner Zeugenschaft enthaltend, zu Gunsten aller darin aufgestellten geschichtlichen Wahrheiten." Der Fürst bot mir in diesem Schreiben für weitere Arbeiten seine Bibliothek an, was mich bewog mich dem Fürsten persönlich vorzustellen, dem ich schon vom Befreiungskriege her bekannt war; wo ich während das Hauptquartier in St. Cloud stand, mehrmal in Aufträgen des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg mit ihm in Berührung gekommen, auch während des Congresses zu einigen diplomatischen Missionen von ihm verwendet worden war.

Das Erste bei diesem Besuche war der Vorwurf des Fürsten, warum ich ihm das Manuscript meines Werkes vor dem Drucke nicht zur Durchsicht vorgelegt habe, indem er mir mehrere Aufklärungen würde gegeben haben, welche den Werth meines verdienstvollen Werkes noch um Vieles erhöht haben würden. In Folge dessen liess der

Fürst sich herab, mir durch beinahe vier Stunden den vollständigen Gang der österreichischen Politik zu erklären, von dem Zeitpunkte 1809 an, wo er das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernommen, bis zum ersten Pariser Frieden.

Ich habe mich nun bemüht in dem nachfolgenden Aufsatze Dasjenige wieder zu geben, was der 83jährige Staatsmann mit einer Folgerichtigkeit ohne Gleichen, meine ganze Aufmerksamkeit fesselnd, mir vortrug.

Aus des Fürsten Erläuterungen geht hervor, dass von dem Momente, wo die Freundschaft zwischen St. Petersburg und den Tuilerien nachliess, das intimere Verhältniss zwischen Wien und Petersburg, wenn auch sehr in der Stille ohne Aufsehen zunahm, wobei die Unterhandlungen theilweis durch hohe Personen geleitet wurden, die im gewöhnlichen Lauf der Dinge zu solchen Geschäften nicht verwendet zu werden pflegen.

So wie nun der Fürst bei den verschiedenen Gelegenheiten, wie dies die Leser in dem Aufsatze finden werden, auf die gewisse Gemüthsstimmung Napoleon's hindeutete, die er seine Krankheit nannte, so habe ich im Laufe der Unterredung, die vollkommene Bestätigung meiner frühern Ueberzeugung gewonnen, dass der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg während der ganzen Dauer des Befreiungskrieges nie Weisungen in Bezug auf die Führung der Operationen aus dem kaiserlichen Cabinete erhalten habe; die specielle Behauptung gewisser fremdländischer Schriftsteller, Fürst Schwarzenberg sei nach dem Rückzuge von Troyes, von seinem Kaiser bestimmt angewiesen worden, nicht mehr über die Seine zu gehen, weil er Napoleon auf dem Throne erhalten wollte, erklärte der Fürst als ein absurdes Hirngespinnst, was schon durch die Thatsache hinlänglich dementirt worden sei.

Wenn ich mich dann auf's höchste geschmeichelt fühlen musste, mich durch eine solche Belehrung von dem Nestor der europäischen Diplomatie ausgezeichnet zu sehen;

so stieg meine Bewunderung über das ungeschwächte Gedächtniss des 83jährigen Greises, wie über die beinahe jugendliche Ausdauer, mit welcher der Fürst den Faden seiner Erzählung fest hielt, mit jedem Augenblick. Auch entliess er mich nicht eher, bis er beim Pariser Frieden angekommen, mich dann einladend, das was ich von ihm erfahren, zu meinem Gebrauche zu Papier zu bringen. Wenn ich nun wohl nicht im Stande war, ganz genau die erhaltenen Details beisammen zu halten, so glaube ich doch in meiner Darstellung des Gegenstandes, die Hauptpunkte der Erzählung in dem folgenden Aufsatze getreu niedergelegt zu haben.

Dass die Veröffentlichung desselben sich bis heute verzögerte, daran tragen Umstände die Schuld, die nicht von mir ausgehen. Uebrigens scheint der gegenwärtige Augenblick um so mehr dazu geeignet, als Europa nie mehr eines Staatsmannes bedurfte, den Verein Aller gegen Einen zu Wege zu bringen, wie dies dem Fürsten Metternich in jenem Zeitpunkt gelang; und wenn dieser Verein einst wirklich zu Stande gekommen, dann möge die Vorsehung diesem Vereine wieder einen Feldherrn schenken, der unbeirrt durch alle Hindernisse, die eine Coalition mit sich bringt, diese zusammen zu halten, und ihre Truppen zum Siege zu führen weiss, wie der Feldmarschall Fürst Carl Schwarzenberg.

Es ist eine anerkannte Wahrheit, dass der Mensch vermöge seiner geistigen Natur zu wissen verlangt, was vor seiner Zeit geschehen, so wie das, was in seiner Gegenwart sich ereignet; mehr aber noch verlangt der denkende Mensch den Zusammenhang von Ursache und Wirkung der Thatschen zu erfahren, um vom Ganzen sich ein klares Bild zu verschaffen.

Ist dies nun schon bei geringfügigen Dingen der Fall, um wie viel mehr muss es dies sein, wenn von grossen

ganze Welttheile berührenden Begebenheiten die Rede ist, in denen neben dem Schwerte, fast immer auch die Politik ihre Rolle spielt.

Die wahren Ursachen dieser Begebenheiten, vorzüglich wenn die Politik daran ihren Antheil hat, bleiben zur Zeit der That gewöhnlich den Zeitgenossen verborgen, und einer Anzahl von Jahren bedarf es, um den Schleier zu lüften, der von Anfang her die Geheimnisse der Politik verhüllt. Ist aber ein Mal eine solche Zahl von Jahren vorüber, sind die Hauptpersonen, die in den Begebenheiten eine hervorragende Rolle gespielt, der Welt entrückt, dann ist der noch überlebende Zeitgenosse eher als jeder Andere im Stande, den Schleier zu heben, der im Moment der That die Ursachen derselben deckte.

Das grösste Ereigniss des gegenwärtigen Jahrhunderts ist ohne Widerspruch der im Beginn seines zweiten Decenniums statt gehabte Umsturz des ersten französichen Kaiserthrones, der Untergang der angemaassten Weltherrschaft Napoleon's I.

Bald wird ein halbes Jahrhundert sich erfüllt haben, seit die welterschütternden Ereignisse der Jahre 1812, 1813 und 1814 diesen Untergang zur Folge hatten; es dürfte daher schon an der Zeit sein, den Versuch zu wagen, um zu entdecken, welches die eigentlichen Ursachen dieser denkwürdigen Begebenheit waren.

Niemand wird bestreiten, dass bei einem Falle wie der vorliegende die Ursachen von zweierlei Art waren.

Die ersten lagen sicher in den offenkundigen Handlungen jener Person, der die erste Rolle in dem grossen Weltdrama zugetheilt war, des Kaisers Napoleon selbst, dessen trotziger Uebermuth das Schicksal herausgefordert, ihn durch sein eigenes Wollen vom selbstgebauten Throne herabstiess, und als Gefangenen auf einem Felsen des atlantischen Oceans, Tausend Meilen von dem Schauplatze seiner Grösse, enden liess; die andern aber sind geheimer Art, es sind die Triebfedern nämlich, deren Thätigkeit sich

im Verborgenen bewegte, um von der entgegengesetzten Seite die nämlichen Wirkungen hervorzubringen.

Dass der Kaiser Napoleon seinen Untergang selbst hervorgerufen, wird von Niemanden geläugnet werden, der dem Gange seiner Handlungsweise gefolgt, seit er zur Macht gelangt war; sein Untergang war von Anfang an in der besondern Art gegründet, durch welche er zu seiner Grösse gelangt, zu der schwindelnden Höhe gestiegen war, von der er, als Herr der Welt sich dünkend, verachtend auf Alles neben ihm herabsah.

Wem aber verdankte er eigentlich seine Grösse? Niemand anderem, als seinen Gegnern selbst — ihrer Uneinigkeit, ihrer Zerrissenheit unter sich; und konnte er wohl anders von dieser Höhe herabgestürzt werden, als durch das Gegentheil von dem, was ihn auf dieselbe erhoben? — Die vollkommene Einigung seiner Gegner gegen ihn? Diese Einigung zu Stande zu bringen, durch sie den Untergang Napoleon's herbei zu führen, konnte nur das Werk der Politik sein.

Wir wollen nun versuchen zu zeigen, dass es die Politik Oesterreichs, welches die französische Revolution von ihrem ersten Beginnen und ihr Kaiser Napoleon deren Erben bekämpfte, es war, die schon vom Frieden 1809 angefangen, den Sturz der angemaassten französischen Weltherrschaft vorbereitete, indem es die Leitung seiner äussern Angelegenheiten dem Fürsten — damals Grafen — Metternich anvertraute. Um den Beweis dafür zu liefern, müssen wir etwas weiter in der Zeitgeschichte, in das letzte Decennium des vorigen Jahrhunderts zurückgehen.

Kaiser Franz I. von Oesterreich, als deutscher Kaiser der II., hatte am 1. März 1792 den Thron seiner Väter bestiegen, und am 20. April erklärte ihm das revolutionäre Frankreich den Krieg, der dann abwechselnd mit kurzen friedlichen Intervallen, immer zum Nachtheile Oesterreichs fortdauerte, bis er durch den Frieden von 1809 geendet schien, für Oesterreich allein es auch war. Waren die

Verluste gross, welche Oesterreich seit siebzehn Jahren erlitten, war die Monarchie durch die verschiedenen Friedensschlüsse um ein Dritttheil in ihrer Territorialgrösse nach und nach herabgesunken, so war doch Kaiser Franz der einzige Monarch des Continents, der im ganzen Verlauf des französischen Revolutionskrieges in seiner politischen Anschauung der Verhältnisse sich durchaus gleich geblieben, und es ist gewiss, dass wenn er auch augenblicklich durch materielle Gewalt — 1809 — zum vierten Mal gezwungen worden war, den Kampf gegen überlegene Kräfte auszusetzen, er von den Tendenzen der französischen Revolution, und dem Genie, das als ihr Erbe aus ihr hervorgegangen war, nie sich hat irre führen lassen, nie sich hat täuschen lassen, aber auch im Vertrauen auf die Gerechtigkeit der göttlichen Vorsehung, auf die unwandelbare Treue und tiefbegründete Anhänglichkeit seiner Völker, nie der Hoffnung entsagt hatte, dass die Dinge endlich jene Wendung, jenen Umschwung nehmen würden, den der Uebermuth Napoleon's früher oder später herbeiführen müsse.

Dass Napoleon dies eingesehen, dass er die innere Kraft Oesterreichs nicht unterschätzte, dass er aus der Schnelligkeit, mit der Kaiser Franz nach den, vor dem Jahre 1809 schon erlittenen grossen Verlusten, in diesem Jahre ihm mit einer Armee von 300,000 Mann entgegen gehen konnte, die Unzerstörbarkeit der Monarchie erkannt hatte, geht aus dem geheimen Artikel des Wiener Friedensvertrags hervor, in welchem Kaiser Franz sich hatte verpflichten müssen, keine stärkere Armee als von 150,000 Mann halten zu sollen.

Aus dem Gesagten lässt sich leicht ermessen, dass wenn auch nach dem Friedensschlusse von 1809 das ganze Augenmerk des Kaiser Franz darauf gerichtet sein musste, die durch den Krieg verrückten Verhältnisse der Monarchie wieder zu ordnen, den Wohlstand seiner Unterthanen wieder zu heben, er dennoch zugleich nie die äussere

Politik, das Verhältniss Napoleon's zu den übrigen europäischen Staaten aus den Augen verlor, welches er durch die Aenderung in der Leitung seines Kabinets bewies.

In der damaligen Lage Oesterreichs, wo die Völker durch die Lasten des Krieges erschöpft, der Staatsschatz von Hüfsquellen entblösst, schwer mit der französischen Kriegssteuer belastet war, konnte nur ein dauernder Friede die Möglichkeit geben, dem Staate nach und nach wieder aufzuhelfen; an diesen war dann wohl auf keine andere Weise zu denken als durch eine Annäherung an Frankreich, durch eine auf klugen Grundsätzen beruhende Allianz mit Frankreich, mit dem Kaiser Napoleon.

Die auswärtigen Angelegenheiten Oesterreichs waren bisher durch den Grafen Stadion geführt worden, der in seiner politischen Ansicht der kriegerischen Richtung des englischen Cabinets gehuldigt hatte; dieser legte am 9. Juli 1809 sein Amt nieder, und Kaiser Franz, der schon die geistige Ueberlegenheit des Fürsten Metternich als Gesandter bei Napoleon vor dem Feldzuge 1809 hatte kennen gelernt, ernannte diesen zu seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Es war ein höchst kritischer Zeitpunkt, in welchem der Fürst diese Stelle — einstweilen nur provisorisch — übernahm, denn zwischen den zwei kriegführenden Parteien war am 12. Juli 1809 während der noch dauernden Schlacht von Znaim, ein Waffenstillstand auf die Dauer von 4 Wochen geschlossen worden, und man sah den Unterhandlungen zum Frieden entgegen. Noch vor Ablauf dieser Zeit erhielt Fürst Metternich von Napoleon die Einladuug, die Friedensunterhandlungen zu beginnen und am 17. August wurden die Conferenzen zu Deutsch-Altenburg eröffnet. Die überspannten Forderungen des französischen Kaisers verzögerten den Abschluss des Vertrags, es handelte sich um die Bestimmung der Kriegssteuer; Napoleon verlangte 100 Millionen, ihm wurden 50 Millionen geboten. Die Hartnäckigkeit, mit welcher Fürst Metternich an dem [illegible] elt, veranlasste Napoleon einen andern Be-

vollmächtigten zu verlangen, und statt dem Fürsten Metternich, der am 8. October das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten definitiv übernommen hatte, setzte der Feldmarschall Fürst Johann Liechtenstein die Verhandlungen mit dem Grafen Champagny in Wien fort.

Das Attentat des deutschen Studenten Staps auf den Kaiser Napoleon in Schönbrunn am 13. October in Verbindung mit den aufrührerischen Symptonen in Deutschland, bewogen Napoleon zur Nachgiebigkeit, die Contribution wurde auf 75 Millionen bestimmt und der Friede am 14. October in Wien unterzeichnet.

Wir sagten Fürst Metternich habe am 8. October die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten definitiv übernommen, wir glauben hinzusetzen zu dürfen, dass diese Uebernahme der Wendepunkt von Napoleon's Glück war, wie wir dies im Verlauf der Darstellung unseres Thema's darzuthun versuchen werden; dem ungeachtet legten ihm die Verhältnisse des Augenblicks damals die Pflicht auf, eine freundlichere Stimmung zwischen Kaiser Franz und Napoleon hervorzurufen, um den Völkern Oesterreichs Ruhe zur Erholung zu verschaffen, nnd hierin kam ihm die Gunst des Geschickes zu Hülfe.

Zur Zeit des Wiener Friedens stand Napoleon im Zenith seiner Macht und Grösse, allein es fehlte ihm das, was dem Gebäude, das er errichtet, auch für die Zukunft festen Bestand geben sollte — ein natürlicher Erbe seines Thrones, seines Reiches. Der Gedanke, dass seine welthistorische Schöpfung einst mit seiner Person von der Erde verschwinden werde, indem er keinen natürlichen Erben seiner Macht, seines grossen Reiches, seines Systems zurückliess, trübte allein sein Glück.

Da er nun von seiner Gemahlin diesen Erben nicht mehr erwarten konnte, so beschloss er kurz, sich von ihr zu trennen und eine neue Ehe einzugehen. Um aber hier auch seinem Stolze zu schmeicheln, fiel seine Wahl auf eine Erzherzogin von Oesterreich, Marie Louise, die

älteste Tochter des Kaisers Franz. Mag nun das väterliche Herz des Kaisers sich noch so sehr gegen diese Verbindung gesträubt haben, so rieth die damalige Lage der Monarchie um so weniger sich dieser Zumuthung Napoleon's zu entziehen, als man auf diese Heirath die Hoffnung eines dauernden Friedens bauen, und noch andere Vortheile erreichen zu können glaubte. Die folgende Zeit gab bekannt, wie sehr man sich geirrt!

Am 15. December fand die Scheidung Napeleon's von seiner bisherigen Gemahlin statt, welche Ehe um so leichter getrennt werden konnte, als die Kirche nie die Gültigkeit derselben anerkannt hatte, und kurz darauf erschien Graf Louis Narbonne in Wien, um im Auftrage Napoleon's den Fürsten Metternich von dem Wunsche des Kaisers zu unterrichten. Am 7. Februar erfolgte dann die förmliche Werbung durch den französischen Kriegsminister Berthier, Fürsten von Neufchatel und die Vermählung durch Procuration am 10. März. Fürst Metternich begleitete als ausserordentlicher Botschafter die junge Kaiserin nach Paris, und hatte neben dem Auftrage, die Tochter seines Kaisers in ihre neue Stellung einzuführen und die neuen Interessen Oesterreichs zu wahren, auch zugleich jenen, den Ausbruch eines nahen Ungewitters zu verhindern, welches sich bereits im Norden zusammen ziehen wollte. Allein alle Bemühungen des Fürsten scheiterten an dem brennenden Eroberungsdurste Napoleon's, indem die ausserordentliche, nie geahnte Ehre, der Schwiegersohn des Kaisers von Oesterreich zu sein ihn überredete, die unbedingteste Zustimmung seines Schwiegervaters bei allen seinen künftigen Unternehmungen durch diese Familienverbindung gewonnen zu haben. Und von diesem Zeitpuncte an hatte die Sucht seine Macht in's Unendliche auszudehnen, keinen unabhängigen Herrscher neben sich in Europa zu dulden, sich in Napoleon in eine Art Geisteskrankheit ausgebildet, die seinen Sinn dergestalt umnebelte, dass ihm nichts mehr unmöglich und Alles von ihm Ausgehende gerecht erschien.

Ein Gewaltschritt folgte jetzt dem andern, bei denen er selbst Oesterreich nicht schonte, indem er es, wie früher Preussen zur Ausdauer im Anschlusse an das Continentalsystem gegen England zwang, der Papst wurde seiner weltlichen Macht, sogar seiner persönlichen Freiheit beraubt, früher geschlossene Verträge gegen alle Seiten verletzt, sogar sein eigener Bruder Ludwig, durch die Tyrannei, mit welcher Napoleon das ihm geschenkte Königreich Holland behandelte, zur Abdankung gezwungen, und er glaubte nahe daran zu sein, den Traum einer Weltherrschaft zu verwirklichen.

Nur eines schien er vergessen, an Russland nicht gedacht zu haben, nicht zu glauben, dass dieses seinen ausgedehnten Plänen in den Weg treten könne, indem er, wie bei Oesterreich auf die Familienbande, bei Russland auf den persönlichen, in Erfurt mit dem Kaiser Alexander geschlossenen Freundschaftsbund rechnete. Allein er hatte sich sehr geirrt, denn was ist Freundschaft, was ist Verwandtschaft in der Politik, wenn es sich um das Wohl von Millionen handelt? Russland weigerte sich für's Erste ferner an dem Continentalsystem zu halten, dann störte die Besitznahme Oldenburgs, das Eigenthum eines Russland befreundeten Fürsten, vollends das gute Einvernehmen zwischen dem Cabinet von St. Petersburg und jenem von Saint-Cloud, und ernste Verwicklungen standen in Aussicht, die sich bald in offener Feindseligkeit zwischen beiden äusserten.

Eine schwere Aufgabe brachten diese neuen Erscheinungen am politischen Horizont Europas dem Leiter des österreichischen Cabinets, dem Fürsten Metternich; ihm lag die schwere Pflicht ob, mit Rücksicht auf kluge Schonung der mit Frankreich eingegangenen Verträge, so wie der bestehenden Familien-Verbindung die Monarchie dennoch in eine solche Lage zu stellen und zu erhalten, die es ihr möglich machen würde, vorbereitet und gerüstet dem Augenblicke entgegen zu sehen, der nach Metternich's An-

sicht nicht mehr fern war, wo das tief beleidigte Europa Oesterreichs Hülfe in Anspruch nehmen würde. Und dieser Augenblick trat wirklich früher ein, als die Welt ihn erwartet hatte; denn ungeachtet aller Bemühungen des Fürsten den Ausbruch eines Krieges zwischen Russland und Frankreich zu verhindern, war beim Beginn des Jahres 1812 daran nicht mehr zu zweifeln.

Am 24. Februar schloss Preussen eine Defensivallianz mit Napoleon, durch welche es sich verbindlich machte, dem französischen Kaiser ein Hülfscorps von 20.000 Mann zu stellen und schon mit Anfang Januar waren von allen Seiten französische, wie Truppen des Rheinbundes in nördlicher Richtung in Bewegung.

Es war jetzt die ernste Frage, welches Benehmen sollte Oesterreich beobachten, um die Anforderungen seiner eigenen Sicherheit mit den Rücksichten auf das Interesse anderer Nachbarstaaten zu vereinigen. Fürst Metternich, die Würde Oesterreichs im Auge haltend, hatte sehr gut gefühlt, dass ein System wehrloser Unthätigkeit — die einzige Art völliger Neutralität, welche der französische Kaiser anerkannt haben würde — von einer Macht von solch einem politischen Gewichte wie Oesterreich, nicht angenommen werden könne. Unter keinerlei Bedingung konnte Oesterreich sich der thätigen Theilnahme an so ernsten, ganz Europa bedrohenden Angelegenheiten entziehen; konnte nun Kaiser Franz auch eigentlich für die Absichten Napoleon's direct nicht Partei nehmen, so blieb ihm diesmal doch nichts anderes übrig, als an seiner Seite den Kriegsschauplatz zu betreten; denn sich in diesem Augenblicke gegen Frankreich zum Kriege zu rüsten, würde die unausbleibliche Folge gehabt haben, dass Napoleon mit seiner ganzen Macht zuerst auf Oesterreich gefallen, die österreichischen Länder zuerst der Schauplatz eines Krieges geworden sein würden, der bei der Unzulänglichkeit der Vertheidigungs-Mittel in sehr kurzer Zeit die Monarchie der völligen Vernichtung preisgegeben haben würde.

Bevor sich jedoch Kaiser Franz entschloss, seinen Gesinnungen hierüber einen bestimmten Ausdruck zu geben, hatten ernstliche Verhandlungen statt, über die Modalität der Ausführung der zu leistenden Beihülfe. Oesterreich erklärte zwar Theil nehmen zu wollen an dem Kampfe gegen Russland nach Maassgabe des Standes seiner Armee, doch nur dann, wenn ihm von den Hauptagenten in diesem Kriege die Territorial-Neutralität für alle seine Besitzungen garantirt würde.

Napoleon in dem festen Wahn, unbedingt als Sieger aus diesem Streite hervorzugehen, weshalb es ihm nicht denkbar schien, dass der Krieg sich auf österreichisches Gebiet ziehen könne, sagte diese Neutralität unbedenklich für den ganzen Umfang der österreichischen Monarchie zu. Da aber eine Neutralität in der That nicht besteht, in so lange sie nicht allseitig anerkannt ist; so wurde zu gleicher Zeit von Wien aus die Anfrage an das Petersburger Cabinet gestellt, ob auch Russland die gleiche Territorial-Neutralität für den ganzen Umfang des österreichischen Kaiserstaats bewilligen werde, und die Antwort fiel nach kurzen Unterhandlungen bejahend aus; eine Antwort, die Napoleon wohl nicht als das beste Omen für sich, in Bezug auf das Verhältniss Oesterreichs zu Russland hätte nehmen können.

Nachdem dieser Gegenstand geordnet war, ohne bei Napoleon den Verdacht gegen Oesterreich eines näheren Einverständnisses mit Russland erregt zu haben, handelte es sich um die Grösse des Contingents, welches Oesterreich gegen Russland für den Kaiser Napoleon zu stellen habe.

Gegen grössere Forderungen schützte nun hier Oesterreich der erwähnte geheime Artikel des Wiener Friedens von 1809, vermöge welchem es sich verpflichtet hatte, keine grössere Armee als von 150.000 Mann zu halten. Da nun diese Anzahl kaum für die innere Sicherheit der Monarchie hinreichte, so erklärte Kaiser Franz ein Contingent von 30.000 Mann stellen zu wollen, ebenso ein Reservecorps

in gleicher Zahl diesem folgen zu lassen, wenn der erwähnte Artikel wenigstens für ein Superplus von 60.000 Mann über den von ihm bedingten Armeestand aufgehoben würde. Nachdem nun durch das Bemühen Metternich's auch dieser Anstand zum Vortheil Oesterreichs beseitigt worden, so wurde am 14. März 1812 der Vertrag über das an Frankreich zu stellende Contingent von 30.000 Mann abgeschlossen.

Nach unserem Dafürhalten kann es keinem Unbefangenen entgehen, dass die Anerkennung der Territorial-Neutralität von Seite Russlands einen Fingerzeig giebt über das Verhältniss, welches schon in jenem Zeitpunkte zwischen beiden Mächten, wenn auch im tiefsten Geheimnisse obwaltete; wir glauben daher nicht zu irren, vielmehr gewiss zu wissen, dass zwischen dem Fürsten Metternich und dem russischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten Grafen Nesselrode eine intimere Einigung über die nächste Zukunft bestand; so wie der Fürst dem Plane der Russen, sich vor Napoleon immer tiefer ins Land zurückzuziehen, nicht ganz fremd gewesen war; die Bestätigung dieser unserer Meinung dürfte sich in späteren Ereignissen finden, auf welche wir seiner Zeit zurückkommen werden.

Um jede Weitläufigkeit zu vermeiden, übergehen wir die durch Napoleon's Ländergier in Deutschland, Spanien, der Schweiz hervorgerufenen Ereignisse, obwohl sie in gewisser Hinsicht in Beziehung zur Bewegung standen, welche er gegen Russland auszuführen im Begriff stand, wozu, um sich Oesterreichs besser zu versichern, das politische Uebergewicht gehört, welches er durch Vergrösserung und Abrundung von Baden, Württemberg und Bayern gegen Süden drängte; wir halten uns speciell an das, was Oesterreich und seine Politik in jenem Zeitraume betrifft.

Das Wiener Cabinet verkannte in diesem Momente durchaus seine Stellung nicht, es sah ein, dass Oesterreich in kurzer Zeit vielleicht als Schiedsrichter in der schwebenden Angelegenheit auf eine oder die andere Art würde

berufen werden; es war daher natürlich, dass es die Aufstellung des Contingents für Napoleon dazu benützte, unter der Hand seine Armee, von der ohnehin der Kern vorhanden war, auf einen solch Ehrfurcht gebietenden Fuss zu bringen, wie es seiner Würde als europäische Grossmacht und das Wohl Europas erforderte, um sowohl für den Krieg wie für den Frieden mit Ehren auftreten zu können.

Die Dinge waren inzwischen soweit gediehen, dass der Ausbruch des Krieges jeden Tag bevorstand, der grösste Vortheil, den Oesterreich durch die wechelseitige Anerkennung der Neutralität seiner Grenzen erzielte, war, dass seine Provinzen vor dem Durchmarsch der kriegführenden Heere gesichert waren.

Am 9. Mai 1812 war endlich Napoleon von Saint-Cloud abgereist, und traf auf seiner Reise zur Armee von der Kaiserin bis Dresden begleitet, am 16. Mai dort ein. Am 18. Mai kam Kaiser Franz mit seiner Gemahlin in Begleitung des Fürsten Metternich und eines grossen Hofstaates ebendaselbst an. Es wurde hier noch einmal von Seite des Kaisers jedes Mittel versucht, Napoleon auf friedfertigere Gesinnungen zurückzuführen, allein vergebens! Jede Einwendung gegen das Wagniss eines Krieges, gegen ein Land, dessen klimatische und Bodenverhältnisse im strengsten Widerspruche mit jenen Ländern stehen, in welchen Napoleon bisher seine Kriege geführt, prallte an seinem eisernen Vorsatze, „der Unterwerfung Russlands“ unbedingt ab. Unter jenen, welche alle Kraft der Beredsamkeit in dieser Hinsicht bei Napoleon verschwendeten, stand Fürst Metternich in erster Reihe. Seit dieser als Grossbotschafter dem Kaiser seine Gemahlin zugeführt hatte, genoss er wieder seine ganze Achtung, sein ganzes Vertrauen. Beinahe einen ganzen Tag hindurch erklärte Napoleon, über seine Karten gebeugt, dem Fürsten seinen Feldzugsplan, die Stellungen seiner ungeheuren Armee, um ihn zu überzeugen, dass kein Zweifel sein könne, ihn auch diesmal als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen zu sehen. Als

dann Metternich ihn aufmerksam machen wollte, auf die Unmöglichkeit der gehörigen Verpflegung so grosser Massen nach dem bisherigen Requisitionssystem, in so unwirthbaren Ländern, auf das fürchterliche Klima, wenn der Feldzug sich bis in den Winter hinein ziehen sollte, da erklärte ihm der Kaiser weiter, dass er seinen ersten Feldzug nicht über die Düna auszudehnen gesonnen sei, dass er sein Hauptquartier über den Winter in Wilna nehmen, und dass für die Verpflegung durch die in den Magazinen von Danzig aufgehäuften Vorräthe jeder Art gesorgt sei, auch bleibe ihm der Rücken frei, um das Verzehrte zu ersetzen, und während der Zeit von 7 bis 8 Monaten, die ihm bis zum nächsten Feldzug blieben, jede Verstärkung an Mannschaft und Munition an sich ziehen zu können.

Fürst Metternich der seinen Mann, aber auch wie wir erwähnt, den Plan der Russen kannte, war schon damals im Stande die später erfolgte Katastrophe im Geist voraus zu sehen, welche den Kaiser Napoleon auf seinem abenteuerlichen Zuge nach Moskau erreichte; er wusste dass Napoleon es nicht würde überwinden können, nach Schlachten zu jagen. Und so geschah es. Die Russen zogen sich immer zurück, er konnte sie nicht erfassen; da ergriff ihn wieder seine Krankheit, die sich schon in dem Tagsbefehle aussprach, den er am 22. Juni bei seiner Ankunft in Polen an seine Armee richtete, wo es am Schlusse heisst: „Ruhmvoll wie der erste wird der zweite polnische Krieg für Frankreich sein, und der Friede, den wir schliessen werden, soll den stolzen Einflüssen, die seit fünfzig Jahren Russland sich auf die Angelegenheiten Europa's anmaasst ein Ende machen," und rastlos drängte es ihn vorwärts ihnen nach!

Am 24. und 25. Juni ging das französische Herr an drei Punkten über den Niemen und zog — seinem Geschicke, seinem Verderben entgegen.

Wir lassen es ziehen, und wenden unsern Blick ab von dem furchtbaren Strafgerichte, welche die Gerechtig-

keit der göttlichen Vorsehung über den Uebermüthigen und sein Heer verhängte, um nach einem Zeitraume von etwas mehr als einem halben Jahre, auf Oesterreich und sein Verhältniss zum französischen Kaiser zurück zu kommen.

Kaiser Franz hatte nach dem unglücklichen Rückzuge der französischen Armee aus Russland, deren Trümmer sich im Januar 1813 hinter der Elbe gesammelt hatten, neuerdings Alles aufgeboten, den französischen Kaiser auf friedliche Gedanken zu bringen; Kaiser Franz schien jetzt berufen zu sein, als Vermittler zwischen den streitenden Parteien auftreten zu sollen, Fürst Metternich unterliess in unausgesetztem Streben nichts, wodurch der allseitig erwartete Friede erreicht werden könne. Allein wie war dieser möglich, wenn Napoleon immer auf der Integrität seines zusammen eroberten Reiches bestand. Unter diesen Verhältnissen war es voraus zu sehen, dass die Rolle eines Vermittlers eine höchst schwierige sein würde, um so mehr als Napoleon, in den ihm dienstbaren Blättern, diese Vermittlung auf jede Art zu verdächtigen suchte. Doch nicht genug an dem; von der bösen Laune des einmal vollkommen besiegten und geschlagenen, aber dennoch wie früher gleich übermüthigen Imperators, gingen Oesterreich beleidigende Ermahnungen zu, die es an sein früheres Unglück erinnerten, und darauf hindeuteten, dass man die wahren von den falschen Freunden zu unterscheiden, jene zu belohnen diese zu züchtigen wissen werde.

Oesterreich jetzt tief in seiner Würde beleidigt, musste ernstlich daran denken, aus der Sphäre eines friedlichen Vermittlers, in jene des bewaffneten über zu gehen. Zeitgewinn war jetzt das Erste was nöthig war, um früher die kräftig begonnenen, aber lange noch nicht zur Reife gediehenen, nicht vollendeten Rüstungen auf einen solchen Grad zu bringen, dass sie entweder den fortdauernden Unterhandlungen das nöthige Gewicht verliehen, um vielleicht dennoch den Frieden zu erzielen, oder im entgegengesetzten Falle, durch den Anschluss an Russland, mit dem

Preussen sich schon vereinigt hatte, diesem Bunde das gehörige Uebergewicht zu verschaffen.

Zu gleicher Zeit jedoch, nämlich schon am 28. März sandte Kaiser Franz den Feldmarschall Fürst Karl Schwarzenberg — vor dem Ausbruch des nordischen Krieges Botschafter Oesterreichs bei Napoleon — jetzt wieder in der nämlichen Eigenschaft mit sehr ausgedehnten Vollmachten nach Paris, um den französischen Kaiser zum Frieden zu bewegen, allein dessen kräftigste Bemühungen scheiterten an der bestimmten Erklärung Napoleon's: Preussen müsse aus der Reihe der europäischen Staaten ausgestrichen werden, wobei er äusserte, dass es nur von Oesterreich abhängen werde, Preussens schönste Provinz — Schlesien — zu erhalten, ein Vorschlag, den Fürst Schwarzenberg mit Entrüstung zurückwies. Die Unterhandlungen waren fruchtlos. Der Kaiser reiste am 15. April wieder zur Armee, nachdem er am 30. März für die Zeit seiner Abwesenheit aus Frankreich, die Regentschaft der Kaiserinn Marie Louise übertragen hatte, und stellte sich am 26. April zu Erfurt an die Spitze seines Heeres. Fürst Schwarzenberg kehrte nach Wien zurück, um dem Kaiser nie mehr zu begegnen, ausser mit dem Schwerte in der Hand.

War es nun äusserst schwer für Oesterreich, so wenig bemerkbar wie möglich aus einem Alliirten Frankreichs zum bewaffneten Vermittler, oder eventuell in die Stellung eines Gegners überzugehen, so muss die Weisheit bewundert werden, mit welcher die Politik Oesterreichs durch den Leiter derselben, den Fürsten Metternich die nöthige Zeit zu gewinnen wusste, seine Rüstungen, ohne sich gegen Napoleon zu compromitiren, zu vollenden, denn die militärischen Kräfte, über welche derselbe im Frühjahr 1813 schon zu gebieten hatte, waren durchaus wieder nicht unbedeutend. Uebereilung oder Unzulänglichkeit der Mittel hätte in diesem Augenblicke gefährlicher werden können, als jemals, indem sicher nicht zu bezweifeln war, Napoleon würde mit seiner ganzen Macht, die damals schon den

erst versammelten Kräften der Russen, so wie jenen Oesterreichs einzeln überlegen war, zuerst auf Oesterreich fallen, und wer hätte die Folgen davon berechnen können?

Während nun Fürst Metternich in diesem kritischen Zeitpunkte sorgfältig vermied, in Napoleon die Idee wach zu rufen, Oesterreich könne geneigt sein sich seinen Feinden beizugesellen, wobei er bei diesem in den verwandtschaftlichen Verhältnissen der beiden Kaiser wohl die stärkste Stütze fand, wurden die Rüstungen in der österreichischen Monarchie mit solcher Energie, mit solchem Nachdruck betrieben, dass man hoffen durfte, wenigstens in der zweiten Hälfte des Jahres 1813 wieder wie 1809, mit einer Armee von 300,000 Mann auf den Kampfplatz treten zu können, den das Geschick oder eigentlich die Laune Napoleon's ihm anweisen würde.

Um nun auch dem französischen Gesandten Otto in Wien, in Bezug auf die Rüstungen in ganz Oesterreich eine Art von Beruhigung zu geben, erklärte Fürst Metternich auf seine Anfrage deshalb: „dass Oesterreich zwar auf keine Weise von den Grundsätzen der Allianz mit Frankreich sich zu trennen gedenke, allein da die jetzige Stellung in Europa die Lage der Dinge geändert habe, und die Staaten des Kaisers leicht der Schauplatz der Feindseligkeiten werden könnten, so müsste natürlich das Wiener Cabinet eine entschiedenere Stellung nehmen, um eine Collision zu Ende zu führen, welche dasselbe sonst unmittelbar berühren könnte.“

Wer wird nun unter den damaligen Verhältnissen den Leiter der Geschicke Oesterreichs nach Aussen einen Vorwurf darüber machen, dass diese Erklärung von seiner Seite eine Zweideutigkeit war, weil er sehr gut wusste was die Rüstungen Oesterreichs bedeuteten, wenn er die Misshandlung bedenkt, die Oesterreich von Napoleon erst kurz vorher erduldet, den Druck, den er fortwährend auf dasselbe übte? Und lag es nicht an Napoleon selbst, wenn diese Rüstungen nicht so gut für ihn wie gegen ihn be-

stimmt waren, wenn er im ersten Falle die ihm vorgeschlagenen Friedensbedingnisse annahm?

Was nun den Frieden selbst betrifft, so wünschten die bisher gegen Napoleon verbündeten Mächte, England, Russland und Preussen wohl ernstlich den Frieden, allein sie waren deshalb dennoch nicht gesonnen, diesen als Gnade aus der Hand des Uebermüthigen anzunehmen, sondern entschlossen, was auch immer kommen möge, ihn mit den Waffen in der Hand zu erkämpfen, allein es war ihnen auch bei genauer Berücksichtigung der bestehenden Verhältnisse klar geworden, dass der Ausgang des in Frage stehenden Kampfes, ganz allein davon abhänge, für welchen Theil Oesterreich sich erklären würde.

Unter dieser Lage der Dinge war der Winter zwischen 1812 und 1813 und die ersten Monate des Frühlings vorüber gegangen, und Napoleon, das Unglück und die Schmach, die er über Oesterreich gebracht, völlig vergessend, lebte noch immer in dem Wahn, von diesem nichts zu fürchten zu haben, er legte ihm nach allen den Verlusten, die es früher schon erlitten, nach den recenten des Jahres 1809, von denen er es noch wenig erholt glaubte, ein zu geringes Gewicht bei, als dass es ihm schaden könne, auch, als so nahe verwandt, nicht schaden wolle. Ohne daher die Vollendung seiner eigenen Vorbereitungen abzuwarten, den Russen und Preussen sich überlegen fühlend, eilte er den Feldzug 1813 mit der an Wahnsinn grenzenden Erklärung zu eröffnen: „dass, wenn auch die Feinde schon auf dem Montmartre ständen, er dennoch kein einziges Dorf von seinen Eroberungen herausgeben würde, und dass der Name Preussen aus der Reihe der europäischen Staaten verschwinden solle.“ Welch' eitle Prahlerei, wenn man der Dinge gedenkt, wie sie sich nach dem Verlauf noch keines Jahres später gestaltet hatten.

War nun sein Uebermuth durch die im Monat Mai bei Lützen, Bautzen und Würschen gegen die Russen und Preussen gewonnenen Schlachten, gegen früher noch ge-

steigert worden, so hatte doch nicht sowohl seine überlegene Meisterschaft in der Kriegskunst, als vielmehr die Uebermacht seiner Streitkräfte gegen löwenmuthige Tapferkeit ihm den Sieg verschafft. Doch die Verbündeten waren geschlagen, und zogen sich nach Schlesien zurück, wiewohl nicht ohne kleinere glückliche Gefechte wie bei Haynau und Lukau, wo bei dem ersten General Maison durch Blücher seine ganze Artillerie verlor.

Am 4. Juni wurde endlich zwischen beiden Parteien ein Waffenstillstand bis zum 20. Juli geschlossen, der später bis zum 10. August verlängert wurde.

Als am 29. Mai die Nachricht von dem Resultate der Schlacht von Bautzen nach Wien gelangt, und dieser jene über den abgeschlossenen Waffenstillstand gefolgt war, begab sich Kaiser Franz begleitet von seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten nach Gitschin, dem Centralpunkte des in Böhmen aufgestellten Heeres.

Es war jetzt der Zeitpunkt gekommen, wo es mit der Vermittlung Oesterreichs Ernst werden musste, wozu es nöthig war sich auch mit den Gegnern Napoleon's einzuverstehen. Das veranlasste die Reise des Fürsten Metternich nach Opotschna, an der böhmisch-schlesischen Grenze zu einer Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander von Russland, deren Ergebniss die Annahme der bewaffneten Vermittlung Oesterreichs von Seite der beiden verbündeten nordischen Monarchen war.

Vor seiner Abreise hatte Fürst Metternich den gleichen Antrag an den Kaiser Napoleon gestellt. Statt einer Antwort auf denselben, fand er bei seiner Zurückkunft eine Einladung des Kaisers zu einer Conferenz mit ihm, nach Dresden zu kommen. Am 25. Juni traf der Fürst dort ein, und wurde von Napoleon in seiner Wohnung dem Graf Markolinischen Gartenpalaste, empfangen, den er jedoch nicht in der gehofften guten Stimmung fand. Der Verlauf des Gespräches, vorzüglich gegen Ende desselben, gab dem

Fürsten Veranlassung einen Schluss zu fassen über die Missstimmung des Kaisers, dem England im Kopfe lag.

Dieses merkwürdige Gespräch, das letzte Metternich's mit Napoleon, nahm schon gleich anfangs eine solche Richtung, die den Fürsten ahnen liess, es könne mit einem unangenehmen Auftritte enden. War Napoleon in solchen Gelegenheiten wenig Herr seiner selbst, so gewann Metternich immer ein gewisses Uebergewicht über seinen Gegner durch die weise Mässigung, in der er beharrte. In dieser Stimmung wendete Napoleon sich plötzlich gegen Metternich mit der Frage: „Wollen Sie Illyrien und neutral bleiben? Euere Neutralität ist Alles was ich verlange; mit den Russen und Preussen werde ich schon allein fertig werden.“ — „Sire“! entgegnete der Fürst, „So wie die Sachen jetzt stehen kann Oesterreich nicht mehr neutral bleiben, wir müssen entweder für oder gegen Sie sein; indessen hängt es nur von Ihrem Entschlusse ab, dass wir uns mit all' unsern bereit stehenden Streitkräften an Sie anschliessen, um den Frieden von den Verbündeten nöthigenfalls zu erzwingen; erfüllen Sie nur die Bedingnisse, die unumgänglich nothwendig sind, um das Gleichgewicht in Europa herzustellen, um dadurch dem Frieden seine erste unbedingte Garantie zu geben.“

Als dann Fürst Metternich auf Napoleon's Verlangen die Bedingungen namhaft gemacht hatte, da erreichte des Kaisers Paroxysmus den höchsten Grad. Er zog sich jetzt mit dem Fürsten in ein abgesondertes Kabinet zurück und tobte ihn also an: „Wie Metternich! also nicht blos Illyrien auch die Hälfte von Italien, die Wiedereinsetzung des Papstes, die Preisgebung Polens, die Verzichtung auf Spanien, Neapel, Holland, den Rheinbund und die Schweiz verlangen Sie? Ist das Ihr Gleichgewicht, das Sie wiederhergestellt haben wollen? Das Alles soll geschehen, blos weil Oesterreich mir im Weigerungsfalle mit Krieg droht? Gestehen Sie, Metternich, wie viel hat Ihnen England ge-

zahlt, um mich zu verrathen, und Krieg gegen mich zu führen? *)"

Der Schluss dieser Rede war wohl wieder ein Symptom der schon erwähnten Krankheit Napoleon's, die ihn völlig die Verhältnisse des Augenblicks vergessen liess, den Druck, den er bisher auf Oesterreich geübt; die ihn verkennen liess, dass sein sogenannter Stern sich seinem Untergange nahte. Es war wohl sicher keine Bestechung des Ministers nöthig, um Oesterreich anzuregen, den eingetretenen günstigen Zeitpunkt zu benützen, um das wieder zu erzielen, wofür so viel Blut umsonst geflossen — seine Selbstständigkeit!

Die Frage Napoleon's verdiente von dem Manne, der, obwohl tief gekränkt, doch mit dem reinsten Bewusstsein auch an dieser Stelle streng seine Pflicht für seinen Kaiser zu thun, vor Napoleon stand, keine andere Antwort, als — tiefes Schweigen; änderte aber nicht das Mindeste in der festen Haltung, die Fürst Metternich bisher gegen Napoleon behauptet hatte, wie sich dies bald darauf deutlich erwies.

Es gingen nämlich beide stillschweigend eine Weile im Zimmer auf und ab, und Napoleon, sei es in einer Art von Verlegenheit, oder in der Lebhaftigkeit seiner Gesticulation, stiess mit dem Fusse seinen Hut, den er in der Hand schwenkte, zu Boden. Metternich bewies ihm nun, dass er die Grösse der ihm angethanen Beleidigung tief empfunden, indem er unbeweglich stehen blieb und — gegen die gewöhnliche Etikette — ruhig abwartete, dass der Kaiser seinen Hut selbst aufhebe, den er dann auf

*) Wenn Fain der Cabinetssekretär Napoleon's behauptet, bei diesem letzten Gespräche zwischen Napoleon und Metternich zugegen gewesen zu sein, so sagt er die Unwahrheit. Um mit Metternich allein zu sein, hatte sich Napoleon mit ihm in ein anstossendes Cabinet zurückgezogen, der Verfasser weiss dies aus dem Munde des Fürsten Metternich selbst. Uebrigens zeigt sich, dass Beide allein waren dadurch, dass Fain sicher Napoleon's Hut aufgehoben hätte, wäre er zugegen gewesen.

einen Stuhl legte. Napoleon fühlte diese Beschämung, setzte das Gespräch nach einer kurzen Weile in gemässigtem Tone fort; als dann Metternich sich bald darauf von ihm beurlaubte, ergriff er dessen Hand, und sagte: „Uebrigens ist Illyrien nicht mein letztes Wort, wir können uns noch auf bessere Bedingungen einlassen.“

Der besonnene und entschiedene Charakter des Fürsten Metternich hatte gleichwohl seinen Eindruck auf Napoleon nicht verfehlt, indem er einsehen mochte, dass es möglich sei, die bewaffnete Vermittlung Oesterreichs könne vielleicht dennoch zu seinem Heile gereichen. Er schloss daher am 30. Juni durch den Herzog von Bassano eine Uebereinkunft mit dem Fürsten Metternich ab, vermög welcher er die bewaffnete Vermittlung Oesterreichs, behufs eines allgemeinen — und wenn dieser nicht zu Stande kommen sollte — eines Continental Friedens, annahm; Prag wurde zu Abhaltung des Friedens-Congresses bestimmt. Um dann die nöthige Zeit zu den Friedens-Unterhandlungen zu gewinnen, wurde festgesetzt, dass Napoleon den Termin des Waffenstillstandes vom 20. Juli bis 10. August, als den peremtorischen Termin der Congress-Verhandlungen, verlängere, wobei das österreichische Cabinet es über sich nahm, die Höfe von Russland und Preussen zu gleicher Erklärung zu vermögen.

Kaiser Franz beauftragte den Fürsten Metternich mit dem Vermittlungsgeschäfte; dieser traf am 12. Juli in Prag ein, nebst ihm die mit den bestimmtesten Instructionen versehenen Bevollmächtigten Baron Amstätten von Russland, Baron Humboldt von Preussen. Ein französischer Minister, Graf Louis Narbonne war auch am Congressorte erschienen, jedoch ohne Vollmacht etwas zu beginnen, bis nicht der französische erste Bevollmächtigte eintreffen würde. Es ist allbekannt, dass dieser erste Bevollmächtigte, Graf Caulincourt, Herzog von Vicenza, seine Ankunft in Prag durch 16 Tage nach jener der andern Bevollmächtigten verzögerte, dann auch nur mit unvollkommenen Vollmachten

versehen war. Aus allem dem leuchtete hervor, dass es dem französischen Kaiser durchaus nicht Ernst, er auf die Unterhandlungen nur eingegangen war, um diese Zeit noch zu gewinnen, zur Vollendung seiner Rüstungen.

Als dann der 10. August erschien, und noch gar kein Uebereinkommen getroffen, die Gesandten von Russland und Preussen ihre Vollmachten erloschen erklärten und Prag verliessen, da zögerte auch Fürst Metternich keinen Augenblick; noch in der Nacht des 10. auf den 11. August unterzeichnete er die Kriegserklärung gegen Frankreich und auf telegraphischem Wege benachrichtigt, überschritten am folgenden Morgen 100,000 Russen die österreichische Grenze zwischen Böhmen und Schlesien.

Gehen wir auf die Unterhandlungen zurück, die zwischen den drei neuen Alliirten statthaben mussten, um auf den Punkt zu kommen, der die Vereinigung ihrer Bevollmächtigten in Prag gestattete, so muss es sehr einleuchtend gefunden werden, dass auch hier Manches zu besprechen war. Nur Eines stand unwidersprechlich klar da, dass Oesterreich in diesem Momente der Schiedsrichter Europa's war, in seiner Hand lag das Schicksal eines Welttheiles. Diese Stellung machte es ihm möglich, nach seiner Wahl einen oder den andern Entschluss zu fassen, allein bei der vorauszusehenden Hartnäckigkeit Napoleon's, war an seinem endlichen Entschluss nicht zu zweifeln, jedenfalls rieth die Staatsklugheit Oesterreich den entscheidenden Zeitpunkt abzuwarten. Es konnte sich wohl gleich mit Russland und Preussen gegen Napoleon verbinden; es konnte aber auch gerüstet und gewaffnet wie es war, zuwarten, und sehen was sich für's Erste zwischen den beiden kriegführenden Parteien ereignen würde, und dann erst einen Entschluss fassen, wie er seinen eigenen Interessen am angemessensten gewesen wäre; daher hatte das österreichische Cabinet vor dem Zusammentritte des Congresses sich öffentlich noch für nichts entschieden aussprechen können. Als es dann durch das Benehmen der französischen Bevoll-

mächtigten beim Congresse offen am Tage lag, dass auf einen Frieden mit Napoleon nie zu rechnen, der Congress unverrichteter Sache sich trennen würde, da stand auch Oesterreichs Entschluss fest, der neuen Coalition sich anzuschliessen, indem es erklärte in Gemeinschaft mit England, Russland und Preussen mit seiner ganzen Macht, dem tyrannischen Uebermuthe Napoleon's entgegen zu treten, worüber dann in den letzten Tagen des Monats Juli die bindenden Verträge abgeschlossen wurden.

Doch um seiner Würde als erste europäische Grossmacht nichts zu vergeben, trat es diesem Bunde nur unter der Bedingung bei, dass ein aus den Reihen der österreichischen Armee hervorgegangener Feldherr, und hier speciell der Feldmarschall Fürst Carl Schwarzenberg, als unbeschränkter oberster Feldherr, den Armeen der drei festländischen Mächte gebieten sollte. In der gewissen Voraussicht der Dinge die da kommen würden, hatte der Feldmarschall Schwarzenberg den beiden Monarchen von Russland und Preussen schon am 12. Juli in Trachenberg eventuell den Plan vorgelegt, nach welchem der Krieg geführt werden müsse; der dann später die vollständige Sanction der Verbündeten erhielt, und von dem Feldmarschall auch so ausgeführt wurde.

Und so lag in diesem entscheidenden Augenblicke das Heil Europa's, so wie insbesondere jenes der österreichischen Monarchie in den Händen jener beiden Männer, von denen der Eine, der Fürst Metternich durch seine Weisheit in der Vereinigung der vier ersten Mächte des Welttheiles, die Möglichkeit herbeigeführt hatte, die Ruhe und das Gleichgewicht Europa's herzustellen, welches Napoleon's missbrauchtes Genie und Glück mit unerhörter Tollkühnheit zerstört hatte; und der Andere, der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg durch sein ausgezeichnetes Feldherrntalent, durch seine kluge Mässigung und zugleich durch das Durchdringen, wenn es Noth that, die hohe Gabe besass, das Band der Coalition unter den beschwerendsten

Verhältnissen beisammen zu halten, den bisher so sehr gefürchteten Gegner in der Art besiegte, dass sein mit Millionen Menschenleben und einem Meere von Blut erbauter Thron, mit allen von ihm ausgegangenen andern Thronen durch die Anstrengungen von 8 Monaten in Trümmer zerfielen und ein Gebäude zusammenstürzte, dessen Errichtung zwanzig Jahre erfordert hatte, dass dieser Gegner, der sich das Schicksal selbst zu sein dünkte, in weniger als sein früheres Nichts zurückfiel.

Eine schwere Rolle war es, die der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg in dem Oberbefehl über die verbündeten Heere, über so heterogene Massen übernahm; „aber so wie Schwarzenberg“ sagt uns Herr von Prokesch in seinen Denkwürdigkeiten „im Jahre 1812 im Fürsten Metternich den Mann gefunden hatte, der in jener Zeit des Zwistes zwischen Pflicht und Neigung seine Ansicht in Beurtheilung der Weltangelegenheiten theilte, so fand er auch jetzt in diesem Staatsmanne die festeste Stütze für sein Wollen und Handeln;“ und so war es die Politik Oesterreichs in der Person des Fürsten Metternich, die dem Feldmarschall Fürst Schwarzenberg den Pfad ebnete den von Anfang gefassten Plan für den Krieg in Ausführung zu bringen, im Gegensatze zu der Behauptung auswärtigen Schriftsteller, Danilewsky's, Damitz, Beitzke's, Bernhardi's und Consorten, dass eben diese Politik dem Feldmarschall Fesseln angelegt, dass er besondere Befehle für sein Verhalten aus dem Hoflager seines Kaisers erhalten habe, eine Annahme, die der Wahrheit schnurstracks widerspricht.

Wir gehen wieder auf unser Thema zurück.

Am 9. September unterzeichnete Fürst Metternich die Quadrupel-Allianz zwischen Oesterreich, England, Russland und Preussen zu Töplitz, wo neben dem Hauptquartier des Feldmarschall Schwarzenberg die Monarchen ihr gemeinschaftliches Hoflager aufgeschlagen hatten. Die Hauptbestimmungen dieses Vertrags waren folgende: die Wieder-

herstellung der österreichischen und preussischen Monarchie, auf den Fuss, wie dieselben vor dem Jahre 1805 bestanden hatten, die Auflösung des Rheinbundes und gänzliche Unabhängigkeit der neben Oesterreich und Preussen bestehenden deutschen Mittelstaten, die Wiedereinsetzung des Hauses Braunschweig in seine sämmtlichen deutschen Erbstaaten, eine gütliche Ausgleichung zwischen Oesterreich, Russland und Preussen über das künftige Schicksal des Herzogthums Warschau. Besondere Zusatzartikel regulirten die Zurücknahme der unter der 32. Militär-Division begriffenen, mit Frankreich vereinigten Lande, so wie jener Staaten, welche einzeln französischen Grossen verliehen worden waren.

Unter den deutschen Mittelstaaten besann sich Baiern am längsten der Coalition der vier Grossmächte beizutreten. Obwohl es sehr gut fühlen musste, dass seine Verbindung mit Frankreich mehr ein Unterthansverhältniss als eine Allianz war, so fürchtete es noch immer die Uebermacht Napoleon's oder war für die durch ihn erlangte Territorial-Ausdehnung besorgt. Endlich hatten gegen Ende August Annäherungen statt, die aber erst in der Mitte Septembers zu wirklichen Unterhandlungen zwischen dem Fürsten Reuss von österreichischer und Grafen Wrede von baierischer Seite führten, denen dann am 8. October der Abschluss eines Vertrags folgte, vermöge welchem der König von Baiern gegen Zusicherung seiner völligen Souveränität und des Besitzstandes seiner sämmtlichen Staaten, der Coalition beitrat. Dieser sogenannte Riedervertrag — von dem Orte wo er geschlossen — wurde am 10. October vom Fürsten Metternich im Namen des Kaisers ratificirt.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, dem siegreichen Zuge der verbündeten Heere Schritt für Schritt zu folgen, da die Wirksamkeit der Politik auf den Schlachtfeldern theilweis aufhört und erst nach erfochtenen Siegen wieder in Thätigkeit tritt, obwohl die fremdländischen Schriftsteller, welche über die Ereignisse jener Zeit ge-

schrieben, in jedem Schritte des Feldmarschalls Schwarzenberg, in jedem seiner Befehle an die Armee, eine dem eigentlichen Ziele der Coalition widerstrebende Politik Oesterreichs erkennen wollen.

Genug, das siegreiche Schwert des Feldmarschalls hatte die französischen Armeen, unter ihren ungeheuren Verlusten mit Ende Octobers aus ganz Deutschland vertrieben, den Kaiser Napoleon selbst mit den Trümmern seines Heeres über den Rhein gejagt und die alliirten Monarchen nach Frankfurt am Main, einst die Krönungsstadt des tausendjährigen Reiches geführt, wo über die ferneren Maassregeln, die Fortsetzung des Kampfes entschieden werden sollte.

Ein Theil der Bedingnisse des Vertrags von Töplitz vom 9. September war wohl schon erfüllt, Deutschland war von den Feinden befreit, die es seit Jahren unter einem tyrannischen Drucke gehalten; allein um zu einer dauernden Ruhe in Europa, zu einer gesicherten Stellung aller Staaten gegen einander, zur Ausgleichung der verschiedenen bisher so hart beleidigten Interessen zu gelangen, war noch unendlich Vieles zu thun übrig; nur ein endlicher Friede nach völlig gethaner Arbeit konnte darüber entscheiden. Aber war wohl von dem Manne, der sich bisher den Herrn der Welt wähnte, irgend ein Entgegenkommen zu erwarten? nach den ungeheuern Verlusten, die er bisher an seiner Ehre, an seinem militärischen Ruhme erlitten?

Fürst Metternich, jetzt der alleinige Leiter der Politik der Verbündeten, so wie Fürst Schwarzenberg der siegreiche Führer ihrer Heere, kannten beide aus eigener persönlicher Beobachtung den französischen Kaiser zu genau, um nicht vollkommen überzeugt zu sein, dass er wohl auf Unterhandlungen eingehen würde, um Zeit zu neuen Rüstungen zu gewinnen, allein einen seinem Stolze widerstrebenden Frieden, eingedenk seines Armeebefehls in Bezug auf den Montmartre, nie eingehen werde. Um aber

ch Jenen im Hoflager der Monarchen zu genügen,
ıubten, jetzt schon einen Frieden schliessen zu
lleicht weil es ihnen schien, für ihre Forderun-
zu sein, wurde der im Hauptquartier als Ge-
lliche französische Diplomat Baron Saint-
densvorschlägen an Napoleon entlassen,
Metternich wie Schwarzenberg voraus
ss sie nicht angenommen werden wür-
h dem Kaiser nicht angetragen haben
Geneigtheit Napoleon's, irgend einen
zu finden, bei ihm hätte voraussetzen

.e verspätete Antwort Napoleon's, der gleichwohl Mannheim als Congressort antrug, war so auf Schrauben gestellt, dass man seine Absicht „Zeitgewinn" nicht verkennen konnte, indem er sich nicht deutlich über die Anerkennung einer völligen Unabhängigkeit aller europäischen Nationen aussprach. Da nun Fürst Metternich auf eine bestimmte Erklärung über diesen Punkt drang, so beantwortete der Herzog von Vincenza sein Schreiben durch die eigentlich nichtssagende Erklärung: der Anerkenung der Integrität aller Nationen, innerhalb ihrer natürlichen Grenzen und des Gleichgewichts von Europa, welches letzte dem Fürsten Metternich theilweis genügte, um auf Unterhandlungen eingehen zu können, wenn von Seite Frankreich's der Antrag dazu gestellt würde, bis wohin jedoch, wie wir wissen, die Lage der Dinge sich ganz besonders geändert hatte.

Die Verbündeten fassten in Folge dessen den Beschluss den Krieg fortzusetzen, und in einem zweiten Feldzuge im eigentlichen Frankreich ferner das Glück der Waffen zu versuchen, der als ein Winterfeldzug bis auf das Plateau von Langres ausgedehnt werden sollte, wo es sich dann zeigen würde, ob dort der Friede zu erreichen oder dieser durch einen dritten Feldzug in Paris gesucht werden müsste.

schrieben, in jedem Schritte des Feldmarschalls Schwarzenberg, in jedem seiner Befehle an die Armee, eine dem eigentlichen Ziele der Coalition widerstrebende Politik Oesterreichs erkennen wollen.

Genug, das siegreiche Schwert des Feldmarschalls hatte die französischen Armeen, unter ihren ungeheuren Verlusten mit Ende Octobers aus ganz Deutschland vertrieben, den Kaiser Napoleon selbst mit den Trümmern seines Heeres über den Rhein gejagt und die alliirten Monarchen nach Frankfurt am Main, einst die Krönungsstadt des tausendjährigen Reiches geführt, wo über die ferneren Maassregeln, die Fortsetzung des Kampfes entschieden werden sollte.

Ein Theil der Bedingnisse des Vertrags von Töplitz vom 9. September war wohl schon erfüllt, Deutschland war von den Feinden befreit, die es seit Jahren unter einem tyrannischen Drucke gehalten; allein um zu einer dauernden Ruhe in Europa, zu einer gesicherten Stellung aller Staaten gegen einander, zur Ausgleichung der verschiedenen bisher so hart beleidigten Interessen zu gelangen, war noch unendlich Vieles zu thun übrig; nur ein endlicher Friede nach völlig gethaner Arbeit konnte darüber entscheiden. Aber war wohl von dem Manne, der sich bisher den Herrn der Welt wähnte, irgend ein Entgegenkommen zu erwarten? nach den ungeheuern Verlusten, die er bisher an seiner Ehre, an seinem militärischen Ruhme erlitten?

Fürst Metternich, jetzt der alleinige Leiter der Politik der Verbündeten, so wie Fürst Schwarzenberg der siegreiche Führer ihrer Heere, kannten beide aus eigener persönlicher Beobachtung den französischen Kaiser zu genau, um nicht vollkommen überzeugt zu sein, dass er wohl auf Unterhandlungen eingehen würde, um Zeit zu neuen Rüstungen zu gewinnen, allein einen seinem Stolze widerstrebenden Frieden, eingedenk seines Armeebefehls in Bezug auf den Montmartre, nie eingehen werde. Um aber

doch auch Jenen im Hoflager der Monarchen zu genügen, welche glaubten, jetzt schon einen Frieden schliessen zu können, vielleicht weil es ihnen schien, für ihre Forderungen gedeckt zu sein, wurde der im Hauptquartier als Gefangener befindliche französische Diplomat Baron Saint-Aignon mit Friedensvorschlägen an Napoleon entlassen, von denen Fürst Metternich wie Schwarzenberg voraus überzeugt waren, dass sie nicht angenommen werden würden, die man aber auch dem Kaiser nicht angetragen haben würde, wenn man eine Geneigtheit Napoleon's, irgend einen Frieden annehmbar zu finden, bei ihm hätte voraussetzen können.

Die verspätete Antwort Napoleon's, der gleichwohl Mannheim als Congressort antrug, war so auf Schrauben gestellt, dass man seine Absicht „Zeitgewinn“ nicht verkennen konnte, indem er sich nicht deutlich über die Anerkennung einer völligen Unabhängigkeit aller europäischen Nationen aussprach. Da nun Fürst Metternich auf eine bestimmte Erklärung über diesen Punkt drang, so beantwortete der Herzog von Vincenza sein Schreiben durch die eigentlich nichtssagende Erklärung: der Anerkenung der Integrität aller Nationen, innerhalb ihrer natürlichen Grenzen und des Gleichgewichts von Europa, welches letzte dem Fürsten Metternich theilweis genügte, um auf Unterhandlungen eingehen zu können, wenn von Seite Frankreich's der Antrag dazu gestellt würde, bis wohin jedoch, wie wir wissen, die Lage der Dinge sich ganz besonders geändert hatte.

Die Verbündeten fassten in Folge dessen den Beschluss den Krieg fortzusetzen, und in einem zweiten Feldzuge im eigentlichen Frankreich ferner das Glück der Waffen zu versuchen, der als ein Winterfeldzug bis auf das Plateau von Langres ausgedehnt werden sollte, wo es sich dann zeigen würde, ob dort der Friede zu erreichen oder dieser durch einen dritten Feldzug in Paris gesucht werden müsste.

Der zweite Feldzug konnte jedoch nicht so schnell als man gewünscht, eröffnet werden, weil er mehrere Vorbereitungen erforderte, von denen die erste die Regelung des Antheils war, den die Fürsten des Rheinbundes, durch ihre fernere Mitwirkung in dem Befreiungskriege zu nehmen haben würden.

Inzwischen war der Monat December zur Hälfte vorüber gegangen und nach dem Grundsatze, die Kriegsoperationen durch die Friedensunterhandlungen nicht unterbrechen zu lassen, ging die Hauptarmee, nachdem die Quasi-Neutralität der Schweiz durch einen Vertrag beseitigt war, am 21. December bei Basel, Laufenburg und Schaffhausen in der Schweiz über den Rhein, erreichte ohne Anstand am 18. Januar das Plateau von Langres, welche Stadt nach angedrohtem Sturm durch Uebergabe auf Discretion genommen wurde. Etwas später in der Nacht vom 1. Januar 1814 war auch Feldmarschall Blücher mit dem schlesischen Heere bei Mannheim, Caub und Coblenz über den Rhein gegangen und hatte eben auch am 18. Januar Metz erreicht.

Zu den Verhandlungen des Friedens war Chatillon-sur-Seine zum Congressort bestimmt, wo sich die Bevollmächtigten der Alliirten und zwar Graf Stadion für Oesterreich, Graf Rasumowsky für Russland, Baron Humboldt für Preussen und Lord Castlereagh für Grossbritannien gegen Ende Januar versammelten und schon vom Herzog von Vicenza, dem dieser Ort schon früher war angewiesen worden, erwartet wurden.

In der Versammlung der Monarchen zu Langres war die Fortsetzung des Feldzuges beschlossen worden und den ersten glücklichen Erfolg in Frankreich bezeichnete die Schlacht bei Brienne, wo der Kaiser Napoleon in der Nähe seiner kriegerischen Wiege total geschlagen und in die Flucht getrieben wurde.

Während der Dauer der Feindseligkeiten, deren Einzelheiten nicht in den Bereich unserer Arbeit gehören, war es Napoleon gelungen, am 10., 11., 12. und 14. Februar

gegen das schlesische Heer, am 17. gegen den Grafen Wittgenstein und am 18. gegen den Kronprinzen von Würtemberg örtliche Vortheile zu erstreiten, die die alten Siegeshoffnungen in ihm wieder aufregten, mit ihnen aber auch die gewisse Gemühtsstimmung wieder steigerten, die ihn wohl allein zu der Aeusserung veranlassen konnte, „dass er jetzt näher bei Wien und Berlin stehe, als die Verbündeten bei Paris“.

Diese für Napoleon glücklichen Ereignisse, verbunden mit den Verhältnissen, welche ein Winterfeldzug gewöhnlich mit sich bringt, ein grosser Krankenstand und hier noch dazu der Mangel an Lebensmitteln, veranlassten den Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg sich mit der Hauptarmee hinter die Aube zurückzuziehen, um sich seinen Magazinen, seinen Verstärkungen zu nähern; zugleich wurde Napoleon ein Waffenstillstand angetragen; Bevollmächtigte dazu traten in Lusigny zusammen, allein sie trennten sich nach der ersten Zusammentretung ohne Erfolg; die Unterhandlungen scheiterten an den übermüthigen Forderungen Napoleon's, deren erste war, dass die Armeen der Alliirten sich ungesäumt über den Rhein zu ziehen hätten, wo er dann bereit sei, um den Frieden zu unterhandeln!

Der Congress zu Chatillon, der in Bezug auf die Arbeiten der Bevollmächtigten, der Verbündeten durch den Fürsten Metternich aus dem Hoflager der Monarchen zu Chaumont geleitet wurde, hatte zwar am 3. Februar mit dem Austausche der Vollmachten begonnen; allein die erwähnten, im Grunde nur geringfügigen localen Vortheile, welche Napoleon gegen die beiden Heere der Alliirten, vielmehr nur gegen einzelne Corps derselben gewonnen, hatten seinen Uebermuth wieder in der Art in die Höhe geschraubt, dass er den Herzog von Vicenza ganz ohne Instruction liess, wodurch die Congressverhandlungen in Stillstand geriethen.

Um nun diesen Uebermuth wieder herabzustimmen, und den französischen Kaiser zur Besinnung zu bringen, wurde auf Antrag des Fürsten Metternich von den alliirten Mächten ein offensiver und defensiver Quadrupl - Allianztractat beliebt, und im Namen ihrer Souveräne vom Fürsten Metternich, Lord Castlereagh, den Grafen Nesselrode und Hardenberg am 1. März zu Chaumont unterzeichnet, vermög welchem sich Oesterreich, England, Russland und Preussen verpflichteten, im Falle Frankreich die vorgeschlagenen Friedensbedingnisse ablehne, alle ihre Kräfte zu vereinigen, um Europa einen allgemeinen Frieden zu verschaffen. Jede der vier Mächte versprach zu diesem Zwecke 150.000 Mann vollzählig im Felde zu erhalten, und England übernahm es 5 Millionen Pfund Sterling Hilfsgelder an die andern drei Mächte auszuzahlen. Die Dauer dieses Vertrags wurde auf zwanzig Jahre festgesetzt.

Dass nun Napoleon seinen Bevollmächtigten immer ohne Instructionen liess, veranlasste jene der Verbündeten dem ersten einen peremtorischen Termin bis zum 10. März zur Ueberreichung eines Gegenprojectes zu stellen, den sie dann noch bis zum 15. verlängerten. Der Herzog von Vincenza noch immer ohne Instruction, überreichte endlich am letzten Tage ein Präliminar - Friedens - Gegenprojekt, dessen Forderungen bei ihrer Annahme beinahe den bisherigen Zustand Europa's erhalten haben würden. Frankreich verlangte fortwährend einen solchen Flächeninhalt, der mit dem System des Gleichgewichts, und den von lange her gewohnten Verhältnissen der europäischen Staaten nicht vereinbar war; es wollte die Angriffspunkte alle beibehalten, von denen aus Frankreich in den letzten Jahren so viel Unheil verbreitet, so viele Zerstörungen angerichtet hatte. Glieder der napoleonischen Familie sollten wieder auf europäische Throne gesetzt werden, und ihr Oberhaupt fortfahren Schiedsrichter über das Schicksal europäischer Völker und ihrer innern Angelegenheiten zu sein.

Nach der Uebergabe dieses, jeder vernünftigen Ansicht widerstrebenden Projectes, erklärten die Bevollmächtigten der Verbündeten ihre Vollmachten als erloschen, und so ging der Congress nach einer Dauer von 40 Tagen unverrichteter Sache auseinander. In einem eigenen Manifeste erklärten hierauf die alliirten Mächte, indem sie ihr feierlich gegebenes Wort erneuerten, nicht eher die Waffen aus der Hand zu legen, bis das grosse Ziel ihrer Verbindung, die Unabhängigkeit der Nationen, und die wechselseitige Achtung ihrer Rechte erreicht sein werde.

Die Schlacht bei Arcis-sur-Aube am 21. und 22. März zwischen Napoleon und Schwarzenberg entschied endlich über den ganzen Feldzug. Napoleon vollkommen geschlagen fasste den verzweifelten Entschluss, sich auf die Verbindungen der Alliirten zu werfen; in der zaghaften Weise, wie er ihn ausführte, indem er, von der Hauptarmee sich verfolgt glaubend, noch einmal gegen Saint-Dizier umkehrte, dann auf dem weitesten Umwege seiner Hauptstadt zu Hilfe eilen wollte, lässt sich deutlich wieder die angedeutete Gemüthsstimmung erkennen, welche ihn die Dinge durchaus anders ansehen liess, als sie wirklich waren.

Inzwischen hatten sich die beiden alliirten Heere, die Haupt-Armee und das schlesische Heer zwischen Vitry und Chalons-sur-Marne die Hände gereicht, und zogen in Gewaltmärschen, überall siegreich schlagend gegen Paris. Die Schlacht am 30. März vor den Thoren der Stadt, auf den Höhen von Romainville, Belleville und dem Montmartre endete dann vollends den Krieg; ihr folgte am andern Tage am 31. März die Besetzung der ersten Hauptstadt Frankreichs, in welche die Monarchen von Russland und Preussen, in ihrer Mitte der ruhmgekrönte Oberbefehlshaber aller verbündeten Heere, Feldmarschall Fürst Schwarzenberg, als Stellvertreter des in Dijon weilenden Kaisers Franz, im Triumphe unter dem Jubel der Bevölkerung ihren Einzug hielten.

Gleich nach empfangener Nachricht der Capitulation der Stadt Paris, verliess Fürst Metternich Dijon, wohin er seinen Kaiser begleitet hatte, und eilte nach Paris um Theil zu nehmen an den dortigen Friedensunterhandlungen.

Und so glauben wir durch das bisher Gesagte in kurzen Federstrichen treu und wahr die Aufgabe gelöst zu haben, die wir uns gestellt, in dem unwiderlegbaren Beweise, dass, wenn der Kaiser Napoleon I. selbst die erste offene Veranlassung seines Unterganges war, weil er nach dem Wiener Frieden 1809, und nach seiner Familien-Verbindung mit dem Habsburgischen Kaiserhause, durch Handlungen unbegrenzter Willkür, welche weder Recht noch Gesetz erkannte, durch seinen wahnsinnigen Zug nach Russland, in jeden guten Rath verachtendem Uebermuthe, die langmüthige Vorsehung selbst herausgefordert hatte, — die zweite Ursache seines Sturzes ganz allein in der Politik Oesterreichs, in der Weisheit des damaligen Leiters seines Cabinetes, des Fürsten Metternich zu suchen sei, indem nur sie es war, welche die Einigung Aller gegen Einen als einziges Mittel anbahnte, und sie glücklich zum Ziele führte. Ohne diese Einigung der vier Grossmächte Oesterreichs, Englands, Russlands und Preussens gegen Napoleon, würde dieser nach dem machiavellistischen Grundsatze: „*divide et impera*“ sein Wesen ungehindert fortgetrieben haben, nachdem er jedem Einzelnen überlegen, die Herrschaft über Alle unfehlbar erreicht hätte.

Warum diese Einigung der Grossmächte Europa's nicht schon viel früher, nicht schon im Jahre 1805 oder 1809 zu Stande kam, können wir hier wohl nicht mit Erfolg untersuchen; denn die Ursachen davon sind gewiss zu heterogener Art, liegen zu tief in den Eigeninteressen der verschiedenen Staaten, als dass sie jetzt schon an's Tageslicht gezogen werden könnten, etwas das einem entferntern Zeitpunkt der Zukunft vorbehalten bleiben muss.

Das jedoch liegt offen am Tage, dass, so wie Oesterreich die einzige Continentalmacht war, die vom ersten

Augenblick des Entstehens der französischen Revolution, in ihren Ansichten über die Bekämpfung derselben sich immer gleich blieb, bis zum Sturze des aus ihr hervorgegangenen fabelhaft zusammengezogenen Kaiserreichs; und so oft es sich von den derben Schlägen, die ihm der Kampf um seine Existenz beigebracht, nur einigermaassen wieder erholt hatte, diesen Kampf erneuert wieder aufnahm; so ist auch als gewiss vorauszusetzen, dass Kaiser Franz ungeachtet der Familienverbindung mit Napoleon — dem schweren Opfer welches die Liebe zu seinen Völkern seinem väterlichen Herzen abrang — immer mit offenen Augen den einander drängenden Ereignissen folgte, um den Zeitpunkt zu erfassen, wo die Vorsehung ihm gestatten würde, den ungerechten Druck abzuschütteln, der seit schon so langer Zeit auf ihm und seinen Völkern lastete. — Und wer wird es dem Kaiser Franz verargen, wenn er zur rechten Zeit sich den Verbindlichkeiten entzog, die ihm der Drang der Verhältnisse auferlegt hatte? Und wer wird nicht anerkennen müssen, dass von Oesterreich, wie wir gezeigt, in dieser Hinsicht gegen Napoleon mit der grössten Offenheit vorgegangen worden? Nahm dieser in seiner Verblendung die Warnungen und den guten Rath seines Schwiegervaters, den ihm dieser durch das Organ des Fürsten Metternich ertheilte, nicht an, täuschte er sich über die Kraft Oesterreichs, die er gebrochen wähnte, die aber nur unterdrückt und zeitweis gelähmt war, so war das ganz seine eigene Schuld; wenn dann je ein altes Sprichwort sich gerecht bewährt hat, so war es dies: „*Quem deus vult perdere, dementat!*“ bei Napoleon!

Wir haben früher erwähnt, Kaiser Franz habe bei dem Ausbruche des Krieges das Heil seiner Völker, und mit ihm das Heil von ganz Europa, in die Hände zweier erhabenen Männer gelegt, in die Hände des Fürsten Metternich und des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg. In Bezug auf den ersten den Fürsten Metternich, glauben wir bewiesen zu haben, dass die weise Umsicht, die kühne

Thätigkeit des Fürsten, bis zum Tage der Kriegserklärung am 10. August 1813 ganz allein die Triebfeder war, welche die Einigung der vier Grossmächte gegen Napoleon zu Stande gebracht, dass Niemand ihm den Vorwurf machen könne sich bei diesem Geschäfte ungerechter, durch die Diplomatie nicht gerechtfertigter Mittel bedient zu haben, wir glauben erwiesen zu haben, dass er nicht allein in dieser Hinsicht dem Vertrauen seines Kaisers und Herrn vollkommen entsprochen, sondern auch dass er in der Mitte des Sommers 1813 Oesterreich vor den Klauen des Adlers dadurch bewahrt habe, dass sein persönlich auf Napoleon geübter Einfluss jeden Gedanken von diesem entfernt hielt, der ihn hätte ahnen lassen können, Oesterreich werde in diesem Kampfe Partei gegen ihn nehmen, bis dieses nicht so gerüstet da stand, um den so oft gezwungener Weise ausgesetzten Kampf um seine Existenz wieder aufnehmen zu können. Wer ist es wohl, der dem Fürsten Metternich über die Art und Weise wie er dies bewerkstelligte, einen Stich haltenden Vorwurf zu machen berechtigt sein dürfte?

Gehen wir jetzt zum zweiten dieser erhabenen Männer den Feldmarschall Fürst Schwarzenberg zurück, so zeigt der Verlauf und das Ende des Befreiungskrieges, wie sehr die Wahl des Kaisers Franz auch hier als eine höchst glückliche erscheint! Was können wir aber wohl noch über diesen Mann sagen, was vor uns nicht viel besser gesagt worden ist. Herr von Prokesch in seinen Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg schildert die Grösse des erhabenen Helden in allen seinen Verhältnissen, auf eine so tief eingehende Weise, dass wir wohl nicht im Stande sind noch etwas hinzuzufügen.

Um aber dennoch sein Wesen, sein Wirken als oberster Feldherr im Befreiungskriege kurz zu bezeichnen, so erlauben wir uns hier nur einige Worte zu wiederholen, als Auszug aus einer Schrift, die einige Jahre nach dem

Kriege über den Feldmarschall in London herausgekommen ist, wo es heisst:

„Wahre Grösse sucht sich vor der Menge zu verbergen; das ist die Grösse des Mannes, dessen Name diesen Aufsatz bezeichnet. Europa dankt auch ihm seine Freiheit, Deutschland seinen Ruhm; er aber zieht sich bescheiden in den Hintergrund zurück. Man muss seine Handlungen in der Nähe betrachtet haben, um seine Verdienste nach einem richtigen Maassstab zu messen. Die Begebenheiten unserer Tage haben ihm in der Geschichte seine Stelle neben Eugen und Marlborough angewiesen, aber diese Helden haben nur mit der Gefahr, und nicht mit den Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen gehabt, welche die Führung eines Heeres, fast aus allen Völkern Europa's zusammengesetzt herbei führen musste. Diese Ruhe, dieses Nachgeben wo er durfte und konnte, dieses Festhalten seiner Meinung, wenn sie fremde Ansicht bekämpfte; hundert Schwierigkeiten, die nur die Nachwelt einst beschreiben und lesen darf, raubten ihm jeden Augenblick, den die Gefahr ihm übrig liess. Er stand fest und unerschüttert unter den Stürmen, die um ihn nicht allein auf dem Schlachtfelde erwachten. Seine Gefälligkeit, seine Ueberredung, der bekannte Edelmuth und die Rechtlichkeit seines Charakters, der sich selbst aufopferte, um das Ganze zu retten; alles dies war nöthig, um das Gebäude der deutschen Entjochung und des deutschen Ruhmes zusammen zu halten, das auf dem Grunde verschiedener Meinungen und Grundsätze errichtet war."

Möge die Nachwelt die Grösse beider Männer dankbar erkennen, mögen ihre Namen jedem Deutschen, vor Allen jedem Oesterreicher unvergesslich sein.

Wien. Druck von Jacob & Holzhausen.

Wien. Druck von Jacob & Holzhausen.

